

2557  
Georg Wallers

Leben und Sitten,

wahrhaft — oder doch wahrscheinlich —

beschrieben,

T 2642

von Ihm selbst.

---

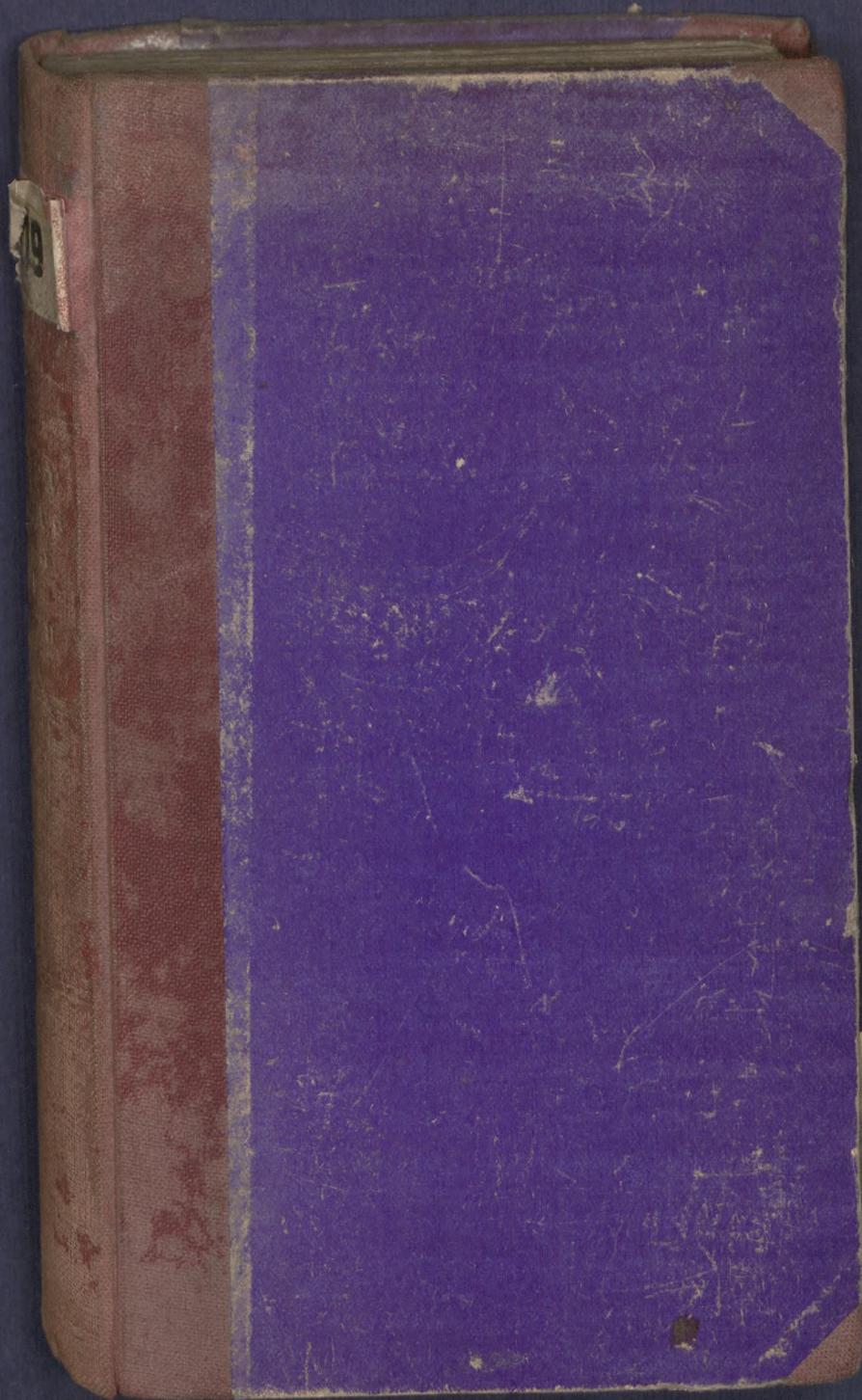
*Pide no se desprecie su trabajo, y se le  
dén alabanzas, no por lo que escribe,  
sino por lo que ha dexado de escribir.*

CERVANTES.

---

Berlin und Leipzig,  
bey Carl August Nicolai, Sohn.

1797.



II. 4079

W-41537

1460368



2557  
Georg Wallers

Leben und Sitten,

wahrhaft — oder doch wahrscheinlich —

beschrieben,

T 2642

von Ihm selbst.

---

*Pide no se desprecie su trabajo, y se le  
dén alabanzas, no por lo que escribe,  
sino por lo que ha dexado de escribir.*

CERVANTES.

---

Berlin und Leipzig,  
bey Carl August Nicolai, Sohn.

1797.

George Washington

1775-1783

John Jay (1745-1829) — the last

SPART

colonial

and Lee and the

and the other members of the committee  
and the terms of his appointment  
and the other members of the committee  
and the terms of his appointment



SD 24 8221

---

## DIALOG

ANSTATT VORREDE.

---

KINDER UND EIN KUNSTKENNER.

KUNSTKENNER.

„Kinder, was macht ihr für Lärm  
da?“

KINDER.

„Haben Freude an unserm Papa.“

»Da ist er an die Wand geklebt,  
»Getroffen — wie er leibt und lebt.»

### KUNSTKENNER.

»Ein Bild! — wo ist mein Augenglas?  
»Ich will doch untersuchen, was  
»Der Mahler hat für eine Manier?»

*(er lorgnirt)*

»Elendes Geschmier! —  
»Uebertriebne Natur! —  
»Karikatur! — «  
»Ist der Schmierer bezahlt?»

### KINDER

»Papa hat's gemüldt!»

### KUNSTKENNER.

»Soll mir verzeihn, der Herr Papa,  
»Das Bild hat keine Gratia,«

» Schlechte Zeichnung und Kolorit! »

» Treffen allein — ist kein' Merit. »

#### KINDER.

» Darnach fragen wir Kinder nicht,

» Papa wollt' mahlen sein Gesicht,

» Und das steht nun zum Reden da,

» Wir brauchen keine Gratia. —

#### KUNSTKENNER.

» Das macht, weil ihr die Kunst nicht  
kennt

» Und Farbensudeln Mahlen nennt.

» Seht das Gesicht, wie's ist verzerrt,

» Die Nase rümpft, das Maul auf-  
sperrt. »

#### KINDER.

» Unser Vater macht's eben so! —

»Ist der Herr etwa in Dubio,  
»Ob irgend auch ein Biedermann  
»Ein Fratzengesicht haben kann;  
»So darf er nur zum Spiegel gehn  
»Um in Natura eins zu sehn.»

## INNHALT.

Dialog anstatt Vorrede.

111

## DAS ERSTE KAPITEL.

Waller am Schubkarren. Seite 3

## DAS ZWEITE KAPITEL.

Waller im Ofen. 14

## DAS DRITTE KAPITEL.

Waller im goldenen Hute zu Leipzig. 22

## DAS VIERTE KAPITEL.

Waller veranlaßt eine Trepanirung. 34

## DAS FÜNFTEN KAPITEL.

Waller wird geliebt und geprügelt. 44

## DAS SECHSTE KAPITEL.

Waller will ein Geck werden und wird ein Herrnhuter. 59

VIII

DAS SIEBENTE KAPITEL.	
Waller soll ein Schneider werden.	77
DAS ACHTE KAPITEL.	
Waller will Sekretär werden.	86
DAS NEUNTE KAPITEL.	
Waller geht nach Frankfurt und wird nicht Sekretär.	94
DAS ZEHENTE KAPITEL.	
Waller erzählt Histörchen.	102
DAS ELFTE KAPITEL.	
Waller kommt wieder zum Texte und zu seiner Freundin.	109
DAS ZWÖLFTE KAPITEL.	
Waller treibt Schelmereyen und wird Sekretär <i>in partibus infidelium</i> .	124
DAS DREYZEHENTE KAPITEL.	
Waller durchstreicht das Land mit einem spanischen Abenteurer.	146
DAS VIERZEHENTE KAPITEL.	
Waller gesellt sich zu seinen Damen.	162
DAS FUNFZEHENTE KAPITEL.	
Waller lernt in Wien Etikette.	178

## DAS SECHSZEHENTE KAPITEL.

Waller wird Agent eines Agenten. 187

## DAS SIEBENZEHENTE KAPITEL.

Waller zeigt sich als ein stolzer Liebhaber. 208

## DAS ACHTZEHENTE KAPITEL.

Waller ist Archivar, Sekretar, Dichter und  
Uebersetzer. 226

## DAS NEUNZEHENTE KAPITEL.

Waller ertappt einen Dieb der nicht stehlen  
will. 238

## DAS ZWANZIGSTE KAPITEL.

Waller wird Freymaurer in einer Winkelloge  
und hält eine Rede. 251

## DAS EIN UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

Waller schildert einen Reichsbaron. 272

## DAS ZWEY UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

Waller findet einen Freund im Schlafröcke. 284

## DAS DREY UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

Wallers Freundinn stirbt. 298

## DAS VIER UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

Waller lässt sich einen Roman erzählen und  
heurathet. 311

## DAS FÜNF UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

Waller reiset nach Sachsen und macht Entdeckungen.

327

## DAS SECHS UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

Waller wird Adept und treibt verbotene Künste.

358

## DAS SIEBEN UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

Wallers Geschichte beschließt sich auf eine unerwartete Weise.

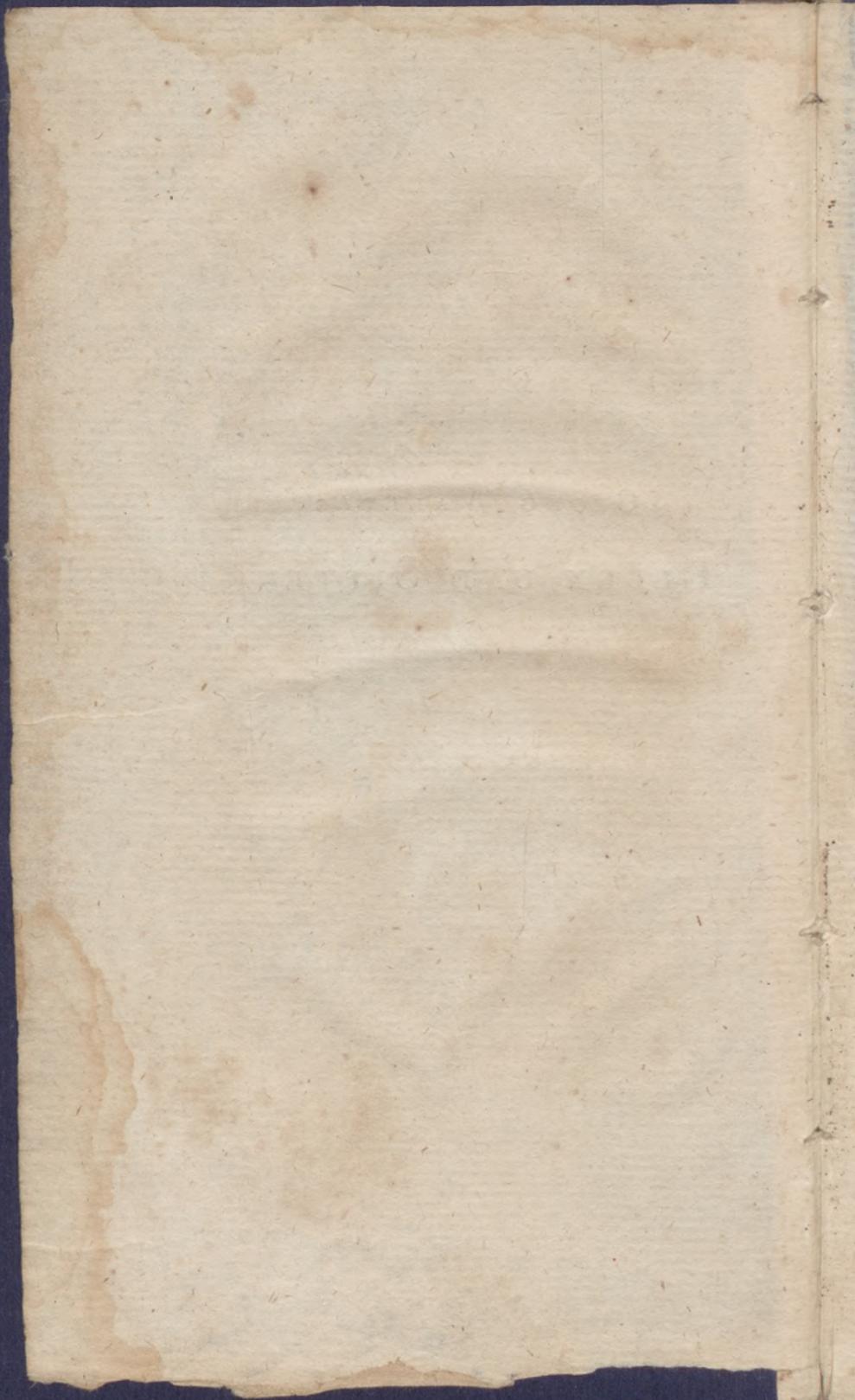
387

GEORG WALLERS  
LEBEN UND SITTEN.

---

*Waller's Leben.*

A



---

## DAS ERSTE KAPITEL.

*Waller am Schubkarren.*

Ich Georg Waller, Reichsfreyherr von und zu Wallberg, Herr der Herrschaften Berghof, Drawegk und Dickdorf u. s. w. wurde in meiner Kindheit und noch manches Jahr darnach, zufolge des Registers der Waisenkinder des großen Waisenhauses zu Halle im Saalkreise, nur schlechtweg Georg Waller genannt. Ob ich von diesem Namenswechsel Rechenschaft geben kann, kann der Leser erfahren, wenn er Geduld hat, so weit zu lesen, bis mich die Ordnung der historischen Zeitfolge auf die Geschichte meiner Geburt bringt. Ob dies bald nach dem Anfang, in der Mitte, oder am Ende dieses Buches geschehen möchte, hängt nicht von mir ab, sondern von der na-

türlichen Ordnung der Erzählung der vorgefallenen Begebenheiten, wie der geduldige Leser zu seiner Zeit selbst einsehen wird.

Ich war sehr klein, als ich die Entdeckung machte, dass noch außer dem Waisenhouse Kinder in der Welt lebten, die bey ihren Eltern wohnten und von ihnen geliebt wurden. — Das brachte mich auf die Frage, wie ich in das Haus gekommen sey, in dem man mir nicht so viel zu essen gab als ich wünschte, und mich mit öftern Ruthenstreichen zwang, mehr zu beten und zu singen als ich Lust hatte? Der umständliche Bericht, dass ich ein Findelkind sey, und mir's für eine Gnade schätzen müsse, von den milden Steuern christlicher Waisenfreunde erzogen zu werden, hatte für mich wenig Befriedigendes, und eine deutliche Erklärung des Worts Findelkind verschlofs meinen Mund gänzlich vor allen fernern Fragen in dieser Materie. Weil man mich aber sehr oft umgefragt daran erinnerte, so ward ich

endlich bey mir selbst überzeugt, ein geringeres Geschöpf als meine Mitkna-  
ben zu seyn. Ich war kleinmüthig, ver-  
lohr meine natürliche Munterkeit, fiel  
in Stumpfsinn, und erwachte nicht eher  
bis mich der Stecken des Treibers zum  
Beten oder zum Lernen weckte. Da  
ging ich vom Anfange gar unlustig zu  
Werke; wenn ich aber merkte, dass sich  
die Sache, die ich lernen sollte, begrei-  
fen lies, dann zeigte ich Ernst, half mir  
selbst, fasste schnell und würdigte die  
Anweisung meiner Lehrer keiner son-  
derlichen Aufmerksamkeit. So lernte  
ich unter grossen Ladungen von kurzen,  
oft wiederholten Gebetern, langen Pre-  
digten, Sprüchen und Liedern aller Art  
auch noch so ziemlich lesen, schreiben,  
rechnen und etwas Latein.

Mit dem physischen Wachsthum  
erwachten meine Seelenkräfte; ich wur-  
de kühner, begieriger nach Freyheit, a-  
ber auch misstrauischer und mehr ver-  
schlossen gegen meine Vorgesetzten, die  
sich eben nicht viel Mühe gaben die

Tiefen meines Herzens zu erforschen, obgleich manches darinn vorging das die Herren nicht ahnten. Meine zur Demuth angewiesene Seele erhab sich von selbst über die Vorurtheile der Welt und murrete dagegen. — Ich verglich mich mit den übrigen Knaben, und meinte meiner Seits nichts als Vorzüge zu finden — Daher nahm ich mir die Freyheit zu denken, dass es wohl nicht überall so seyn möchte, wie in diesen vier Mauern; dass vielleicht der Unterschied ächter und unächter Geburt ausserhalb nicht so sehr bemerkt, und etwa auch der äufserlichen Leibesgestalt und dem Verstande mancher Vorzug eingeräumt werden könnte. Dazu kamen etliche Historien glücklich gewordner Abentheurer, die ich zufällig hörte, und alles dieses zusammen erweckte in mir die Lust, einen Versuch anzustellen: Ob mir's die Leute in der weiten Welt an der Nase ansehen könnten, dass ich ein Findelkind sey? — Mit diesem Gedanken schlepppte ich mich ein paar Jah-

re und sammelte immer mehr Stoff der meinen Vorsatz befestigte, ohne den geringsten Anlaß zum Verdachte zu geben. Man hielt mich für einen trägen Buben, der aus Gemächlichkeit weder gut noch böse sey und der nur aus Furcht vor Schlägen seine Lektion lerne, aber niemand traute mir das Bischen Philosophie zu, das ich wirklich besaß. Ich sah wohl, daß ich mir nach dem Beispiele anderer Kameraden durch etwas Heuchelei mehr Achtung hätte erwerben können, das war aber gegen meine Natur, und also mußte mein geheimer Anschlag endlich zur Reife kommen.

Ohne Reiseansalten, ohne Geld und ohne zu wissen wohin? marschirte ich an einem schönen Nachmittage gerade zum Thore hinaus, ging der gebahnten Landstrasse nach, und bekümmerte mich wenig um die Leute die mir begegneten oder vor mir vorbey ritten, fuhren und gingen. Sie wollten mich nicht bemerken, ich wollte sie nicht um Brod bitten, und außerdem fehlte mir

nichts. Nur die Nacht erweckte in mir traurige Empfindungen. Als es finster wurde, wüste und leer, da sing ich an bitterlich zu weinen — nicht aus Sehnsucht nach den hinterlassenen Fleischstöpfen — ich fühlte nicht die mindeste Reue über meine Flucht, aber die ungewohnte Einsamkeit und die dunkeln Schatten die mich umgaben, entlockten mir unwillkürliche Thränen und reizten mich meine Schritte zu verdoppeln, bis sich endlich hinter mir erst das Knarren eines Schubkarrens, und da ich fortfuhr laut zu weinen, die Stimme eines Trösters hören lies:

»Wer bist du? was fehlt dir?«  
»Ich bin Waller von Halle, und habe  
»mich verirrt.«

»Ach — des Schmidts Sohn, vorm Merseburger Thore — bist gewiß deinem Vater entlaufen? hat er dich geschlagen? — Man muß nicht gleich fortlaufen — hab's auch so gemacht, bin drum nichts geworden, als ein Bothe der den Studenten aus der benach-

barten Heymath Wäsche und Lebensmittel zuführt. — Folge mir, Kleiner! kehre wieder um, wie Wittington — gieb deinem Vater gute Worte! Hast du Geld?»

»Nein! — »

»Nun so musst du ohnehin umkehren. — Komm mit mir ins nächste Dorf, morgen früh will ich dich deinem Vater zurückbringen, ich kenne ihn, er ist ein guter Mann, — er wird dir nicht viel thun, und mir giebt er ein Trinkgeld. » —

Das war mir alles ganz recht. Des Mannes voreilige Einbildungskraft gab mir die Lüge an die Hand die ich erst hätte erfinden müssen, seine Gesellschaft stillte meine Thränen, sein Brodsack meinen Hunger, und seine Redseligkeit die Neubegierde der Gäste im Nachtkuartiere; denn er erzählte einem jeden ungefragt, dass ich des Meister Wallers Sohn sey und ihm zu Gefallen einen Spaziergang mitgemacht habe.

Ob ein Meister Waller, Hufschmidt vor dem Merseburger Thore in Halle je-

mals gelebt hat, oder noch lebt? das ist mir unbekannt; weil aber damals eine nähere Aufklärung dieses Umstands gar nicht in meinen Kram taugte, so erhob ich mich des Morgens eine Stunde früher als die übrigen Gäste von der Streu und wanderte so schnell, dass ich in ein paar Stunden die Thore einer Stadt erreichte, welche nach genauer Betrachtung, leider! keine andre war, als die, die ich Tages vorher verlassen hatte. Da stand ich nun, aus Unkunde der Astronomie und Topographie, zwischen zwey Feuern. Hinter mir der geschwätzige Bothe dem ich das Abendessen abgelogen hatte, und vor mir das Waisenhaus, aus dem ich entlaufen war — aber das störte meinen Plan nicht. Ich schenkte dem Hause, das mich erzogen hatte, noch einen Seitenblick, eilte wie ein Mensch, der den Bienen zu nahe kommt, vor das andre Thor der Stadt und lief so lange der Straße nach, bis mich das Schicksal noch einmahl zu einem Schubkärrner führte,

der aber nichts weniger als geschwätzig war. Ein ganz wohlgekleideter Mann hinter einem Schubkarren, den ich eine Zeitlang stillschweigend begleitete, fragte mich ohne weitere Einleitung: Ob ich ihm gegen ein gutes Mittagsessen zur Vorspann dienen wollte? und ich nahm den Vorschlag eben so lakonisch an, lies mich einspannen, fühlte gar bald das Beschwerliche meines neuen Standes und ertrug es mit Geduld und Hoffnung, die sich auch des Mittags mit Speise und Trank realisirte. Der Patron war, wie gesagt, kein Freund vom Reden; wir schlossen also eine stumme Konvention, Kraft welcher ich das Joch auch Nachmittags und die folgenden Tage willig auf mich nahm.

Nach einiger Zeit, da mir Stand und Charakter meines Principals bekannt wurde, bildete ich mir etwas darauf ein, der Mitregierer einer Maschine zu seyn, deren erster Beweger Herr genannt wurde, und nichts geringeres war als ein wandernder Buch- und Kunsthändler aus

Passau, welcher seine Waaren aus Augsburg und Nürnberg zog, oder vielmehr schob, und dafür Erfurter Gut ins Reich führte. Der hinkende Staatsbothe mit seinem Cousin Kohlenbrenner, war einer unsrer vornehmsten Artikel, den die Schulmeister und Dorfeschulzen schon von weitem heraus klatschten wenn sie den beweglichen Buchladen einrücken sahen. Von Kupferstichen war unter andern mehr bey uns zu haben: Lord Lovats feiste Gestalt, der Plan von der Belagerung Bergen op Zoom, der Marschall Belisle im Käfig und das schwarze Gesicht des Obersten Menzel, nebst vielen Heiligenbildern und besonders der Figur Unserer lieben Frau von Pötsch, die hölzerne Thränen geweint hat, nebst dem Vesperbilde U. L. Fr. von Candia, wozu die Kindbetterinnen ihre Zuflucht nehmen.

Mein Herr, in seiner Art ein wohlthätiger Murrkopf, ließ mich nicht Noth leiden an Essen und Trinken und vergönnte mir die nöthige Ruhe, aber er

konnte auch ganz gelassen zusehen, dass mein einziges Hemde zu Grunde gieng, und sprach von keinem neuen als es zuletzt nur noch in Fragmenten am Kragen hing.

Dieses und die übrigen Strapazen zogen mir ein kaltes Fieber zu, und da ich in der Gegend von Altenburg im Osterlande so schwach wurde, dass ich nicht weiter konnte — da wies mir wohlermehrter Herr Buchführer mit allen Zeichen des Mitleids ein Bette an, auf dem grünen Rasen, und versprach Hülfe aus dem nächsten Dorfe. Die heil. Maria von Pötsch mag es ihm aber vergeben, dass er weiter nicht daran dachte. Denn erst, nachdem ich fast vier und zwanzig Stunden im kalten Herbstwetter unter freyem Himmel gefiebert hatte, kam ein barmherziger Samariter, der mich erst aufmerksam betrachtete, alsdann nach meinem Zustande fragte, mich auf sein Thier lud und in eine Ziegelhütte brachte, von der er Eigenthümer oder Pächter war.

## DAS ZWEITE KAPITEL.

*Waller im Ofen.*

Auf dieser Ziegelhütte habe ich zwey meiner besten Jugendjahre im tiefsten Elende verlebt. Das Fieber verliess mich zuweilen und kam stärker wieder, obgleich die gutwillige Familie des Ziegelmeisters tausend magische und sympathetische Kuren an mir probirte. Diese Leute duldeten mich gern, und gebrauchten mich in den guten Flebertagen zu allerley kleinen Diensten; sie fütterten mich auch nach Nothdurft, aber niemand wollte mir Kleider geben, und es ist buchstäblich wahr, dass ich ein ganzes Jahr die Wollust, ein Heinde anzuhaben, entbehren musste. Mein Waisenhabit fiel mir nach und nach vom Leibe, ich flickte alte Lumpen zusammen die andere Leute wegwarf, und da ich endlich gesund wurde, konnte

ich aus Mangel der Kleidung nicht weiter wandern.

Doch kam mir bey allem dem nie-  
mals auch nur die Möglichkeit einer  
Rückkehr nach Halle in die Gedanken.  
Ich dünkte mich in diesem elenden Zu-  
stande immer noch glücklicher, als dort;  
denn ob ich gleich hier unter geringen  
Menschen der geringste war, so sahen  
sie mich doch als eine Species von ihrer  
Gattung an; sie gaben mir das, was sie  
mir gaben, ohne Vorwürfe, ich selbst  
fühlte das Vorzugsrecht, das sie vor mir  
behaupten konnten, und ich müßte nicht  
mehr beten, als ich selbst wollte.

Ich verrichtete schwerere Arbeit und  
bekam reichlichere Kost, auch machte  
die wiedererlangte Gesundheit und der  
warmer Sommer meinen Zustand erträg-  
licher. Einige Almosen die mir milde  
Gönner umgebeten zuwarfen, stärkten  
meinen Muß, und da die Gegend im  
Sommer oft von Stadtleuten besucht  
wurde die Milch und Butter bey uns  
essen, und von Schülern die da Ball

und Kegel spielten, so gewann ich unter diesen die Gunst eines jungen Herrn von meinem Alter, der nebst andern Geschenken auch meine Blöfse deckte, da wo sie mir am lästigsten fiel — mit Beinkleidern. — Ich dummer Teufel! Ich freute mich, dass ich wieder Hosen anzuziehen hatte! Ich wusste nicht, was erst im Jahre 1791 in der weltberühmten Stadt Paris entdeckt ward, *unbekleidet* zu seyn, sey die höchste Stufe der Macht und der Freyheit. Auch wusste ich damals noch nicht, dass alles Übel in der Welt wodurch die liebe Menschheiterniedrigt wird, dahier kommt, dass das junge Volk überhaupt Hosen trägt, und darinn seine *anteriora* und ich denke auch *posteriora* unziemlicher Weise allzu warm hält; wie dieses in ebengedachtem anno Domini 1791 Doktor Faust in Bückeburg entdeckt hat, welcher gedachte Doktor Faust nicht ist Doktor Faust der Hexenmeister, auch überhaupt kein Hexenmeister.

Dank-

Dankbarkeit meiner Seits, und Neugierde bey dem jungen Herrn brachte uns nach und nach in nähere Verbindung. Ich mußte ihm meine Geschichte erzählen, und er offenbarte mir den löblichen Vorsatz, seiner Eltern Haus zu verlassen, auf Reisen zu gehen und mich als Reisegefährten mitzunehmen, welches ich auch ganz wohl zufrieden war. Aber der Zug sollte nach Ostindien gehen, wo der junge Herr einen Vetter hatte der sich von schwarzen Sklaven auf Sesseln herumtragen ließ, und das war ein weiter Weg, den ich mir barfuß nicht zu machen getraute; auch war mein übriger Aufzug nicht der Würde des Neffen eines so großen Mannes gemäß, und ich wußte noch überdies aus Erfahrung, daß Reisende in Gasthöfen bezahlen müßten. — Alle diese Schwierigkeiten wurden von mir treulich angezeigt und von meinem jungen Gönner gehoben. Er brachte mir nach und nach vier und zwanzig Thaler, die ich in meine Lumpen verbarg, und nun

war unser Plan folgender: Er wollte seine ganze Garderobe in einem Mantelsacke zu beiderseitiger Bekleidung mitnehmen, bestimmte auch Zeit und Stunde zur Absfahrt, und bezeichnete mir den Platz wo ich ihm den andern Morgen ganz früh mit besagtem Mantelsacke treffen und mich umkleiden sollte. — Dern wollten wir den ersten den besten um den Weg nach Ostindien fragen, und darauf zusteueren. — So dachten wir; aber das Ding gieng ganz anders. —

Das *Rendésyous*, oder auf neufränkisch deutsch, das *Stelldichein*, war dicht an der Stadt bey einer Hütte, in der ein alter Soldat wohnte. Da fand ich mich zwar zu gesetzter Zeit ein, aber mein Junker war nicht da — und kam nicht. Ich wartete über eine Stunde, war sehr unruhig — und ward es noch mehr, als mir aus dem kleinen Hause eine Stimme zurief: »Du, Betteljunge, komm herein!« — Ich war nicht herhaft genug mich zu weigern, und zu ehrlich davon zu laufen, und siehe da! der Bewohner des

Hauses bot mir einen Sechser an, wo-  
für ich in seinen Ofen kriechen und  
die Ritzen von innen verschmieren soll-  
te, denn er meinte, an meiner Klei-  
dung sey nicht viel zu verderben. —  
Auch das hatte ich nicht Muth abzu-  
schlagen, und die Folge zeigte, daß es  
gut war — denn kaum hatte ich den  
Ofen inwendig zu kalfatern angefangen,  
so hörte ich jenseits der Kacheln fol-  
gendes nicht sehr trostreiche Gespräch:

»Hat der Herr nicht hier vor sei-  
nem Hause einen zerlumpten Betteljung-  
gen stehen sehen?«

»Da steckt er im Ofen« —

»Mach er keinen Spass, der Junge  
»hat viel Geld bey sich, das er dem  
»Sohne des Herrn N. abgelogen hat, er  
»hat ihn verführt und mit ihm durch-  
»gehn wollen.«

»Ja so — also ist's Ernst — ich  
»weiss nichts von ihm.«

»Wir habens gleich gesagt, der  
»Junge ist kein Narr und wartet,  
»der ist lange zum Teufel. — Adieu!«

Nun war eine Pause. — Vermuthlich hat der Mann den Spürhunden nachgesehn und erst ihren Weg beobachtet. Nachdem kam er ans Ofenloch und nahm mich in Empfang, hielt ein kurzes Verhör, in dem ich alles ehrlich bekannte und das Corpus delicti auslieferte. Darauf sagte er: »Junge! « ich sehe wohl, daß du die Wahrheit »redest, aber deine Ehrlichkeit würde »dir warlich nichts helfen, wenn dich »die Schergen in ihren Klauen hätten; »denn das ist schon eine ausgemachte »Sache, daß allemal die Kinder geringer »Leute die vornehmen verführen, — dich »würde man peitschen und jenen tätsch- »eln. — Der Ofen war dein Glück, und »von dem Gelde soll der reiche Prasser »nichts wieder sehen; ich will an dir »handeln wie ein Vater, dich bey mir »verstecken, und dir für das Geld Wä- »sche und Kleider kaufen, damit du wei- »ter kannst.» — Er hielt Wort, und weil ich in meinen Lumpen nirgends angekommen wäre, so habe ich nur ihm die

bessern Epochen meines Lebens zu ver-  
danken. Ich weiss nicht mehr wie der  
Mann hieß, aber sein altes ehrliches  
Soldatengesicht steht mir noch immer  
vor den Augen. — Er brachte einen  
Anzug zusammen der mir gerecht war,  
wusch mich, reinigte mich und versetz-  
te mich dadurch in eine Art Wollust, die  
nur sehr wenige meiner Leser aus Erfah-  
rung kennen. Nachdem ich völlig aus-  
staffirt war, machte er mir noch einen  
Bündel von ein paar Hemden, Kamm,  
Bürste, Nehnadel, Zwirn und etwas Le-  
bensmitteln, und empfahl mich Fuhrleu-  
ten seiner Bekanntschaft die mich bis  
Borna mitnahmen. Sein Abschied lau-  
tete: »Leb' wohl! — ich müfste mich  
»sehr irren, wenn aus dir nicht noch ein  
»braver Kerl wird; da sind zwey Gul-  
»den, das ist der Rest von deinem Gel-  
»de, damit halte Haus, und wenn dir's  
»wohl geht in der Welt, so denk an dei-  
»ne Lumpen die ich verbrannt habe.» —  
Oft habe ich daran gedacht — und noch  
öfter hätt' ich daran denken sollen! —

## DAS DRITTE KAPITEL.

*Waller im goldnen Hute zu Leipzig.*

Von Borna gieng ich zu Fusse bis Leipzig und kam an einem heitern Morgen in dieser berühmten Handelsstadt an. Die glückliche Veränderung meiner Umstände wirkte auf meine Seele, der Anblick einer schönen Stadt und so manches Gegenstandes der mir noch neu war, ergötzte mein Auge, und machte mich königlich vergnügt. Ich durchstrich die Gassen mit offnem Munde — bekam in meiner Extase manchen Rippenstoss, und drehte mich so lange, bis ein junger Mensch der sich die Backen mit Kuchen stopste, meine Aufmerksamkeit von allen andern Objekten auf sich zog. Sein Beispiel war unwiderstehlich, — ich ließ die ganze Musterkarte der Leipziger Mandelbretzeln und Wetzsteine durch meine Zähne passiren, und vernaschte die Hälfte meiner Baar-

schaft. Nachdem führte mich der böse Geist vor eine Bude wo Spazierstöcke zu verkaufen waren. Da sass ein freundlicher Mann, der mich ganz liebreich anredete: »Mosjé! wollen sie sich ein »Stöckchen kaufen?« — Das Wort — *Mosjé!* — klang süß in meinen Ohren. Ich wollte den wichtigen Begriff den man von mir zu haben schien, nicht zu Schanden machen und ließ mir durch die glatte Zunge des Mannes acht Groschen aus der Tasche und ein lackirtes Holz in die Hände spielen, trug also meinen Bündel unter dem linken Arm und in der Rechten meinen Stab, drehte mich in dieser Figur noch immer durch die Gassen, wo mich jeder ungewohnte Anblick stille stehen machte, und kam so endlich in die Vorstadt an eine Bierschenke, in der ich den Rest meines Vermögens verschwieg. — Wohlgesättigt und ganz sorgenlos spazierte ich nun wieder in die Stadt und beschauete ihre Herrlichkeit bis in den späten Abend. Die vielen erleuchteten

Fenster gaben meinen Augen ein neues Schauspiel, ich vergaß darüber, dass ich weder Geld noch Herberge hatte, und stand Abends um zehn Uhr vor einem Gewürzladen in der Reichsstrasse, wo noch viele Käufer aus und eingingen, deren freundlicher Anblick die traurigen Gedanken an eine kalte, einsame Nacht aus meiner Seele verscheuchte.

Da redete mich ein kleiner Mann an, der hier wohnte und eben nach Hause gieng: »Bursche, wem gehörst du an, oder auf wen wartest du? ich habe dich schon vor einer Stunde hier stehen sehn.»

»Herr! ich warte auf niemand — und werde wohl heute Nacht auf der Gasse bleiben, denn ich bin hier unbekannt — mein Vater, ein armer Ziegelbrenner im Altenbürgschen, ist gestorben, und ich bin hierher gelaufen einen Herrn zu suchen.»

Die Lüge war zu einfach, um zu vieler Untersuchung Anlass zu geben. Unsere Unterredung endigte sich damit,

dafs mich der Mann in seine Wohnung nahm, mir ein Lager anwies und am andern Morgen folgenden Kontrakt mit mir verabredete und schriftlich aufsetzte:

» Georg Waller tritt von nun an in  
» die Dienste des Herrn Johann Mi-  
» chael Stäps, deutschen Schreib- und  
» Rechenmeisters, wohnhaft im gold-  
» nen Hute zu Leipzig. Wohlgedachter  
» Herr Stäps verbindet sich, Georg Wal-  
» lern Kost und Wohnung zu geben und  
» ihn in der edeln Schreib- und Rechen-  
» kunst zu unterrichten; wofür er nicht  
» nur ihm und seiner Familie, treu, hold  
» und gewärtig seyn, auch Tag und Nacht  
» unverdrossen dienen soll, sondern nebst  
» dem auch allen übrigen Einwohnern des  
» goldnen Hutes, als da sind: Einheimi-  
» sche und Fremde, Herren und Frau-  
» en, Kinder, Knechte und Mägde, die  
» seiner Dienste begehrten und ihm da-  
» für bezahlen. Wovon er den baaren  
» Geldverdienst unverzüglich und ohne  
» Schmälerung sogleich seinem Brod-  
» herrn, Ehrenermeldten Herrn Stäps ge-

»treulich einzuliefern hat, dahingegen  
»dickgenannter Waller alles was er an  
»Kleidung oder Lebensmitteln bekommt,  
»als sein Eigenthum behält, jedoch mit  
»Vorbehalt, es gehörig anzuzeigen und  
»nicht nach Willkür damit zu scha-  
»ten: Alles getreulich sonder Ge-  
»fährde. »

In dem goldenen Hute, einem weitläufigen Gebäude, wohnten damals nicht nur verschiedene Familien, sondern auch Studenten, Siebenbürgische Kaufleute, und in Messzeiten noch viele andre Fremde. Diese Leute brauchten bisweilen jemand zum verschicken, zum Kleider auskehren, Schuhputzen und andern kleinen Diensten. — Gleichwie nun in Paris ein Savoyarde ganze Gassen mit dergleichen Bedienung versieht, so war auch ich der Savoyarde vom goldenen Hute und verdiente in der That manchen schönen Groschen, der dem berühmten Rechenmeister sehr willkommen war; ob aber allemahl dem Patronen alles getreulich in die Kas-

se geliefert wurde, darüber möchte ich mich wohl nicht peinlich befragen lassen. Subtrahirte ich zu Zeiten einen Groschen der ihm laut Kontrakt gebührte, so addirte er sich auch vieles das laut detto mir zukam; und bey dem Artikel vom Unterrichte wäre auch manches zu erinnern. Er sah meinen guten Fortgang eben nicht mit günstigen Augen an, war sparsam mit der Lehre und wollte mich nicht zu frühzeitig in die Geheimnisse der Kunst dringen lassen. Aber diese Schwierigkeiten besiegte mein Genie, und da ich fleissig zusah, wenn der Meister andre unterwies, und bereits in Halle den Grund gelegt hatte, so machte ich schon in dem ersten halben Jahre Buchstaben, die von seinen eignen wenig zu unterscheiden waren, und am Ende des Jahres konnte ich Fraktur schreiben, Züge, grosse geschweifte Anfangsbuchstaben und alle übrigen sehr entbehrlichen Schnörkel, die mir in der Folge nur ein einziges mal in meinem Leben genutzt haben.

Zwey Jahre und drüber habe ich redlich bey Meister Hans Michel Stäps aus gehalten, und diese Zeit über keinen Mangel gehabt; denn die hohen Herrschaften, die ich bediente, gaben mir nicht nur manchen Bissen, sondern beschenkten mich auch mit abgetragnen Kleidungsstücken, die ich nach meinem Bedürfniße umändern ließ.

Das war eigentlich der Zeitpunkt, in dem sich meine Geistesgaben entwickelten. Ich weiß zwar den Fortgang meiner Ausbildung weder so stufenweise anzugeben, wie der berühmte *Carl Pilger*, mein halber Namensvetter \*), noch weniger mich so weitläufig zu meinem Lobe auszuspinnen, wie er sich. Aber meiner natürlichen Fähigkeit, dem Umgange mit

---

\*) Ich neune diesen Carl Pilger, der nur erst den ersten Theil seiner Wanderschaft unter dem Monde anno domini 1792 in einem Octavbande herausgegeben hat, meinen halben Namensvetter; denn wie ähnlich ist *Pilger* und *Waller*! Sonst bin ich gar nicht von seiner Familie, bin weder so wichtig, noch so weise, noch so weitläufig —

Menschen aus allerley Ständen, deren Thun und Wesen ich in meinem entfernten Verhältnisse aufmerksam beobachtete, und dem Lesen guter Bücher habe ich sicher das Meiste zu verdanken. Gellerts und Gottscheds Schriften waren zu der Zeit die Modelektur und für mich doppelt anziehend, weil ich die Ehre hatte, beide Herren von Person zu kennen. Gellert, der damals noch Magister war, kam fast täglich in den goldenen Hut, eine Verwandtinn zu besuchen. Er hat mich oft verschickt, sich oft von mir nach Hause leuchten lassen und mir Bücher, Geld, oder abgelegte Kleider geschenkt. Stäps machte ihm tiefe Bücklinge und filzte mich aus, wenn ich mich nach seiner Meinung zu frey gegen ihn betrug, denn ich halste schon damals alle Grimasen. — Aber Gellert vertheidigte mich, hatte Wohlgefallen an meinem offnen, muntern Wesen, und ließ sich herab mich anzuhören, wenn ich ihm Fragen über Stellen aus seinen und andern Bü-

chern vorlegte; er lieh mir selbst gute Bücher, und korrigirte Aufsätze die ich aus eignem Antriebe versuchte. Seine Fabeln konnte ich fast alle auswendig und deklamirte sie so gut, dass er mich oft aufrief, ihm und andern eine herzusagen. Auch fieng ich damals schon an, Briefe im Gellertschen Geschmacke zu schreiben, und allerley liebliche Verslein zu machen, die ich einmal, wenn sich der Geschmack wieder auf jenen Standpunkt dreht, unter dem Titel: *Gedichte eines Schuhputzers*, herauszugeben gedenke. — Alles dieses that ich für mich selbst, und gar nicht auf Anleitung oder mit Zufriedenheit meines Herrn, der die Zeit die ich darauf verwendete für Verlust ansah. Mein natürlicher Trieb und eine ungemeine Lust zu Büchern und schönen Wissenschaften, machten, dass ich jede müfsige Viertelstunde dem Lesen und Schreiben widmete, und Herr Stäps war gezwungen, mich mit Schonung zu behandeln, weil er meine Gönner fürchtete und ich ihm

über die Hand wuchs. Der Umgang mit mancherley Menschen, die mich duldeten, weil ich ein offner, muntrer, dienstfertiger Junge war, erheiterte meine Begriffe, gab mir Weltkenntniß und machte mich vorsichtiger, fester und scharfsinniger als man mir nach meinen Jahren zutrauen konnte. Ich ließ mir nicht leicht etwas weiss machen, urtheilte schnell und betrog mich selten. Ich wußte es aber auch, fühlte meinen Werth und sah bey vielen Gelegenheiten meine Überlegenheit über ältere Menschen, aber ich wurde demohngesachtet nicht stolz, sondern fügte mich in meine Umstände, verglich die jetzigen mit den vorigen, und blieb gern in meiner Niedrigkeit, weil ich eben noch kein scheinbares Mittel sah, mich in eine höhere Sphäre zu schwingen. Ich putzte andern in aller Demuth die Schuhe, weil ich mit allem Hochmuthe keinen andern hätte zwingen können, mir die meinigen zu putzen. Indessen wurde ich doch zu gross, zu bengelhaft und zu

weise für das Amt das ich bekleidete. Gellert ermahnte mich, bey jemand als Schreiber in Dienste zu gehn, und versprach mir einen Herrn zu verschaffen; aber der Zufall kam ihm zuvor.

Es kehrte ein königlicher Civilbeamter von Naumburg im goldenen Hute ein, ohne andere Gesellschaft als seine Frau, die er erst vor kurzem als Wittwe geheurathet hatte. Von diesem Paare wurde ich zum förmlichen Lohnlakayen aufgenommen, und war so glücklich dem Herrn und der Frau zu gefallen. Er brauchte mich zum Abschreiben seiner Prozessakten, und war so zufrieden mit mir, dass er mir den Antrag machte, gegen dreyzig Thaler jährlichen Lohn, Kost und was dazu gehört, bey ihm als Schreiber in Dienste zu treten, welches ich, ohne langes Besinnen, annahm. Da kam aber Herr Johann Michael Stäps und protestirte feyerlich, berief sich auf unsern Kontrakt, schützte Auslagen vor, die er mit mir wollte gehabt haben, schlug seine

Lek-

Lektionen im Schreiben und Rechnen hoch an, redete von Undankbarkeit und erwähnte einer Menge Wohlthaten von denen ich nichts wußte. Dagegen protestirte ich und die ganze Einwohnerschaft des goldenen Huts. Das bewog ihn aber alles nicht mich zu entlassen, sondern er bestand darauf, daß er mich von der Gasse aufgenommen, sich damit das Recht eines Pflegevaters erworben, und die läbliche Absicht habe, zu seiner Zeit für mich zu sorgen und mir dereinst in einer kleinen Stadt den Posten eines Schreibmeisters zu verschaffen. — Es setzte zwar manche Debatten über diese Materie, allein der Herr von Naumburg hatte weder Macht noch Lust, mich mit Gewalt oder heimlich wegzuführen. Gellert war ins Gebirge verreist, und ich mußte aushalten. — Aber von dem Tage an war zwischen mir und Herrn Stäps, dem Schreibmeister, Hader und Widerderwillen.

## DAS VIERTE KAPITEL.

*Waller veranlaßt eine Trepanirung.*

Nichts geringers als eine dem ganzen goldnen Hute wichtige Komitragedie, die vielleicht auch wegen der respektwirkenden Kraft weiblicher Schönheit nicht ganz unbedeutend seyn wird, mußte das zuwege bringen, was keine menschliche Beredsamkeit vermochte. Aber ich kann mich nicht ohne Exklamation an die Erzählung derselben wagen. Ich rufe mit den Taschenspielern: Wer die Kunst versteht, verrathe den Meister nicht; das heifst: Wenn irgend ein ehrbares Mitglied beiderley Geschlechts von den Zuschauern und Theilnehmern folgender Scene, dieses Kapitel lesen sollte, so wird es nach Stand und Würde höflichst ersucht, weder den Autor in seinem Inkognito zu stören, noch die geringen Zeit- und Lokalveränderungen ungeneigt zu vermerken.

Wer ist wohl vor dreyßig oder vierzig Jahren in Leipzig gewesen, der nicht einmal von einer gewissen Doktorinn *Keinert* gehört hat, die in den Kohlgärten nistete und ein Gewerbe trieb mit frischen und unfrischen Dirnen? Der Name *Keinertinn* bezeichnete in Leipzig eben das par excellence, was eine Madame *Gourdan* in Paris, par excellence genannt *la Comtesse*, oder eine *Krebsinn* in Dresden. Alle diese ehrbare Matronen sind nun schon im Reiche der Schatten und werden wohl auch die meisten ihrer Schäflein bey sich versammelt haben. — Damals war nun ein sehr schönes Mädchen bey Madame Keinert. Ob sie Riekchen oder Fiekchen, Minchen oder Thrinchen hieß, das thut nichts zur Sache, genug sie hielt es für Geld und gute Worte mit jedem der sich an das Bureau besagter Dame in den Kohlgärten wendete.

In des goldnen Hutes zweitem Stockwerke wohnten ein paar alte Jungfern, gelbe, magere Gesichter, böse, zänkische

Megären die die ganze Welt hafsten, weil niemand sie lieben konnte, abgesagte Erbfeinde alles menschlichen Vergnügens, Betschwestern, die Tag und Nacht Lieder plerrten, und dabey alle andre Menschen für Teufelsbraten, alle Männer für Schelme und alle Weiber für etwas erklärten, davon man in einer gedruckten Schrift nur den Anfangsbuchstaben schreiben darf. Diese Satansengel hatten einen Neffen vom Lande bey sich der in Leipzig studirte, und den sie mit Fäusten schlugen oder mit Nägeln kratzten, wenn er nur einen Schritt aus der Furche wich, die sie ihm gezogen hatten. Er hiefs *Knall*, war ein wohlgebildeter Mensch, der zwar das Pulver nicht erfunden hatte, der aber demohngeachtet die gräfslichen Tanten oft hinters Licht führte, wobey ich ihm treulich beystand; aber an dem Abentheuer das ich jetzt erzähle, hatte ich keinen Antheil.

Der junge Mensch bewohnte ein besonderes Zimmer neben dem Neste der

alten Katzen und ließ sich nichts davon träumen, daß sie ein geheimes Loch in der Wand hatten, wodurch sie seine Handlungen beobachten konnten. An einem Abend begegnet ihm die angezeigte schöne Keinertsche Pflegetochter und läßt sich von ihm begleiten. Das Bürschchen mag ihr gefallen haben, oder sie war müde, nur immer Liebhabern nach der Phantasie ihrer Aebtissinn aufzuwarten; kurz, er prakticirt die Schöne geschickt in sein Zimmer, schließt sie ein, geht zu den alten Korinnen zum Nachtessen und stellt sich so schlaftrig, daß sie ihm selbst zureden sich niederzulegen, und gar keinen Anlaß zum Gebrauche des geheimen Lochs vermuthen. — Ob sie nun etwa in der Nacht ungewöhnliche Bewegungen verspürt haben, oder was sie sonst veranlaßte ihre Unterlassungssünde zu berennen, genug, sie schauen mit Anbruche des Tages in den Guckkasten und erblicken da zum Skandal ihrer keuschen Augen eine Weibsperson an der Seite ihres gottlosen Neffen. —

Ich habe zwar nichts weniger im Sinne als mich in den tragischen oder komischen Heldenton zu versteigen, aber das merke ich, dass ich ohne übernatürlichen Beystand irgend einer Muse oder Fee, unmöglich die Höllenwuth dieser alten Schachteln schildern könnte; also muss die Einbildungskraft des Lesers das Beste thun. Zorn und Neid waren die ersten Bewegungen die unter ihren welken Busen aufbrausten, allein noch ehe sich die, durch äusserliche Zeichen, durch Zetergeschrey oder andre Raserey kenntlich machten, kam noch eine dritte, gar feine Leidenschaft dazu — die Rache — die Schadenfreude, sich an Zerfetzung der armen Kreatur zu laben — und dieses süsse Vergnügen wollten sie mit langen Zügen einschlurzen, recht bequem geniessen, und weil so etwas nicht alle Tage kommt, sich was rechts darauf zu gute thun. Sie suchten Zeugen ihres Triumphs zusammen und liefen im Hause herum, alle Einwohner von der bevorstehenden Sce-

ne zu benachrichtigen und sie als Zuschauer feyerlichst einzuladen. Wirklich versammelte sich das ganze Haus, besonders der weibliche Theil, auf den Gängen und Treppen und sah voll Erwartung dem Schauspiele entgegen. — Beide Harpyen näherten sich, mit Besen gewafnet, der Stubenthür, welche mit dem Hauptschlüssel geöffnet wurde. Sie drangen mit Geschrey hinein, und — es erfolgte eine Stille, die wir harrenden Zuschauer, besonders die, welche die Strenge und den stürmischen Charakter der Heldinnen kannten, nicht begreifen konnten — und wir erstaunten noch mehr, als wir nach Verlauf einiger Minuten das junge Schlachtopfer uuversehrt, unangetastet, in blendender Schönheit, heraustreten, ganz gelassen die Treppe hinunter gehen, und die vermeinten Stumpenschläger durch die offne Thür, mit ihren Besen im Hintergrunde, steif und unbeweglich stehen sahen. — Mir war das so unerklärbar, daß ich, der ich im ganzen

Hause freyen Zutritt hatte, sogleich Ge-  
brauch davon machte, und der erste  
Zeuge der Bewunderung war, in der die  
alten Vetteln extasirt da standen. —  
Das Mädchen war schon angezogen, da  
sie über sie herfallen wollten, aber ihre  
Schönheit, die wirklich ausserordent-  
lich war, hatte selbst diesen ein-  
gesleischten Teufeln Ehrfurcht einge-  
prägt; so, daß ihnen der Fluch im Mun-  
de starb, und der Besen aus der Hand  
fiel. — Sie entschuldigten ihre Schwach-  
heit damit: »Die Person könnte un-  
möglich ein gemeines Mensch, sondern  
»müßte eine vornehme Dame seyn, die  
»sich in ihren Vetter verliebt habe» —  
Da dieses eine von den Alten mit wich-  
tiger Mine und geziertem Lächeln vor-  
brachte, welches auf ihren runzlichten  
Larven sehr lustig zu sehen war, und  
da ich die vermeinte vornehme Dame  
kannte; so konnte ich mich nicht ent-  
halten laut zu lachen und meinem Freun-  
de Knall, der wie ein armer Sünder da  
stand, einen schalkhaften Seitenwink zu-  
zuwerfen. — Der wurde von den Fu-

rien aufgesangen und rufte auf einmahl Grimm und Raserey in ihre Gesichtszüge zurück. Sie mochten merken, daß sie aus unzeitiger Ehrfurcht vor einer schönen Figur einen Fehlritt gegen ihre Grundsätze begangen hatten, schämten sich der Schwäche, und suchten nun ihr Mütlichen an mir zu kühlen. Sie fielen mit dem Feldgeschrey: »Du verfluchter Kupper! » über mich her und bearbeiteten mich mit ihren Besen so kräftig, als ob sie ihre fehlgeschlagene Erwartung zu prügeln bey mir doppelt einbringen müßten. Der plötzliche Übersall betäubte mich, ich suchte mich heraus zu winden und ergriff mechanisch das erste was mir in die Hände kam zur Nothwehre — das war unglücklicher Weise der Stiel einer Kohlpsamme, mit dem ich sinnlos und ohne alle mörderische Absicht, blos um mir Platz zu machen, einen kahlen Kopf der ihm im Wurf kam, so unsanft begrüßte, daß straks der weibliche Körper auf dem er saß, anstatt weiter zu dreschen, sich krümmend auf den Erdboden streckte, und

durch scheußliches Schinarchen seine Betäubung zu erkennen gab. Ich hatte nicht Zeit und Lust, Beobachtungen darüber anzustellen, sondern retirte mich zu Herrn Stäps, dem Herr Knall nach ein paar Minuten die tröstliche Nachricht brachte: Ich hätte seine Tante erschlagen. — Mir schien das unmöglich, aber Stäpsen schien es auf jeden Fall möglich, dass ich der Gerechtigkeit in die Hände kommen könnte und dass er die Atzungskosten tragen müfste. Er ließ mir also keine Zeit zum Nachdenken, sondern führte mich zu einem seiner Freunde, einem Küster, der mich auf dem Glockenthurm versteckte. Hier besuchte mich Herr Knall nach ein paar Stunden und meldete, dass seine Tante noch in grosser Gefahr sey. Er rieth mir mit Zustimmung des Herrn Stäps, mich in der Nacht fortzumachen, und in dem Dorfe Rippach fernere Nachrichten oder den Naumburger Herrn abzuwarten, der mich mit sich nehmen wollte. — Auf dieser Flucht begleiteten mich etliche

Studenten, Freunde des Herrn Knall, der mich beym Abschiede mit einem Degen zu allenfallsiger Vertheidigung beschenkte. In Rippach hielt ich mich drey Tage bey einem Bauer auf, bis am vierten die Leutchen von Naumburg erschienen, die durch dieses Dorf nach Hause reisten und mir meine Sachen mitbrachten. Herr Stäps, den der ungewisse Ausgang meiner Ehrensache und der Prozess der ihm als meinem Pflegevater auf alle Fälle bevorstand, mit Zittern und Zagen erfüllte, lies mir den grämlichen Abschiedsgruß vermelden, »dass er mich nie wieder zu sehen wünschte.« Die Folge hat gezeigt, dass seine Furcht nicht ganz ungegründet war, denn das Leben der alten Dame hat nur mit vieler Mühe und zwar durch das desperate Mittel des Schädelbohrers gerettet werden können. Der Herr von Naumburg kehrte scih übrigens an nichts und nahm mich nun unter den im vorigen Kapitel gemeldeten Bedingungen in seine Dienste.

---

## FÜNTES KAPITEL.

*Waller wird geliebt und geprügelt.*

Ich reisete mit meinem neuen Herrn nach Naumburg an der Saale. Meine Garderobe bestand aus einigen zusammengeflickten und schon hin und her gewendeten Kleidungsstücken, einem mit heißen Bürsten gereinigten Hute, vier oder fünf Hemden, eben so viel Vorsteckermeln und außerdem noch in einem Schatze der mir lieber war als alles, — in dem Degen den mir Knall geschenkt hatte. Ich trug zwar Bedenken ihm an die Seite zu stecken, aber auch in der Hand war er mir das, was einem neugebacknen Ritter sein Ordensband ist. Ich hielt ihn auf der Reise fest mit beyden Händen umschlungen, und kam damit glücklich in Naumburg an.

Die einigen Jahre meines Leipziger Aufenthalts hatten mich nebst andern

erworbenen Kenntnissen auch schon aufmerksam auf das andre Geschlecht gemacht; aber ich kannte die Liebe nur aus dem Menantes, Talander, den steifen Gottschedschen und den züchtigen Gellertschen Schriften. Diese theoretischen Kenntnisse brachten mich um das Glück weiterer Fortschritte in der Praxis; ich glaubte nur an den in Romanen systematisirten weitschweifigten Weg, der erst nach vielen Vorbereitungen und Hindernissen zum Genusse führt; und diesen zu betreten hatte mich zeither das Gefühl meiner Niedrigkeit abgehalten. In den sinnlichen Mysterien war ich noch nicht eingeweyht, und die Blödigkeit hinderte mich Versuche anzustellen, und die Nymphen fanden keine Ursachen mir Muth zu machen, weil sie nicht Geld witterten. Im goldnen Hute waren zwar Leipziger Jungmägde mancherley, theils lieblich, theils unlieblich anzuschauen, aber jede hatte ihren Liebhaber, gegen den ich mich immer noch zu gering dünkte.

Aber hier in Naumburg suchte mich der Schalk Amor, der damals unter dem Namen Kupido sein Wesen trieb, ganz sanft ins Netz zu ziehen, und es wäre ihm beynahe gelungen, wenn ihn nicht sein Herr Bruder, der das Departement der Hanreyschaft dirigirt, im Stiche gelassen hätte.

Ich hatte meine angewiesene Schreibstube, in der mich meine Frau Principalinn fleissig besuchte, und mit allerley Dingen beschenkte die mir ganz nützlich und angenehm waren, z. B. Halsbinden, Schnupftücher, Schnallen u. d. gl. Da fing sich denn gemeinlich der Diskurs also an: »Monsieur Georg! ich »habe bemerkt, dass Sie noch keine »Schnallen nach der Mode haben, wenn »Sie's nicht übel nehmen, möchte ich »Ihnen wohl ein paar verehren,» darauf dankte ich höflich, küfste ihr die Hand und sah in ihren Augen ein Feuer blitzen, das mit gewissen Beschreibungen meiner Romane übereintraf. — Ich verstand die Dame, war auch gar nicht

abgeneigt ihren Wünschen zu entsprechen, und sie gefiel meinen Augen, ob sie gleich fast noch einmahl so alt war, als ich — aber die Schüchternheit, die Ehrfurcht vor einer vornehmen Frau, und endlich mein Romansystem, dem zufolge ich glaubte noch viel sprechen und Hände küssen zu müssen, alles dieses bewahrte noch die Stirn meines Herrn. Indessen merkte das Weibchen wo es mir fehlte, und wählte einen Weg der bessern Fortgang versprach. Sie sagte mir einmal: »Mein lieber Georg! es giebt tausenderley das sich oft zwey Leute einander sagen möchten, aber die Zunge will nicht gehorchen, da ist nun ein Mensch der eine so hübsche Hand schreibt wie Sie, viel besser daran als ein anderer, z. B. sagen Sie mir einmal, hätten Sie mir nichts zu schreiben?« — »O ja! — Nun so schreiben Sie geschwind. Ich will indessen wo anders hinschauen.« Jetzt schrieb ich ganz deutlich — Ich liebe Sie. — Sie las — gab mir einen Kuß — wir

wurden gestört. — Und dies war der erste und letzte.

An demselben Tage konnten wir uns nicht wieder sehen, denn Herr und Frau waren zum Abendessen eingeladen und kamen erst spät nach Hause. Ich aber, noch betäubt von dem Auftritte, hatte kaum die Augen geschlossen, als ich von meinem Herrn schon wieder aufgeweckt wurde, und das nicht mit der sanftesten Stimme. Er befahl mir, mich anzukleiden, um mit ihm in einem Geschäfte, welches etliche Tage dauern würde, aufs Land zu fahren, und machte mir durch seine Mienen und übriges Betragen eben nicht Muth zu weiterer Erkundigung über den schleunigen Anlass zu dieser Reise. Er verließ mich nicht, half mir selbst meine Siebensachen zusammenpacken und befahl mit einem gewissen Eifer und einer Aufmerksamkeit, die mir sehr verdächtig vorkam, alles mitzunehmen was mir zugehörte; und so mußte ich mich endlich mit ihm in den Wagen setzen, ohne

ne gefrühstückt — und ohne mich noch einmal an dem holdseligen Anblicke meiner Schönen geweidet zu haben.

Wir fuhren drey oder vier Meilen in einem Stücke fort, schliefen oder stellten uns zu schlafen, und speifeten endlich des Mittags in dem Wirthshause wo wir fütterten, mit dem nemlichen feyerlichen Stillschweigen, welches wir unterwegens beobachtet hatten. Aber nach dem Essen lud mich der Herr Patron auf einen Spaziergang ein, und führte mich in eine einsame Gegend, wo er seinen Mund öffnete und Worte sprach die da lauteten wie folgt: »Ge-  
»org! Er wird sich zu erinnern wissen,  
»in welchem Zustande ich Ihn aufge-  
»nommen habe, — nun muß ich Ihm  
»sagen, daß ich Seiner nicht mehr be-  
»darf; Er muß gleich von hier aus Sei-  
»nen Stab weiter setzen, und darf nie-  
»mals wieder nach Naumburg kommen,  
»wenn Er nicht was schreckliches er-  
»leben will.» — Ich muß bekennen,  
daß dieser Vortrag, so wenig mir auch

der Hintersatz auf den Vordersatz zu passen schien, eine sehr schnelle Wirkung auf meine Augen machte; sie standen mir auf einmal voll Wasser; nicht aus Furcht vor dem rauhen Tone meines Herrn, noch weniger wegen der Aussichten für die Zukunft, an die ich gar nicht dachte — aber um des lieben Weibleins willen. Bey allem dem, und ob mir gleich der gestrenge Herr sehr scharf in die Augen sah, verlohr ich doch nicht alle Fassung. Ich raffte zusammen was ich an Unverschämtheit aufbringen konnte: »Herr« sagte ich, »das steht zwar bey Ihnen, mich zu behalten oder wegzuschicken, aber die Art, wie Sie hier mit mir verfahren, scheint vorauszusetzen, dass ich Ihnen etwas gestohlen oder mich sonst ungebührlich betragen habe, und diesen Verdacht möchte ich nicht gern auf mir zurücklassen.« — »Davon wollen wir nicht reden. Er wird schon wissen, warum ich Ihnen fortschicke. Weil ich Ihnen aber für unschuldiger hal-

„te, als Er vielleicht in der That ist, so  
„werde ich Ihm ein gutes Attestat schrei-  
„ben, und hier sind zehn Thaler als  
„der Betrag Seines Lohns. — Es fehlt  
„Ihm nicht an Geschicklichkeit, aber  
„an Thätigkeit; auch kann ich Ihn sonst  
„keiner übeln Aufführung beschuldigen;  
„dafs ich aber meine guten Ursachen  
„habe, also zu handeln, das wird Er  
„wohl selbst einsehen. Ich rathe Ihm  
„also wohlmeinend, geh Er, wenn Er  
„seinen Abschied hat, hier gerade der  
„Landstrasse nach, die Ihn auf Erfurt  
„führt, dort wird Er schon wieder ei-  
„nen Herm finden; wenn Er aber um-  
„kehrt, so schwöre ich, dafs es Ihm  
„übler gehen soll, als Loths Weibe, auf  
„der die Hirten ihre Messer schlissen.“ —  
Mein Abschied war bald geschrieben,  
und meine Seele bald getrostet, denn ich  
muss zu meiner Schande gestehen, die  
zehn Thaler in zwey Goldstücken wa-  
ren ein kräftiges Pflaster auf meiner Lie-  
beswunde. Ich schenkte dem Anden-  
ken meiner Schönen noch einen Seuf-

zer, packte meine Sachen zusammen so gut ich konnte, und hängte, nachdem ich das was mir zu schwer war verkauft hatte, den Überrest an meinen Degen. So wanderte ich die Straße nach Erfurt und brauchte unterwegens fleißig meine zwey goldenen Ludwige.

Nicht weit von Erfurt, da ich eben eine gestreckte Anhöhe herabging, sah ich einen Reisewagen umfallen, und warf aus natürlicher, fast unwillkürlicher Dienstfertigkeit, sogleich Degen und Bündel auf die Seite, um die vier Herren die darinn steckten und jämmerlich schrieen, heraus zu helfen. Der erste, dem ich diesen Dienst leistete, war ein kurzer dicker Mann, der im Wagen am meisten wehklagte und am lautesten lärmte, als er sich wieder auf den Füßen fühlte. Ich ließ ihn den Kutscher aussilzen so viel er wollte und half die andern drey ebenfalls heraus, griff auch herhaft zu, als es darauf ankam, den umgeworfnen Wagen wieder aufzurichten. — Nachdem alles in Ordnung war,

wurde ich von dem kleinen Manne wegen meiner thätigen Nächstenliebe dankbarlichst lobgepriesen, und sodann vor der ganzen Gesellschaft über Stand, Thun, und Wesen freundsamlich befragt. Da es sich nun fand, dass ich kein großer Herr, und auch eben an keinen bestimmten Weg gebunden war, so boten mir die Herren ihre Verwendung zu meiner Unterkunft an, und bis dahin einstweilen Sitz und Stimme auf dem Bocke ihres Wagens. Die wahre Ursache meines Naumburger Abschieds wußte ich in meiner Erzählung sehr weislich mit einer andern wahrscheinlichen Geschichte zu verschleiern, die ich aber bey dem besser unterrichteten Leser nicht wohl mehr anbringen kann; dagegen will ich ihm auch, da sich eben eine Gelegenheit darbietet, das nicht länger vorenthalten, was er doch über kurz oder lang erfahren muss, und was ich selbst erst lange Zeit darnach erfuhr, nemlich durch welchen Zufall mein Herr so geschwind das Geheimniß unsers erst

aufkeimenden Liebeshandels entdeckt hatte.

Ich habe schon gesagt, dass wir an dem Tage, da unsre Liebe zum Durchbruche kam, nicht mehr Gelegenheit fanden mit einander zu reden; aber meiner Dame lag die Sache so sehr am Herzen, dass sie sich straks, als ihr Herr Gemahl eingeschlafen war, aus dem Bette schlich, hinsetzte und für mich einen langen Brief zusammenstudirte, in dem sie eine förmliche Instruction zu meinem künftigen Verhalten entwarf, und mir Mittel und Wege an die Hand gab, wie wir bequem und ohne Gefahr unser Wesen treiben könnten. Bey dieser Arbeit mag sie sich zu lange aufgehalten haben. — Der Herr Gemahl wird munter, wittert etwas nachtheiliges für seine Stirn, steht ohne alles Geräusch auf, schleicht sich hinter seinen in Liebe und süsser Hoffnung berauschten Eheschatz, und entreifst ihm mit räuberischen Händen das Papier, das unter allen Sterblichen am wenigsten für ihn bestimmt war.

In der Folge wird das Weiblein vielleicht einmal wieder auftreten; jetzt erfordert der Wohlstand, meine neuen Gönner und Patronen geziemend aufzuführen. Es waren Buchhändler von Frankfurt am Mayn, die von der Leipziger Messe kamen, freylich ganz andre Leute, als mein ehemaliger Principal mit dem Schubkarren. Es waren galante Herren, die auf der Straße lebten wie sichs gehört, lustige Kunden, die Schwänke liebten und mich an ihren witzigen Einfällen, so wie an ihren geräucherten Zungen Theil nehmen ließen. Der kleine dicke aktive Mann, Herr Päss, war ein Original, ein Mann, der Verstand und Kenntnisse hatte, aber auch einen außerordentlichen Trieb zum Zanken, Hofmeistern und Widersprechen, und eine so gute Meinung von sich selbst, dass er sich immer eine Stufe höher als andre Menschenkinder dünkte. Ein solcher Mann ist leicht zum Besten zu haben, wenn sich ein paar schlaue Köpfe zusammen verstehen; und das war bey

dieser Gesellschaft der Fall. Herr Paß wurde nur immer gereizt, mit den Gastwirthen und Postmeistern zu zanken, und wenn ihn die mit Grobheiten regalirten und er sich halb todt ärgerte, lachten die andern Schälke in die Faust, und hetzten ihn dadurch, dass sie ihm Beyfall vorheuchelten und auf seine Gegner schimpften. Ich habe den Mann in spätern Jahren genau gekannt und weiss, dass er seinen damaligen Reisegefährten in vielem Betrachte überlegen war; aber die unselige Kommandirsucht brachte ihn dahin, dass er in gewissen Augenblicken auch von Dummköpfen gefoppt werden konnte, und ihnen Stoff zum Lachen gab. Nun kann ich selbst nicht läugnen, dass ich noch jetzt, gegen meine Grundsätze, mit der erbsündlichen Unzugend behaftet bin, oft ganz unwillkührlich in Gelächter auszubrechen, wenn ich gallsüchtige Menschen über geringfügigen Anlaß wie rasend toben sehe. Es war also nichts außerordentliches, dass ich damals, da ich noch gar keine

Grundsätze hatte, in diesen Fehler verfiel, und nun zum zweytenmale die in meinem Verhältnisse, der Ordnung nach, darauf gebührende Strafe empfing.

Als wir bey Eisenach einen hohen Berg hinauf fuhren, und abgesessen waren, blieb Herr Pafs etwas zurück. Die löbliche Reisegesellschaft machte gleich den Plan, seine Galle in Bewegung zu setzen, und ließ den Kutscher, als wir auf die Spitze des Berges kamen, so geschwind hinunter fahren, daß der kleine Körper fast eine Stunde lang zu Fusse nachlaufen mußte. Die Herren lachten im Wagen nach Herzensus, freuten sich auf die Grimasen die uns Herr Pafs zum besten geben würde, und da wir endlich stille hielten und er ankam, da wirkte seine drolligte Figur und sein konvulsivischer Zorn so auf mein Zwergfell, daß ich mit lautem Gelächter herausplatzte, da hingegen die Herren Passagier mit ehrbaren Gesichtern zum Wagen heraus schauten, Herrn Pafs beklagten und ihm

getreulich beystanden, als sie merkten, wo sich sein Zorn hinwendete. Sie warfen alle Schuld auf mich, ich sollte dem Postillon schadenfroh gesagt haben, dass die Herren schon alle im Wagen wären u. s. w. Aus diesen Gründen, die ich durch mein muthwilliges Lachen scheinbar bestätigte, fiel der Grimm des Herrn Paß ganz allein auf mich, er trieb mich vom Kutschersitze und befahl mir, zurück zu bleiben, ohne dass einer der übrigen drey Bösewichter nur ein Wort zu meinem Besten gesprochen oder mir nur eine mitleidige Miene geschenkt hätte. — Da stand ich nun wieder mit meinem Degen — und wer wirds glauben? — ich lachte noch immer fort, ohngeachtet meines isolirten Zustandes. Aller Unwillen, den ich einige Minuten fühlte, ging mehr auf die falschen Buben, die mich ihrer Schalkheit aufgeopfert hatten, als auf den Mann, an dem ich verdient zu haben glaubte, dass er mich von der Kutsche stieß.

## SECHSTES KAPITEL.

*Waller will ein Geck werden, und wird ein Herrnhuter.*

Wer da denkt, dass meine damalige Lage Mitleid verdiente, der irrt sich. Ich wünsche mir noch heut die nemliche Zufriedenheit und Heiterkeit. Gesund, unabhängig, eine nach meinen Begriffen wichtige Summe in der Tasche, einen Degen in der Faust, die Aussicht, überall mit der Feder mein Brod zu verdienen, und der Dünkel, schöner Frauen Liebe nicht unwerth zu seyn, das ist doch wohl kein verzweifelter Zustand. Ich sprach den Buchstabenkrämern Hohn und zog meine Straße, auf der ich ohne besonderes Abentheuer endlich zu einem Scheidewege gelangte, so wie einst Held Herkules. Ich konnte zwischen Frankfurt und Kassel wählen. Weil mich nun ein Frankfurter Bürger geschlagen, und zwey an-

dre mit falschen Zeugnissen gekränkt hatten, so richtete ich meinen Weg nach Kassel, und fand dort was ich suchte. Ohne viele Nachfrage und Erkundigungen putzte ich mich den ersten Morgen nach meiner Ankunft so zierlich als ich vermochte und durchkreuzte die Gassen. Ich kam an das Rathaus, sah da viele Herren und Knechte Treppen hinauf und herunter rennen, und postirte mich an einen Ort, wo ich jeden derselben höflichst fragen konnte: Ob er niemand wisse der einen Schreiber brauchte? Einige schüttelten die Köpfe, andere fragten: Ob ich rasiren und frisiren könnte? und noch andere suchten bey mir Wissenschaften die einen Professor geziert hätten. Das schreckte mich aber alles nicht ab, standhaft auf den Mann zu warten, der nichts mehr oder weniger brauchte als einen Schreiber — und er kam. — Ein junger Licentiat der Rechte ließ sich auf meine Anfrage mit mir in ein Gespräch ein, betrachtete meine Handschrift, über-

Ias mein Naumburgisches Zeugniß, und nahm mich mit sich in sein Haus. — Bey diesem rechtschaffnen Manne habe ich einige Jahre zugebracht, fleißig geschrieben, manches gute Buch aus seinem Vorrathe gelesen, mich unter seiner Anleitung noch in andern Wissenschaften geübt, die mir in der Folge sehr genützt haben, lateinisch und französisch nach Nothdurft gelernt, und sowohl bey ihm als mehreren Herren in Kassel ein ordentliches Leben geführt. — Wie das zugegangen ist, das soll dem Leser nicht verborgen bleiben.

Gewiss! ich kam weder mit der Anlage noch dem Vorsatze zu einem regelmässigen Wandel in Kassel an. In Leipzig war ich noch zu kindisch für die Laster die ich da kennen lernte, und mein Verhältniß war zu niedrig und zu eingeschränkt für kühne Unternehmungen. In Naumburg machte mich der Wechsel meines Glücks zum stolzen, und endlich die Liebe der Frau zum verliebten Affen. Durch die Standeser-

höhung vom Schuhputzer zum Schreiber, und den freundlichen Blick einer Huldgöttinn, die mir ein höheres Wesen zu seyn schien, wurde ich sehr zufrieden mit meiner eignen werthen Person, dreist und begierig auf glücklichere Abentheuer, die ich in Kassel häufig zu finden hoffte. Ich verliebte mich in jede weisse Schürze, putzte mich mit grosser Sorgfalt, so gut es nur meine armselige Garderobe erlaubte, und war Narr genug zu glauben, das ich in einem Kostum, aus dem Armuth und Thorheit strahlte, gar bald Eroberungen machen müfste. Ich gefiel mir selbst, und war mit einem Worte ein *kompletter Geck.* —

Mein Herr hatte Mitleiden mit meiner Armuth. Er machte mir Kredit bey Kaufmann und Schneider, und verhalf mich zu neuer Kleidung. Da trat ich denn das erstemal in meinem Leben ganz neu gekleidet auf, und schämte mich fast meiner Herrlichkeit, weil ich glaubte, aller Welt Augen wären nur

auf mich gerichtet. Ich schien mir selbst ein unwiderstehlicher Adonis, baute die schönsten Luftschlösser und ging mutig auf Liebesabenteuer aus — aber, da fehlte es nun am Gegenstande. — Keine alte Duegna kam, mich mit verbundenen Augen in einen Pallast zu führen, und ich war noch zu unbekannt in der Stadt, um mir selbst etwas aufzusuchen. Mein Herr war unverheurathet, und im ganzen Hause kein weiblicher Körper als eine alte Köchinn, die weder selbst zum Liebeshandel geneigt war, noch geneigt schien dergleichen zu begünstigen. Diese ehrbare Köchinn war still und eingezogen, verrichtete ihre Geschäfte mit grosser Sorgfalt, und leistete mir alle möglichen Dienste, die einem jungen Menschen, der in ein unbekanntes Haus kommt, angenehm seyn konnten. Dabey führte sie eine gewisse fromme Sprache, die mir zwar fremd war, die mich aber an ähnliche Formeln erinnerte, welche ich in meiner Kindheit zu Halle gehört hatte. Dieses ihr ernsthaftes Betragen

und exemplarisches Leben hielt mich in Respekt, hinderte mich aber nicht, auf ihre Nichte, ein hübschen Mädchen die bisweilen zu ihr kam, Jagd zu machen. Ich fand Gelegenheit, diese Schöne an einem Sonntage Nachmittags in unserm Hause allein zu sprechen, und kramte da alles aus was ich aus den galantesten und beliebtesten Romanen der damaligen Zeit durch fleissiges Lesen behalten hatte. Es war eine Liebeserklärung nach allen Regeln, aber ohne sonderliche Wirkung auf die Schöne. — Indessen da ihr Schweigen und die Röthe ihrer Wangen eben keinen merklichen Unwillen, sondern nur Verlegenheit und Unkunde meiner Sprache verriethen; so wollte ich meine Rolle ausspielen, und mich nach Art der Helden und Schäfer meiner Romane zu ihren Füssen werfen — aber das wurde durch die Ankunft der Tante Köchinn verhindert. Diese merkte wohl, dass unter uns etwas vorging, sie hielt sich aber nicht dabey auf, sondern fing ganz kalt-  
blü-

blütig einen andern Diskurs an, wovon das Wesentliche darauf hinaus lief: daß Menschen die nicht in der Gnade ständen, auf Thorheiten und Laster verfallen und alles nur mit fleischlichen Augen ansehen müßten, daß aber ein Kind des Heilandes vor dergleichen Anfällen sicher sey und das was die Welt liebt, mit Verachtung ansehe. — Ich hielt für zuträglich, in diesen frommen Ton einzustimmen und heuchelte Verlangen nach näherer Explication; worauf die Köchinn mir erzählte, der Stand der Gnade sey der glücklichste dieser Zeitchkeit, und sich erbot, mich zu einem Häuflein so glücklicher Menschen zu führen, wo ich das weitere sehen und finden könnte. Während dieser Unterredung beschäftigten sich zwar meine Augen noch immer mit dem fleischlichen Gegenstände der Nichte, aber um mich der Tante gefällig zu machen, nahm ich das Anerbieten an, und ging noch denselben Abend mit beyden in das Haus eines Schusters, wo wir eine

*Wallers Leben.*

E

zahlreiche fromme Versammlung fanden. Herr Dorius, ein freundlicher, schon etwas ältlicher Mann, der den Vorsitz hatte, empfing mich, ob ich ihm gleich ganz unbekannt war, mit einem so treuherzigen, offnen und vertraulichen Wesen, dass er mich gleich beym ersten Willkommen ganz für sich einnahm. Der Vortrag an seine Gemeinde, dem ich nun beiwohnte, und die Einfalt und ganz ungekünstelte Vertraulichkeit, mit der er einen jeden insbesondere behandelte, ließ mir gar keinen Zweifel übrig, dass die Sprache seines Mundes Überflüssigkeit des Herzens sey, und machte mich so aufmerksam auf seine mir noch ganz unbekannte Materie, dass ich den Abschied der übrigen kaum bemerkte, und zuletzt nur noch allein bey ihm blieb. Dieses mein längeres Verweilen war ihm Beruf genug, mich mit ganz offenherzigem Auge um den Zustand meines Herzens zu befragen, wo von ich ihm keinen Bericht geben konnte. Er brachte mich nach und nach auf

die Grundlinien des Christenthums, die ich zwar in Halle gelernt, an die ich mich aber seitdem nur selten, einzeln und obenhin erinnert hatte; er benahm mir den Irrthum, nach dem ich die Religion bloß in der Erfüllung strenger Pflichten suchte, und fasste mich mit einem so liebreichen, zutraulichem Tone, daß er mich schnell gewann, daß ich heftig gerührt wurde, und in ihm einen Engel zu meiner Erweckung vom Himmel gesandt, zu sehen glaubte. Er schreckte mich nicht mit dem Hammer des Gesetzes, und predigte nichts von Busse und Kreuzigung des Fleisches samt den Lüsten und Begierden, er setzte mich nicht zur verdamten Kreatur herab, aber er führte mich auf den eignen Vortheil des Menschen, über sein zeitliches und ewiges Wohl nachzudenken, auf die traurigen Folgen, die ein über seinen Seelenzustand sorgloser Mensch auch in dieser Welt zu erwarten hat, und auf die Herrlichkeit und das Wohlbehagen der Erweckten, die

über diesen Punkt, wie er sagte, in Richtigkeit wären. Kurz, der Mann gab shon bey der ersten Unterredung meinem ganzen Denken eine andre Richtung. Seine Worte drangen mir ins Herz wie spitzige Nägel, und pflanzten durch einen schnellen Übergang von sorgloser Thorheit zum Tiefsinn, Zweifel und Schwermuth in meine Seele. Das dauerte aber nicht lange. Bruder Dorius wusste mich schon wieder aufzurichten und brachte es in wenig Tagen so weit, dass mich ein Gefühl seines Hauptgrundsatzes, der Liebe zum Heilande, nach der er mich, mit Beseitigung alles Übrigen, allein zu streben anwies, von der gesetzlichen Peinigung abzog, so, dass ich den geschilderten Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben glaubte, und eine unbeschreibliche Heiterkeit in meiner Seele empfand. Das Beispiel so vieler Menschen, die sich alle rühmten, in diesem glücklichen Zustande zu seyn; die Überzeugung, dass mich außer dem nichts glücklich und selig machen

könnte, und dass es nur an mir und meinem aufrichtigen Wunsche läge, den Heiland zu lieben, und eben so wie die andern von ihm geliebt zu werden, wirkte so stark auf meine Einbildungskraft, dass sich ein gewisser Eindruck in mir bildete, den ich ganz für das hielt, was man dort *Gnade* heisst; und nun war ich wirklich glücklich in meiner Einbildung. Ich fühlte in dem Zirkel meiner herrnhutischen Geschwister eine Seelenruhe, die mir gar nichts zu wünschen übrig ließ, und wenn ich am Tage, mir selbst überlassen, oder bey meinen Geschäften einige Minuten aus dem Gefühle meiner innern Selbstgenügsamkeit kam, so kehrte ich doch in den gewöhnlichen Abendversammlungen gar bald wieder zurück. Bruder Dorius, dessen Leitung ich mich ganz überliess, mit dem Vertrauen eines Reisenden auf der See, der sich der Kenntniss und Erfahrung des Schiffers anvertraut, hatte mir die Aufrichtigkeit zur Grundregel gemacht, ohne welche nichts

für mich und jeden der sein Heil suchte, zu hoffen sey. Das glaubte ich, und da ich schon ohnehin aufrichtig gegen ihn war, so entfaltete ich ihm, als einem Gewissensrathen den ich liebte, mein ganzes Herz, verbarg nichts was darinn vorging, und that es gern, weil ich nichts dabey zu wagen hatte, weder Vorwürfe, noch strenge Busse, oder Drohworte von ewiger Verdammnis. Der Mann besaß eine unwiderstehliche Kunst, Menschen an sich zu ziehen. Man merkte bey ihm keinen pharisäischen Sauerteig, keinen stolzen Lehrerton, sondern ein Interesse, das er gleich zu dem Interesse dessen zu machen wußte, den er bekehren wollte. In seinem phlegmatischen Vortrage war Zutraulichkeit und Salbung. Nie zeigte er Verachtung oder Erstaunen, wenn die Rede von Sünden und Lastern war. »Alles das,« sagte er, liegt in der menschlichen Natur, steckt in mir und einem jeden, »und artet gelegentlich zu den größten Schandthaten aus, wenn der Mensch

» nicht das Mittel ergreift, sich mit dem  
» Heilande in eine solche Verbindung  
» zu setzen, daß ihn der nicht fallen  
» läßt. Du kannst der Sünde nicht aus-  
» weichen, so lange du nicht diesen  
» Weg ergreifst, denn Sünde ist Natur,  
» und wenn du in dem natürlichen Zu-  
» stande nicht sündigest, so ist nicht et-  
» wa dein guter Wille die Ursache, son-  
» dern dein besserer Verstand, der  
» Mangel an Gelegenheit, die Scham,  
» Furcht vor der Strafe oder andere  
» weltliche Umstände; wenn du aber  
» einmal mir dem Heilande gut stehst,  
» dann weicht die Sünde von selbst, und  
» es ist seine Sache, dich davor zu be-  
» wahren.«

In diesem Systeme, das ich eben  
nicht Beruf habe theologisch zu prüfen,  
liegt etwas ungemein beruhigendes für  
den, der von ganzem Herzen daran  
glaubt und sich, abgezogen von allen  
andern Nebenideen, allein daran fest  
hält. Die Hauptsache ist diese: Die  
Mittelperson zwischen Gott und dem

Menschen erscheint weder als Engel noch Heiliger, weder als Schutzgeist noch Fürsprecher, sondern als ein allmächtiger Freund, der sich herablässt uns bis zur Tändeley zu lieben. Er prägt sich in dieser Gestalt auf verschiedene Art, immer mit homogenen Objekten in den Sinn, so daß der, der glauben kann oder will, da er nichts denken darf das ausser dem Zirkel seiner Begriffe liegt, gern an einem Gegenstande hängt, der allen seinen Bedürfnissen und Angelegenheiten gewachsen ist, auf den er alles werfen kann, was seine Ruhe oder Zufriedenheit stören will, und der ihm immer als ein großer Freund, der ihm zu gefallen klein wird, vor den Augen der Seele schwebt. Der Aphorismus: »Wenn man nur mit dem »Heilande gut steht, so mags im übrigen »gehen wie es will« enthält das Fundament der Seelenruhe des gemeinen Mannes, und durch diese die Konsistenz und den *Esprit de corps* der herrnhutischen Gemeinde. Der Mensch, der sich auf die-

sem Punkte fest setzt, wirft, wie ein Verliebter, alles was keinen Bezug auf den Gegenstand seiner Liebe hat, rechts und links auf die Seite; er hält nichts für wichtig, als was damit in Verbindung steht; er trotzt jedem andern Unfalle der nicht den Verlust dieser Liebe befürchten lässt, und begränzt in dem Besitze dieser Idee alle seine Hoffnungen. Die Folgen eines so einfachen Satzes auf das Ganze sind so wichtig und ausgedehnt, dass ich weitläufig werden müfste, wenn ich sie entwickeln wollte. Es ist aber aus diesem Wenigen schon zu sehen, dass die Herrnhuter sowohl von ihren Freunden als Feinden meistens ganz falsch beurtheilt werden, und dass auch eine genaue Bekanntschaft mit ihren Gliedern, und ein langer Aufenthalt unter ihnen, noch keine vollkommne Kenntniß ihres moralischen Gebäudes voraussetzt, wenn nicht der Beobachter nebst andern zum Menschenforscher erforderlichen Eigenschaften, in aller Bedeutung selbst Herrnhuter war.

Ich halte dieses Volk im Ganzen für sehr glücklich, ohne zu behaupten, daß jedes Mitglied für sich selbst so glücklich sey, als viele darunter sind, als es besonders der gemeine Mann ist.

Ob ein tiefdurchdachter Plan des Stifters, oder der Zufall bey der Ausführung, den grossen menschlichen Wunsch der Seelenruhe zum Schwungradie dieser Gemeinde gemacht hat, das gehört in ihre, nicht in meine Geschichte. Wenn man bedenkt, daß die Leiden und Trübsale der Menschen in einer Welt wie die jetzige, meistens nur aus wirklichen oder eingebildeten Seelenkränkungen bestehen, aus Vorurtheilen, falschen Begriffen, die auf eingeführte Gewohnheiten fussen, aus Missvergnügen, Nahrungssorgen, Ehrgeiz, Lügen, Neid, Schulden oder Prozessen, von welchen allen den Mitgliedern der herrnhutischen Gemeinde gar nichts aufstossen soll; wenn man die Einfalt des Denkens, die ein jedes Mitglied vor allem Zweifel über das Ganze bewahrt, und

die sehr klug eingerichteten physischen Anstalten bey diesem Volke betrachtet, so möchte man fast den Zustand des gemeinen Mannes unter ihnen für glücklicher halten, als in jeder andern bekannten Versfassung menschlicher Gesellschaft, besonders an denen die in der Gemeinde gebohren und erzogen sind, und die andre Welt nicht kennen. Die Hauptursache mag Täuschung seyn, aber die Folge die daraus entspringt, die Zufriedenheit, ist doch etwas reelles. Ich weiss kein menschliches Verhältniß, keinen Ort der Welt, wo man den Verlust der Freyheit ein Glück nennen kann, als bey dieser Gemeinde. Sie dünken sich frey, und finden selbst in der Kette die sie bindet, das Symbol der Freyheit.

Ich erinnere mich noch meiner glücklichen Situation unter Dorius Leitung. Ich bekümmerte mich um keines der Dinge die gewöhnlich dem Menschen Sorgen machen, meine Leidenschaften schließen, der Gedanke an einen unsichtbaren Freund war immer gleich bey der Hand,

wenn mir ein geistlicher oder weltlicher Anstand in den Weg kam. Der Trieb zur Wollust, der auch bey gesunden Menschen nicht immer blos physisch, sondern oft Folge vorhergeganger Gedanken an sinnliche Gegenstände ist, konnte mich nicht überwältigen, denn ich wisch ihm aus, schöpfe die Hoffnung, dass mich der Heiland zu seiner Zeit mit einer Frau versehen werde, und eilte, nach dem Rathe meines Dorius, zur Arbeit, oder in die Gesellschaft meiner Brüder, wenn ich Anfälle verspürte. Das kann ich aber auch nicht verbergen, dass ich bald eine gute Portion Stolz auf meine Bekanntschaft mit dem Heilande und daraus erwachsene eigene Glückseligkeit hegte, und mich gegen die Weltkinder gross dünkte. Sah ich einen vornehmen oder berühmten Mann, oder las einen vortrefflichen Schriftsteller, so dachte ich: »Was hilfts! »er ist doch kein Kind des Heilandes, »und also gegen dich ein armer unglücklicher Mensch! »

## DAS SIEBENTE KAPITEL.

*Waller soll ein Schneider werden.*

Mein Herr, der Licentiat, hatte nichts dagegen, daß ich mich zu den Herrnhutern hielt, ob er gleich selbst keiner war; er sah es vielmehr gern, und erlaubte sich auch nicht den geringsten Spott über meine Bekehrung durch seine alte Magd. Hingegen diente ich ihm auch treu und fleißig, und verdiente das Zutrauen das er in mich setzte. Er begegnete mir wie seinem Freunde, und wollte sich nie von mir trennen; aber ich selbst sagte ihm den Dienst auf, weil ich den Bruder Dorius so lange bat, bis er meinetwegen nach Herrnhut schrieb und mir die Erlaubniß auswirkte dahin zu kommen. Das war das Ziel aller meiner Wünsche. Ich hatte so viel von Herrnhut gehört, und versprach mir so grosse Wonne im Centrum der Gemeinde, daß ich diese Er-



laubniß mit der schönen Aussicht die sie begleitete, um kein Königreich vertauscht hätte, zumal da ich gewiß glaubte, daß es der Wille des Heilandes war; denn wir hatten nach herrnhutischer Weise darüber gelooset.

Ob aber Bruder Dorius bey dieser mystagogischen Handlung etwas versehen hat, oder was es war? der Erfolg widersprach dem Orakel. Ich glaube gewiß, daß ich, wenn ich nie aus Kassel oder nur nicht nach Herrnhut gegangen wäre, noch jetzt bey den mährischen Brüdern seyn, und vielleicht den Schatz der Zufriedenheit noch besitzen würde der mich damals so glücklich machte.

Es reiseten einige Brüder von Zeist aus Holland durch Kassel, und nahmen mich mit nach Herrnhut. Hier traten nun gleich Umstände ein, die den alten Adam in mir aufweckten. Erstlich fand ich da niemand, zu dem ich das Zutrauen haben konnte, das ich zu Dorius hatte, und niemand machte sich

mit mir so herzlich und vertraut zu schaffen, wie es dieser Mann in Kassel that. Ich hatte auch das rechte Schibboleth der Gemeinde noch nicht in meiner Gewalt, um auf die gewöhnliche ganze brüderliche Behandlung Anspruch machen zu können. Ich weiss nicht, ob der Fehler an mir lag oder an den andern? Darunter verstehe ich das simple, ungezwungene Wesen, woraus man schliessen kann, dass der Mensch alles das von ganzem Herzen glaubt, was er glauben soll, und dass er sich mit Freuden allem dem unterwirft, was man mit ihm zu thun für gut befindet. Die Herrnhuter haben in diesem Stücke ein sehr feines Gefühl. Sie wissen Blödigkeit, den *pudor rusticus* und andre unschuldige Naturgebrechen von Misstrauen, Zweifel oder Heuchelei meisterlich zu unterscheiden. Ein Heuchler wird schwerlich unter ihnen aufkommen, er müfste es denn erst werden, wenn er schon eine Zeitlang aufrichtig war. Bey mir

war das alles vom Anfange nicht; aber nach und nach fieng ich an, Misstrauen in die Ältesten der Gemeinde zu setzen, weil mir ihr Ton gegen mich nicht so schien, wie es Brüdern eigne und gebühre. Es mag seyn, dass die Regierer des Volks etwas besonders haben, und wenn es so ist, so glaube ich, dass es ein jeder für sich hat, ohne sich darüber gegen den andern mit Worten herauszulassen, weil er ohnehin wohl weiß, wie sein Kollege denkt, *sie verstehen einander ohne zu sprechen*, helfen einander ohne Abrede, und arbeiten in praxi gemeinschaftlich an einem Zwecke, der sie, wenn sie sich über die Theorie unter einander herausliessen, mit ihren ausgelangenen Grundsätzen in Kollision bringen möchte; nur muss man den gemeinen Mann, und jeden unter ihnen der kein grosses Genie ist, nicht mit zu der *cause mouvante* rechnen. Ein ordinairer Herrnhuter *in statu passivo* ist kein Regierer, und wenigstens, wie ich schon gesagt habe, seiner Meinung

nung nach, sehr öfters ein glücklicher Mann.

In Kassel galt ich für ein Kind des Heilands, ich weiss selbst nicht ob ich's war? Aber ich hatte nichts verborgnes im Herzen, redete so wie ich's meinte, und man glaubte mir. Hier in Herrnhut wurde ich beobachtet, ich merkte Misstrauen und ward stutzig. Mein Stutzigwerden nahm man für Unlauterkeit — und dazu kam noch ein verzweifelter Umstand, der mich ganz darnieder schlug. Man sagte mir, dass jeder Bruder sein Brod mit eigner Hände Arbeit verdienen müsse, und fragte mich, wie ich das machen wollte? Ich kramte meine Schreiberey aus, aber das war nichts; fast alle Knaben der Gemeinde konnten so gut schreiben als ich, und Schreiber brauchte man überhaupt nicht. Ich wurde also über meine Talente und Fähigkeiten geprüft, und man beschloss nach einigen Berathschlagungen, — noch fühle ich den elektrischen Schlag dieses Resul-

tats — ich sollte *ein Schneider* werden. Gewifs! in der Ziegelhütte bey Altenburg würde ich mir es für ein grosses Glück geschätzthaben, wenn mich ein Schneider hätte in die Lehre nehmen wollen; aber jetzt, nachdem ich schon alle schönen Geister Deutschlands gelesen, und einen Degen getragen hatte — wenn gleich nicht immer an der Seite — nun sollte ich auf einmal alle meine erworbenen Kenntnisse abschwören, und meine Wilsbegierde blos auf eine feine Nath und guten Schmitt einschränken! — Indessen ich fügte mich, jedoch nicht ohne innerlichen Unwillen. Ich begab mich mit Zittern und Zagen in das Zimmer der Nadelhelden Herrnhuts, und ließ mich ganz geduldig in den Elementen dieser edlen Kunst unterweisen, würde auch aus Liebe für das Ganze meinen Stolz überwunden und noch diese Schmach willig getragen haben, wenn mich nicht der Vater der Lügen in einen andern Spektakel verwickelt hätte, der alles verdarb.

Es ist bekannt, dass alle ledige Brüder in Einem Hause wohnen, darum heifst es das ledige Brüderhaus, und in diesem hatten wir Schneider auch unser besonderes Arbeitszimmer; aber es wohnte auch noch viele andre Brüder in dem Hause, die keine Schneider waren; unter andern auch ein Graf. Ich hatte ihn im Vorbeigehen ein paar mahl gesprochen, und mich wenig an seiner Weisheit erbaut; auch war er bey der Gemeinde nicht so ganz im Geruche der Heiligkeit. Nun hatte mir Bruder Dorrius, wie Paulus dem Timotheus, alle Gewissenszweifel über ein gutes Glas Wein gelöst, und zu dem Ende den Alikantenwein, den man zu Herrnhut im Gemeindehause, das ist, im Wirthshause haben kann, als ein treffliches Getränk anempfohlen. Da kam mir nun einst die Lust an, ihn zu versuchen, und ich wollte gegen baare Bezahlung bey Bruder Konrad Eichhorn, dem Wirth im Gemeindehause, meine Flasche füllen lassen. Bruder Konrad hatte eine Haus-

ehre, Bärbel genannt, das war ein weinerlich freundliches Ding, das sich an seinem Spinnrädchen gern mit den Gästen in Gespräche einliess; und dieser läblichen Gewohnheit zufolge, fragte sie auch mich, da der Mann im Keller war, für wen ich den Wein holte? — Hätte mich diese Parce, die meinen Herrnhutischen Faden abschnitt, — hätte sie mich gefragt, ob der Wein für mich sey? so hätte ich gewifs nicht gelogen; aber so legte sie mir die Lüge gleichsam selbst in den Mund. Ich sagte leider! — der Wein sey für den Bruder \*\* d. h. für den Grafen. Ob nun der keinen Wein trinken durfte, oder wie das zusammenhing? genug, es wurden Untersuchungen angestellt, ich fiel auf gewisse Art in die Gemeindezucht, und kam, um dieser kleinen Lüge willen, in so übeln Ruf, oder bildete mir es nur ein, daß ich befürchtete, man würde nach einem zweyten Vergehen mich vor das Thor führen und steinigen vor der ganzen Gemeinde. Kurz, ich beschloß hier nicht län-

ger zu weilen, schmürte ganz in der Stille meinen Bündel und wollte mich heimlich fortmachen; das ging aber nicht. Als ich mich von unserm Schlafsaale mit Tagesanbrüche behutsam hinunterschlich, siehe! da kam der Bruder der die Nachtwache hatte und fragte ganz kaltblütig:

»Willst Du fortgehen?«

Zum zweytenmale wollte ich nicht lügen, sagte also — »Ja!« —

»Nun, der Heiland sey mit Dir!« — und so marschirte ich zum Tempel hinaus, gerade nach Bautzen.

## DAS ACHTE KAPITEL.

*Waller will Sekretär werden.*

Ich war missmüthiger als ich noch je gewesen war, böse auf die Gemeinde und auf mich selbst. Die Schneiderey vermaledeyte ich, warf von der ersten Brücke über die ich ging, Fingerhut und Nadelbüchse mit edlem Trotze über Bord, und beschloß nach reifer Überlegung, zurück nach Kassel zu wandern, wo ich Freunde hatte, und Hoffnung durch sie wieder unterzukommen. Der Weg führte mich über Leipzig. Ich beschauete zwar den goldenen Hut von außen ganz aufmerksam, getraute mich aber nicht hinein zu treten, weil ich noch immer meine trepanirte Feindinn und Konsorten fürchtete; hingegen wollte ich in Naumburg ein Zeichen von mir geben, und postirte mich eine Zeitlang dem Hause gegenüber, in dem ich ehedem gedient und geliebt hatte. Ich dachte

nicht mehr an die Drohungen meines alten Prinzipals, aber sie kamen einigermaßen in Erfüllung, denn ich stand Stunden lang wie eine Salzsäule, den Fenstern meiner Schöne gegenüber, und erblickte doch nur fremde Gesichter; und als ich mich endlich mit gehöriger Behutsamkeit bey jemand aus der Nachbarschaft erkundigte, erfuhr ich, dass mein Herr ohne Kinder gestorben war, dass er der Frau nichts im Testamente vermachte, dass sie sich also nothgedrungen gesehen, sich bey einer adelichen Dame als Gesellschafterinn zu wenden, und mit ihrer Herrschaft in die Wetterau gezogen sey.

Also war auch hier meines Bleibens nicht. Ich schritt weiter, kam endlich, nachdem ich der Reisegesellschaft manches Handwerksburschen und Gauners müde war, glücklich wieder in Kassel an, und begab mich sogleich auf die Brüderherberge zu Meister Zeidlern, den Schuster, der mich, ungeachtet meiner Herrnhutischen Begebenheiten, die ich

ihm erzählte, ganz freundlich aufnahm. Dorius war von Kassel nach Marienburg versetzt, und mein voriger Herr, der Licentiat, war mit einem Schreiber versehen; aber er empfahl mich seinen Kollegen, und die alte Köchinn that auch das ihrige mich bald anzubringen; welches auch schon in den ersten acht Tagen wirklich geschah.

Nun kam ich wieder in einen ordentlichen Beruf; aber, ob ich gleich noch immer zu Meister Zeidlern in die gewöhnlichen Andachtsstunden ging, auch von allen Gliedern der Gemeinde in Kassel ohne die mindeste Kälte auf dem alten Fusse brüderlich behandelt wurde, so war doch meiner Seits das alte herzliche Zutrauen geschwunden. Mir schien jetzt, nachdem ich in Herrnhut gewesen war, vieles menschlich, was ich vorher für göttlich gehalten hatte. Ich fing an, die Leute die sich willig leiten liefsen, für einfältig zu halten, und da ich bey Herren diente, die keine fromme Seelen im Hause hatten, und zum Theil

über die ganze Herrnhütterey spotteten, so eilte ich mit starken Schritten zurück in die Welt. Ich war zwar nie ein Kopfhänger gewesen, und auch das ist keine wesentliche Erforderniß zum Herrnhuter, aber nun blieb es nicht allein bey meinem gewöhnlichen aufgeweckten Wesen, sondern ich ward bisweilen ausgelassen, ging zwar nicht in böse Gesellschaft, schränkte mich aber auch nicht mehr blos auf die Mitglieder der Gemeinde ein, sondern frequentirte nebst ihnen auch andre Biederleute. Damals war Krieg. Die Franzosen standen in Kassel. Durch den Umgang mit Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen, und durch fleißiges Lesen hatte ich ziemlich französisch gelernt, auch dünkte mich, — wie es manchmal junge Leute so dünkt, — als ob ich einen ganz zierlichen französischen Brief schreiben könnte; und darum wollte ich kein Schreiber mehr seyn, sondern ein Sekretär werden; und glaubte mit allen dazu erforderlichen Talenten und Eigenschaften bestens ver-

sehen zu seyn. In Kassel war dazu keine Aussicht, keine Hoffnung bey einer Herrschaft höherer Sphäre als der praktischen Rechtsgelehrsamkeit anzukommen, und das aus Vorurtheil gegen die Herrnhuter; also schien mir Frankfurt am Mayn, wo ich noch nicht als Herrnhuter bekannt war, vor der Hand am bequemsten, um dort aus einem gemeinen Schreiber zum Geheimschreiber umgeschaffen zu werden. Ich verliess meinen Dienst, und versah mich mit den nöthigen Zeugnissen, mit einigen Empfehlungsschreiben, und auf allen Fall mit Addressen von der Brüdergemeinde, und muß hier ein für allemal gestehen, daß mir der Umgang mit diesen Leuten und die Fertigkeit in den Ausdrücken ihrer frommen Sprache, bey meiner Wallfahrt durch die Welt, immer so viel Dienste geleistet hat, als andern die Freymaurerey. Unter mehrern Empfehlungsschreiben bekam ich auch eines von meinem letzten Prinzipal, an den nehnlichen Herrn Paff, den

Buchhändler, der ehemel bey Eisenach  
so unhöflich von mir Abschied nahm.  
Ich spürte aber eben keinen grossen  
Trieb, es seiner Behörde zu überliefern;  
doch warf ich's darum nicht weg, und  
vielleicht wird der Verfolg zeigen, daß  
ich daran ganz wohl that.

Was ich mir noch in den letzten Ta-  
gen meines Aufenthalts in Kassel vorzu-  
werfen habe, ist Undankbarkeit gegen  
die alte Köchinn, die es so gut mit mir  
und meiner Seele meinte; denn ich fing  
mit ihrer Nichte, der unschuldigen Tau-  
be, der sich der Leser erinnern wird,  
doch noch einen Liebeshandel an, der  
unglücklicher oder glücklicher Weise  
nicht ganz zu Ende kam. Das liebe  
Kind wußte sich aber, ungeachtet ihrer  
grossen Unschuld, so treflich darin zu  
schicken, daß wir das ganze Häuflein  
Gerechter betrogen, uns ein eignes Sy-  
stem ersonnen, nach dem wir unserer ir-  
dischen Liebe den Anstrich eines gesalb-  
ten Bundes gaben, und unser Gewissen  
mit Gemeinsprüchen, die einen gehei-

men Umgang zu begünstigen schienen, trefflich zu beruhigen wußten. Das Mädchen hieß Benigna, ist jetzt eine gute Ehefrau, und eine der frömmsten Schwestern in der Gemeinde.

Ich hatte mir, ob gleich das Einkommen eines Schreibers meiner Art nicht viel sagen will, doch in Kassel etwas erspart, weil ich nicht ausschweifte und für nichts als meine Kleidung zu sorgen hatte, die nach der Brüder Weise zwar sauber aber sehr einfach war. Darum erwählte ich nun eine andere als meine gewohnte Art zu reisen. Ich setzte mich in einen mit Leder bezogenen und mit vier ledernen Pferden bespannten Kasten, den die huldreiche Vorsorge des Herrn Fürsten von Thurn und Taxis zum Besten der Reisenden des heiligen Römischen Reichs in steter Bewegung erhält, und fuhr über Marpurg, Giesen, Buzbach und Friedberg nach Frankfurt. Auf der Reise hatte ich freylich auch manches Abentheuer; aber ich würde nicht fertig werden, wenn ich alles erzählen

wollte. Und wenn mir der Leser nicht für das dankt, was ich ihm erzähle, so sollte er mir für das danken, was ich ihm verschweige, denn am Stoffe fehlt mir's warlich nicht, und es ist nichts als christliche Schomung, daß ich mein Buch nur in einen Band einschränke, und eine Reise von funfzehn oder zwanzig Meilen in drey oder vier Zeilen erzähle. Man sehe einmal nach, ob meine Collegen, die Erzähler wahrer oder erdichteter Geschichte, so christliche Schonung beobachten, nicht ausgenommen die süßsauren Egoisten, welche *wahrerdichtet* schreiben, wie *Anton Reiser*, oder *Carl Pilger*, oder *Carl von Carlsberg* oder *Carl Hellmann*, oder *Peter Pink*; oder wie sonst diejenigen heißen mögen, die viele Bände mit sich selbst anfüllen.

## DAS NEUNTE KAPITEL.

*Waller geht nach Frankfurt und wird nicht Sekretär.*

Ich traf mit dem Geleite zugleich in Frankfurt zur Messe ein, und wohnte dem berühmten Pfeifergerichte bey. Gott gebe! dass alle Sentenzen dieses Gerichts besser klingen als die alte Melodie, womit die Nürnbergischen Pfeifer dies Gericht einpfeisen.

Nun machte ich zu Frankfurt zuvörderst allen wilden Bestien, Narren, Zwergen und Riesen meine Aufwartung. Sie zogen so gut als die Gaukler, Seiltänzer, Klopffechter und Taschenspieler von mir ihr Accidens, und dazu brauchte ich drey Tage. Andere drey Tage wendete ich an, um jedem Manne der mir vornehm schien in den Weg zu treten, weil ich einen darunter zu finden hoffte, der, durch meine gute Physiognomie bewogen, mich anreden und mir eine Se-

kretarstelle antragen würde. — Alles vergebens — ich ärgerte mich, daß mich niemand bemerken wollte, und da der Zufall nichts für mich that, so ging ich endlich am siebenten Tage mit meinen Empfehlungsschreiben herum, die eben auch keine bessere Wirkung thaten. Man empfing mich überall höflich, runzelte unterm Lesen die Stirn und schien am Ende des Briefs den freundlichen Empfang zu bereuen, weil bey mir nichts zu verdienen war.

Da wohnte denn am Rossmarkte ein Bierbrauer, ein wahres Schwärmergesicht, wie nur immer eins für physiognomische Fragmente, lavaterische oder unlavaterische, erdacht werden kann, ein Mann dem die Mystik auf der Nase saß und die Theosophie auf der Stirn; bey dem allem aber eine ehrliche gute Haut, der seine Brüder im Heilande mit gutmüthiger Einfalt herbergte und mit ihnen herzlich und gemüthlich sang und betete und trank. Mit diesem Manne, bey dem sich die fremden Glieder der Brü-

dergemeinde in der Messe des Abends versammelten, sprach ich auch über meine irdischen Angelegenheiten, nachdem wir mit den geistlichen fertig waren; und er verschafte mir nach etlichen Tagen Unterkunft; nicht mit dem sehnlich gewünschten Sekretartitel, aber mit glänzenden Aussichten die mich alles andere vergessen ließen. Erstlich war der Mann, in dessen Dienst ich trat, selbst ein Bruder, oder sollte es seyn, oder war es einmal gewesen. Zweyten war er in meinen Augen ein entsetzlich vornehmer Mann, denn er nahm es an, dass man ihn Excellenz hieß. Drittens war er ein Autor, ein damals beliebter Autor, der etwas Aufsehens gemacht hat, und von dem ich selbst schon Werke gelesen hatte, die mir zu der Zeit Geist, Muth und Salbung zu haben schienen. Von diesem erhabnen Sterblichen hatte ich eine so grosse Meinung, dass ich mich als Küchenjunge zu ihm verdingt hätte, um mich nur ihm nähern zu dürfen; und was glaubte ich nicht alles bey ihm

ihm zu lernen! Ich entwarf mir gleich den schönen Plan, ihm mit solcher Anhänglichkeit und Treue zu dienen, dass er mich liebgewinnen, mich zu seinem Vertrauten machen und väterlich behandeln würde. Alle Herren, denen ich noch gedient hatte, waren mit mir zufrieden gewesen; einige hatten sich durch mein offnes und zuthäiges Wesen bis zur Vertraulichkeit einnehmen lassen, und alle hätten mir gern weiter geholfen, wenn es nur hätte angehen wollen, ohne dass sie viel Mühe hätten haben, oder einige Kosten hätten aufwenden müssen. Darum waren sie auch nur arme Tröpfe gegen Se. Excellenz. Ich selbst dünkte mich jetzt in dem Dienste eines so grossen Mannes weit mehr als alle meine vorigen Herren, und gedachte in kurzem einige davon glücklich zu machen. Aber auch dieser süsse Traum verschwand bald; denn so hohe Begriffe ich von dem Manne hatte, und so eingeschränkt meine Menschenkenntniß war, so fand ich doch schon in den ersten

*Wallers Leben.*

G

Tagen, dass mein gnädiger Herr gerade von allem dem, was er seyn wollte, das Gegentheil war. Ich hatte mir vorgenommen, diesem Patrone ein paar Kapitel zu schenken, die dem aufmerksamen Leser einen ganz eignen Charakter würden geliefert haben; aber eins der letzten Produkte seines Gänsekiels hat mich irre gemacht. Der Mann der sich zu einer Zeit, da er in der Beize des Trübsals schwitzt, noch ohne Scheu mit allen Heiligen der Schrift in Parallel setzen und noch immer öffentlich Gott danken kann, dass er nicht ist wie andere Leute; der sich, da er jetzt selbst überzeugt ist, dass ihn die Welt kennt, noch immer schmeicheln kann, dass man seine fromme Litaneyen für etwas mehr als Litaneyen annimmt, mag entweder schwach am Verstande seyn, oder ganz gemein heucheln wollen. In beiden Fällen habe ich nichts weiter von ihm zu reden, als was die Ordnung der Geschichte fordert.

Meine Aussichten etwas zu lernen

oder zu werden, gab ich gar bald auf. Se. Excellenz gebrauchten mich nur, Kreisprotokolle abzusclireiben, und nöthigten mich, mir eine gedehnte Handschrift anzugewöhnen, aus Ursachen weil ihm Seine Durchlauchtigen und Hochgebohrnen Principalen diese Abschriften bogenweis bezahlen. Ob ich's nun gleich hatte vermeiden wollen, bey den Herrnhutern das löbliche Schneiderhandwerk zu lernen; so war ich doch auch jetzt nichts mehr oder weniger als ein Handwerksgeselle, der für sein Wochenlohn immer den nemlichen Rock, oder die nemlichen Beinkleider macht, die sich sein Meister so gut bezahlen lässt als er sie anbringen kann. Dabey würdigte mich der grosse Herr kaum eines Blicks, und meine Brüderschaft in dem Heilande half mir gar nichts; denn wenn Seine Excellenz nicht bey Herrnhutern waren, oder vielmehr nicht Herrnhuter brauchten, so waren sie auch keiner, sondern mach-

ten sich sogar bisweilen unter vier Augen weidlich über sie lustig.

Hier habe ich denn auch so einige Jahre zugebracht, und mit unter ziemlich viel Worte ohne Sinn abgeschrieben. Wenn irgend einmal eine Akademie über einen Preis verlegen ist; so wollte ich wohl unmaßgeblich rathen, ihn für den auszusetzen, der aus manchem Riese solcher Protokolle einen Bogen gesunden Menschenverstand synoptisiren kann. Eigennütz und Habsucht fordern viele vollgeschriebene Bogen Papier. Wenn nun auch der grösste Schwätzer des heiligen Römischen Reichs solche Concepce mache, so macht er zuweilen doch nicht Worte genug, weil ihm bey dem wenigen was er zu sagen hat, etwa gerade nicht die lang sich dehnenden Worte einfallen, die das meiste Papier füllen. Aus der Ursache hatten die Concipienten eine besondere Phraseologie aller möglichen Redensarten, die in so einem Protokolle vorkommen können. Diese waren unter

tausenden die das nemliche sagen, erprobt die längsten, und aus diesem Vor- rathe schöpfte der Diktator, um dem Schreiber den ergiebigsten Stoff in die Hände zu liefern.

Ich kann nicht umhin, zur gemüths- ergötzenden Abwechselung eine Anekdote zu erzählen, die *tum temporis* vorfiel, woraus dem günstigen Leser eine der dama- ligen Beschäftigungen einer Hochansehn- lichen Kreisversammlung zum Besten ge- meiner Wohlfahrt deutschen Reichs, des breitern einleuchten werden; jedoch mit vorhergehender feyerlichster Verwah- rung gegen alle bösliche Zunöthigung, welche etwa ein oder der andere Klüg- ling bey diesem Kapitel einstreuen könn- te; massen es jetziger Zeit vermutlich ganz anders seyn wird, — und weder langschweifiger Stil, noch unnatürlich gedehnte Buchstaben und Buchstaben- schwänze in den Kreisprotokollen und Dero Abschriften mehr zu ersehen seyn mögen.

---

## DAS ZEHNTE KAPITEL.

*Waller erzählt Histörchen.*

Ein regierender Herr, welcher Kreisoberster war, hatte bey dem Regemente des Kreises, das damals rüstig gen Rossbach zu Felde zog, durch seinen Landes-superintendenten einen reformirten Feldprediger, Namens Wurzel, einen Schweizer, ordiniren lassen. Die andern Herren Kreisstände, oder vielmehr ihre Gesandten, fanden das zu voreilig und meinten, man hätte sie vorher darüber fragen sollen. Es verdross die Gesandten mächtig, daß man diesen trefflichen Stoff zu ein paar hundert Bogen Protokollen so kurz abgebrochen hatte. Es liegt am Tage, daß vorher noch erst hätte erörtert werden können, ob das höchstbedenkliche Simultaneum bey den Kreistruppen zugelassen werde, und in dem Falle, die Ordinirung eines kalvinischen Domine durch Lutherische Hän-

de statt finden könnte, und was der-  
gleichen höchstbedenkliche Gravamina  
etwa mehr gewesen seyn möchten. Es  
war aber einmal geschehen, und der  
Herr Kreisoberste schien nicht geneigt,  
das Geschehene auf irgend eine Art un-  
gültig machen zu lassen. Man erwog  
das Ding hin und her. Es war fast un-  
schicklich, dem Herrn, der im Grunde  
etwas sehr erlaubtes gethan hatte, in öf-  
fentlichen Protokollen etwas von dem  
gerechten Unwillen seiner Mitstände fühl-  
en zu lassen; auch protestirte Höchst-  
desselben vortrefflicher Gesandter ernst-  
gemessen dagegen. Doch durfte der  
Vorfall um der künftigen Folgen willen  
nicht ganz ungerügt bleiben. Also ver-  
fielen die Herren auf den Ausweg, den  
Superintendenten zum Sündenbock seines  
Herrn zu machen, und ihm von Krei-  
ses wegen einen Verweis ob der eigen-  
mächtigen Ordinirung zuzufertigen. Er  
brauchte viele Vorbereitung, diesen geist-  
lichen Herrn, der eben keiner von den  
sanftmüthigsten Hirten christlicher Heer-

den gewesen seyn soll, zu einer unverdienten Züchtigung geschmeidig zu machen; doch ließ er sich's am Ende seinem Herrn zu Liebe gefallen, aber er verbat sich alle ehrenkränkende Ausdrücke, als da sind: Verbrechen, Ungehorsam, Übermuth u. d. gl. — Einen Verweis sollte er nun einmal haben, und mildere Bezeichnungen z. B. Übereilung, Vergehen und dergl. wurden zu gelinde befunden; also setzten sich die Hochansehnlichen Herren hin, und hasch-ten mit tiefsinnigen Berathschlagungen nach einem passendem Worte, das denn endlich auch in der zehnten oder zwölften Session von einem des Kreiskanzley-stils ganz kundigen erfahrenen Manne gefunden, und mit dem lebhaftesten Archimedischen *Euenza* sogleich ad protocollum diktirt wurde. Ich hätte fast Lust, den Namen der Maus nur errathen zu lassen, die aus diesem Berge kroch, denn so eine hohe Meinung ich von dem Lesser habe, der mein Buch schon bis hieher hat lesen wollen, so zweifle ich

doch, daß ihm, wenn er nicht selbst einmal Beysitzer oder Kanzellist eines solchen Hochansehnlichen Kollegiums war, das Wort *Begangenschaften* einfallen würde: »Es wurden ihm also, unter einem Schwalle mehrerer nichtssagender Worte, »seine *Begangenschaften* »ernstgemessen verwiesen.» Und da ich einmal die Begangenschaft begangen habe, von meinem Texte auszuschweifen, will ich dem geneigten Leser noch ein anderes Histörchen auftischen, welches meinen Ideen durch eine ganz natürliche Association in Wurf kommt, da ich so eben vom Herrn Superintendenten und von dem Herrn Pastor Wurzel aus der Schweiz rede. Dieser letztere war gar ein seltsames Original, schlecht und recht, ehrlich und gesellig, ein wahrer Schweizer im Herzen und an Sitten und Gebehrden, der es mit jedermann gut meinte, und jedermann nach sich beurtheilte, niemand etwas übel nahm und glaubte, daß auch ihm nichts übel zu nehmen sey, ob er sich gleich bey allen

diesen Meinungen leider! sehr oft betrog. Jedes nach dem jetzigen Weltlaufe zum Komplimente gestempelte Wort, das einst bey den alten Deutschen baares Geld war, nahm er noch jetzt dafür an, und wer sich im mindesten mit ihm zu schaffen machte, der hatte ihn am Halse. Wo er einmal bekannt war, da kehrte er ohne Umstände mit Sack und Pack ein, und that wie zu Hause. In der berühmten und berüchtigten Schlacht bey Roßbach fiel er den Preussen in die Hände, und musste so lange in Magdeburg sitzen, bis er sich über seinen geistlichen Stand gehörig legitimirt hatte; dann ließ man ihn in Frieden ziehen. Da kehrte er denn auf der Rückreise bey seinem alten Gönner dem Superintendenten ein, und pflegte dort einige Tage seines Leibes. Unser Wurzel war ein außerordentlicher Verehrer des Königs in Preussen, und hatte sich in Magdeburg einen Kupferstich gekauft, auf dem dieser große Mann sehr ähnlich getroffen seyn sollte. Mit diesem

Blatte trieb er zwar keine förmliche Abgötterey, nichts was der strenge Kasuist *latria* nennen könnte, aber doch eine *dulia*, beynahe so wie der Katholik seine Heiligen verehrt. Er zeigte es unter andern auch seinem Gastfreunde in \*\*, der es ihm zu Gefallen bewunderte. Von da zog er in die Schweiz, um sich für den künftigen Feldzug zu equipiren, und siehe da! als er seinen Mantelsack auspackte und alle Buebli und Maidli des Hauses zusammengerufen hatte um ihnen das Bild zu zeigen, — da war es nicht zu finden. Nun fiel er auf den schändlichen Verdacht, das Kleinod sey ihm von dem Superintendenten entwendet worden, und setzte in der ersten Hitze einen Brief auf, der Kern und Kraft hatte. Er war nicht etwa über die Ausdrücke verlegen, wie nach obiger Erzählung einst eine Hochansehnliche Kreisversammlung; sondern er nannte den Superintendenten geradezu einen Dieb, malte sein Verbrechen mit den scheußlichsten Farben und bedauer-

te, daß er so einen in den Schafställ  
des Herrn eingeschlichenen Miethling  
zeither für einen ächten Hirten gehal-  
ten hatte. — Der Brief muß ein treffli-  
ches Muster der Beredsamkeit gewesen  
seyn; denn der treuherzige Wurzel, der  
sein Bild, ehe er ihn noch siegelte, ir-  
gendwo in einem Winkel seines Man-  
telsacks fand, wollte ihn nicht umsonst  
geschrieben haben, sondern hängte nur  
ein Postscript daran, des Inhalts »Theu-  
» erster Herr Superintendent! ich bitte tau-  
» sendmal um Vergebung, ich habe mich  
» geirrt, das Bild ist gefunden, und ich  
» widerrufe alles was ich im vorherste-  
» henden Briefe aus Übereilung geschrie-  
» ben habe, » und so sendete er die Epis-  
tel glücklich ab, ohne Rücksicht auf die  
Gallenerschütterung die er seinem Freun-  
de dadurch machen mußte, aber auch  
ohne Verdruss über die nicht minder  
kräftige Antwort seines Korresponden-  
ten.

Doch es wird Zeit seyn, zu meiner  
eigenen Geschichte zurückzukehren.

## DAS EILFTE KAPITEL.

Waller kommt wieder zum Text und zu seiner alten Freundin.

Mein Herr liess mich nicht nur tapfer abschreiben, und mit unter seine böse Laune fühlen; sondern er fing auch an, mich zu hassen, ohne das mir das alles eine Viertelstunde meines Lebens verbitterte, denn ob ich gleich nur ein armer Teufel gegen ihn war, so konnte ich mich doch der herzlichsten Verachtung nicht erwehren, wenn ich sah, wie klein der grosse Mann dachte. Mein Hochgebietender Herr war zu schlau, um das nicht zu merken, und mochten sich vielleicht gar *nolens volens* überzeugt haben, dass ich armer Schreiberjunge wirklich bey mancher Gelegenheit ein edleres Herz als Hochderselbe gezeigt hätte. Auch das diente mir zu keiner Empfehlung. Indessen konnte er mich brauchen und ich war fleissig, aber

doch auch in die Länge nicht geduldig genug, mich mehr hüdeln zu lassen, als ich Lust hatte. Ich war nun mit den Kreisgeschäften oder Schmierereyen so gut bekannt, dass ich hoffen konnte, auf meine eigne Hand damit mehr zu verdienen, als mir mein Herr gab. Ich begehrte also meinen Abschied, ließ mich nicht durch glatte Worte irre machen, zerfiel deswegen mit meinem Brüder Bierbrauer, der es auf sich genommen hatte, mich wieder auf gute Wege zu bringen, und kam dadurch aus allem Zusammenhange mit der Gemeinde. Ich ging mit frohem Herzen aus dem Hause des grossen Mannes, mietete mir ein kleines Zimmer, schrieb Kreisprotokolle ab für den, der mir bezahlte und verdiente mein Brod, das ich in Ruhe aß. Auch hatte ich nun Zeit bisweilen einen Spaziergang zu machen, oder mich in einem Kaffehause unter andern ehrbaren Männern sehen zu lassen.

Um diese Zeit trug sich etwas zu, das Epoche in meiner Geschichte macht.

Ich ging in der Mefszeit am Mayne bey den Krambuden spaziren und erblickte da eine wohlgeputzte Frau, die ich für meine Naumburger Schöne erkannte; weil sie aber ein Mädchen von neun oder zehn Jahren bey sich hatte, das sie Mama hieß, und die Dame auch ausserdem in einem so modischen Putze steckte, dass ich meiner Sache nicht gewiſs ſeyn konnte, so zweifelte ich zwar noch, ich folgte ihr aber doch von weitem, und sah sie in des Herrn Paſs Wohnung gehen und von da nicht wieder zurückkommen. Jetzt fiel mir mein Empfehlungsbrief ein. Ich war sicher, dass mich Paſs von Eisenach her nicht mehr kannte, denn ich war ihm oft begegnet; ich eilte also nach Hause, holte die Epistel, begab mich ganz züchtig zum Herrn Paſs, und fand das auf der Reife so hitzige Männchen ganz artig und höflich. Ich entschuldigte mich, dass ich den ſchon vor einigen Jahren geschriebenen Brief verlegt, und nicht eher als heut wiedergefunden hätte.

Zu einer andern Zeit hätte er diese Entschuldigung nicht so leicht gelten lassen; aber es traf sich, dass der Briefsteller, mein ehemaliger Herr aus Kassel, gerade in Frankfurt war und selbst diesen Mittag bey Herrn Pass gespeist hatte. Er machte sich also den Spass, mich auf das erste Stockwerk seines Hauses in einen Saal zu führen, und dem Manne persönlich zu präsentiren, der mich ihm schriftlich empfohlen hatte; und da war unter anderer großer Gesellschaft auch die Schöne nebst ihrem Töchterlein. Nach gemachten Bücklingen und hin und her fragen zwischen meinem alten Herrn und mir, lenkte ich geschickt den Diskurs auf das Weiblein und erfuhr, dass es Madame Ziegelstein sey, von Hanau, eine Wittwe die Herrn Pass alle Messen zu besuchen pflegte, und das Kind ihre Tochter. Ich hatte weder Muth sie anzureden noch eine schickliche Gelegenheit dazu, aber ich erfuhr ihre Wohnung; und obgleich weder der Namen zutraf, noch das

das Kind in die Zeitrechnung passte die ich über ihre Geschichte rekapitulirte, so war doch so viel Ähnlichkeit in Gestalt und Sprache, dass ich noch an demselben Tage den Versuch machte, der Dame folgendes Brieflein zu schreiben.

» Madame!

» Wenn Sie die nemliche Person sind,  
 » die einmal behauptete, dass zwey Leute,  
 » die sich etwas zu sagen hätten, ein-  
 » ander schreiben müfsten, wenn ihnen  
 » die Zunge den Dienst versagt; so bia-  
 » ich der junge Mensch, der von Ihren  
 » Lehren jetzt zum zweytenmale Gebrauch  
 » macht, und Ihnen immer noch dassel-  
 » be zu sagen hat, was er das erstemal  
 » schrieb. etc. »

Antwort:

» Ich habe Sie heut erkannt, aber ich  
 » trante meinen Augen nicht. Kommen  
 » Sie geschwind zu Ihrer alten Freindinn. »

Das ließ ich mir nicht zweymal  
 sagen — und so kamen wir wieder  
 zusammen und labten uns nach einem  
 so langen Zwischenraume mit wechsel-

seitigen Liebkosungen, die jedoch in Beyseyn des kleinen Mädchens gehörig gemässigt wurden.

Einem aufmerksamen Leser kann es wohl nicht entgangen seyn, daß die empfindsame oder empfindelnde, zärtliche oder zärtelnde Schreibart mein Fach nicht ist, mithin darf man sich von dieser Seite nicht viel versprechen. Es gieng da zwischen uns beyden nichts mehr oder weniger vor, als was bey allen Verliebten vorgeht. Ich liebte das Weib und sie liebte mich; es war meine erste Liebe, und von der Zeit da wir nun wieder zusammenkamen, lebte ich nur für sie, doch in allen Ehren. — Das versteht sich — und das ist alles was ich davon zu sagen habe, aber ich bin schuldig, dem Leser über das Rätsel ihrer veränderten Umstände Aufschluß zu geben.

Nach meiner Verbanitung hatte sie böse Tage, und ob sie gleich alles anwendete, ihren Mann durch rechtschaffne Früchte der Busse wieder in gute Laune zu bringen; so gelang es ihr doch

keinesweges, so aufrichtig auch ihre Reue war. Er blieb mürrisch sein Lebelang, und als er im Sommer des folgenden Jahrs an der rothen Rühr starb, so fand man in dem Testamente keine Erwähnung seiner Gattinn. Sie selbst hatte nicht eignes Vermögen. Die Kinder erster Ehe erschienen mit hönischen Worten und Gebehrden, theilten sich in das Erbe, trugen es fort, ließen die Stiefmutter zwischen den leeren vier Wänden sitzen und nahmen keine weitere Notiz von ihr. Es blieb ihr also kein andrer Nahrungsweg als die Putzmacherey. Sie mietete eine kleine Wohnung einem Gasthöfe gegenüber, und sass gewöhnlich am Fenster, wenn sie den hölzernen Kopf bearbeitete, auf dem sie ihr Bröd verdiente. Eine fremde Dame wurde auf der Reise in Naumburg krank, musste sich da etliche Tage verweilen, und da sie in dem nemlichen Gasthöfe abgestiegen und eben nicht bettlägerig war, so konnte sie sehen wie fleissig ihre Nachbarinn gegenüber arbeitete. Sie

erkundigte sich nach ihren Umständen, machte Bekanntschaft mit ihr, und nahm sie als Gesellschafterinn mit sich auf ihre Güter. Die Weiber vertrugen sich gut mit einander; aber erst nachdem sie beynahe einen Scheffel Salz zusammen verzehrt hatten, erklärte sich die adeliche Frau gegen ihre bürgerliche Freundinn folgendermaßen: »Ich werde mich wieder verheurathen, wir werden uns trennen, aber ich will ihnen einen Vorschlag machen, der Sie darüber trösten könnte, wenn Sie ihn annehmen wollen; ich muß Ihnen aber vorher eine ganze Geschichte erzählen.

»Eine Gespielinn meiner Jugend bürgerlichen Standes, die ich sehr liebte, hatte das Unglück an einen Avanturier verheurathet zu werden, der ihr wenig Vermögen durchbrachte, und sie in Spaa, entblößt von allem, sitzen ließ; noch dazu war sie schwanger, und wußte sich an niemand zu wenden als an mich. Ich schickte ihr Reisegeld, und was sie brauchte um zu mir

» zu kommen; allein sie wurde unter-  
» wegens krank und musste liegen blei-  
» ben. Ich selbst fuhr an den Ort wo sie  
» lag und ließ ihrer pflegen; aber sie starb,  
» nachdem sie vorher eine Tochter ge-  
» bohren hatte, für die ich ihr auf dem  
» Todbett zu sorgen versprach. Dieses  
» Mädchen habe ich zuerst auf dem  
» Lande erziehen lassen, und in seinem  
» vierten Jahre in eine Erziehungsanstalt  
» gegeben, wo es noch ist. Weil da-  
» mals der Vater dieses Kindes noch leb-  
» te, mit dem ich nichts zu thun haben  
» wollte, so ließ ich es unter dem frem-  
» den Namen Kordula Ziegelstein erzie-  
» hen, ihr nichts von dem Tode der Mut-  
» ter sagen, und vorgeben, dass die El-  
» tern abwesend wären. Inzwischen ist  
» auch der Vater gestorben, und da ich  
» nun wieder heurathe, fürchte ich, nicht  
» das für das Mädchen thun zu können;  
» was ich versprochen und mir vorge-  
» nommen habe. Ich kann selbst Kin-  
» der bekommen, und will nicht Ver-  
» wirrung oder Unzufriedenheit in der

»Familie erwecken, möchte aber auch  
»gern mein Versprechen halten, und  
»das Kind so gut versorgen als ich kann.  
»Ich habe mir also einen Plan erdacht,  
»den Sie, wenn Sie wollen, ausführen  
»und damit zwey meiner Wünsche zu-  
»gleich befriedigen können. Sie müs-  
»sen sich für die Mutter des Kindes  
»ausgeben. Nennen Sie sich Ziegelstein.  
»Es kennt Sie in der ganzen Gegend  
»niemand, das Mädchen wird Sie lieben  
»wie seine Mutter, und wird dadurch  
»glücklich seyn. Es ist ein gutes Kind,  
»das auch Sie lieben werden. Ich ha-  
»be ein Kapital von 12000 Gulden si-  
»cher untergebracht, wovon sie jähr-  
»lich mit dem Kinde die 600 Gulden  
»Interesse verzehren, bis einst das Mäd-  
»chen heurathet. Was ich in der Fol-  
»ge noch thun kann, werde ich thun;  
»nur müssen Sie sich eydlich verbinden,  
»dafs Sie die Sache niemand entdecken,  
»damit mein künftiger Gemahl nicht  
»glaubt, dafs ich den Kindern, die ich  
»mit ihm haben kann, etwas entziehe.

»Endlich bin ich auch von Ihnen ohnehin versichert, dass Sie das Kind erziehen werden, als ob es ihr eigenes wäre.  
»Wenn ich eine Zeitlang werde verheurathet seyn, und meines Mannes Charakter und alle übrigen Verhältnisse seiner Familie recht kennen werde,  
»so kann es seyn, dass ich Sie wieder zu mir kommen lasse; indessen steht es Ihnen frey, sich in der hiesigen Gegend einen Ort zum Aufenthalte zu wählen, welchen sie wollen.»

Meine Freundinn, die ich künftig Madame Ziegelstein nennen werde, nahm diesen Vorschlag, durch den sie das Glück der Unabhängigkeit erlangte, mit Freuden an. Sie wählte Hanau zu ihrem Aufenthalte, empfing alle frankfurter Messen ihre richtigen Zinsen, und beschäftigte sich ganz mit der Erziehung des Mädchens, das sie als eine wahre Mutter liebte. Es war ein Kind das Liebe verdiente, ein vortreffliches Geschöpf, sowohl was die äusserliche Gestalt betraf, als auch am Herzen und Verstande. Man

hatte sie glaubend gemacht, ihr Vater  
sey ein Rechtsgelehrter gewesen, der  
um den Doktorgrad anzunehmen nach  
Leipzig gereiset und dort gestorben sey.  
Nach diesem Todesfalle sey ihre Mutter  
genöthigt worden, sie in Pension zu ge-  
ben, und selbst bey der Baroninn Rüt-  
bach, der nemlichen Dame von der der  
ganze Roman herrührt, in Dienste zu  
gehen, bis sie eine Erbschaft in Stand  
gesetzt hätte, ihr Kind selbst zu erzie-  
hen. — Ich war der einzige Mensch,  
der außer den zwey Weibern die wahr-  
re Beschaffenheit der Sache wusste, und  
würde sie auch nicht erfahren haben,  
wenn meine Freundinn eine andere Noth-  
lüge, mich abzuspeisen, gefunden hätte.  
Noch ist anzumerken, daß die Frau von  
Rütbach wirklich nun wieder verheura-  
thet war, auf den Gütern ihres Mannes,  
drey bis vier Tagereisen von Frankfurt,  
wohnte und mit Madame Ziegelstein in  
ununterbrochenem Briefwechsel stand.

Nun theilte ich ihr auch meine Be-  
gebenheiten mit, und da sie nach etli-

chen Tagen zurück nach Hanau gieng, so verabredeten wir unsren künftigen Briefwechsel und Umgang. Wir knüpf-ten damals das Band der Freundschaft, das bis zum Tode der guten Frau ge-dauert hat. Aber die Arbeit ging mir von nun an nicht mehr so von der Hand als vorher. Die öftern Reisen nach Ha-nau raubten mir Zeit, Geld und Zufriedenheit. Ich traf bey der Dame Ziegel-stein oft Besuch an; seine Leute, die mich, wenn sie hörten wer ich war, die Niedrigkeit meines Standes fühlen ließen. Dafs ich immer nur noch Schrei-ber, oder vielmehr nur Abschreiber war, das kränkte meinen Dünkel. Ich ließ mich zwar ohne Widerstand Kreiskanzel-list tituliren, aber ich durfte es auch nicht übel nehmen, wenn man mich nicht so hieß, und wußte nur gar zu gut, wie wenig das war, was ich nicht einmal mit Recht fordern konnte.

Endlich wurde auch die Hoffnung zu Wasser mit der ich mir schmeichelte, meine Freundinn zu heurathen, denn sie

sagte mir frey heraus, dass sie durch einen solchen Schritt das Kind und ihre Pension verlieren würde, welche ich in meiner gegenwärtigen Lage nicht zu ersetzen vermöchte.

Meine Finanzen fielen von Tage zu Tage, nicht sowohl durch die Reisekosten von Frankfurt nach Hanau und zurück, denn ich ging zu Fuß oder fuhr auf dem Mayn, als vielmehr durch den Zeitverlust und die Versäumniss meiner Arbeit, zu der ich mich gewöhnlich noch drey oder vier Tage nach meiner Zurückkunft verdrossen und ungeschickt fühlte, und endlich durch die Galanterie die sich bey mir eingeschlichen hatte. Denn seitdem ich einer Dame aufwartete, wollte ich mich sehen lassen, kaufte mir Kleider, und machte Schulden die mir das Leben verbitterten. Bey meiner Geliebten prahlte ich, heuchelte einen guten Wirth der immer auf Vorrath im Beutel hielt, und benahm ihr alle Gelegenheit mir etwas anzubieten, denn ich sah wohl dass sie nichts übrig hatte.

Indessen fingen Schuster und Schneider, Kaufmann und Gastgeber an, mich zu beunruhigen, und es war mir fast angenehm, als Madame Ziegelstein Briefe von der Baroninn empfing, die sie nach Schwalbach einluden, wo diese Dame mit ihrem Gemahle den Brunnen trank, damit ich mir die Zeit ihrer Abwesenheit zu Nutze machen und fleissig schreiben konnte. Aber auch das würde mir nicht viel geholfen haben, denn ich steckte schon zu tief in Schulden. Meine Schuldenlast überstieg die Summe von Einhundert Gulden Frankfurter Währung, und diese bogenweis herunterzuschreiben und dabey zu leben, ist keine kleine Sache. Aber das Glück half mir und wenn es mich gleich nicht mit dem ganzen Füllhorne seiner Güter überschüttete; so zog es mich doch aus meiner Verlegenheit und erfüllte noch dazu einen meiner sehnlichsten Wünsche, der mir nun schon seit Jahren am Herzen lag.

---

## DAS ZWÖLFTE KAPITEL.

*Waller treibt Schelmerey, und wird Sekretär  
in partibus.*

Ich verspreche mir Leser, die mich nicht für einen isolirten Menschen ansehen, der gar keine andere Bekanntschaften gehabt hat, als die er hier angiebt. Ich hatte in Frankfurt so wie in allen Orten meines Aufenthalts, Umgang genug mit Leuten aus allerley Ständen, ich lasse aber nur die auftreten, die unmittelbar an meinen Schicksalen Antheil haben, oder sonst durch merkwürdige Handlungen die Ehre verdienen, in einem Werke wie das gegenwärtige angeführt zu werden, das hoffentlich bis auf die späteste Nachwelt in irgend einem Bücherschranke wird aufbewahrt, wenn auch vielleicht nach einem halben Jahre nicht mehr wird gelesen werden. Und denn lasse ich meine Männer und Frauen nur da erscheinen, wo

es die Zeitordnung mit sich bringt. So hatte ich z. B. damals einen Freund in Frankfurt, (und ich hoffe er wird es wohl noch seyn,) trage aber doch, gegen meine Gewohnheit, Bedenken, ihn mit seinem rechten Namen zu nennen, ob ich gleich, wie der Erfolg zeigen wird, nichts als alles Liebes und Gutes von ihm zu erzählen habe. Er mag Perez heißen. Damals war er Hausinformator bey einem Doktor der Rechte, und trieb Liebesunfug mit seines Herrn Tochter, der Donna Laura, wobey ich ihm treulich an die Hand gieng. Er war ein kleines Bürschchen, etwas jünger als ich, voll Laune, Muthwillen und Schalkheit. Sein Muster war der grosse Gil Blas von Santillana. Unsere Bekanntschaft gründete sich anfänglich auf Lektur. Er lieh mir was seines Herrn Bibliothek vermochte, und ich gab ihm dagegen was ich vom Herrn Pass bekam, der nun mein Hochgeneigter Gönner und Patron war, ohne zu wissen, wie er mir ehedem mitgespielt hatte,

ob ihn gleich der Teufel immer auf den Gedanken brachte, dass er mich schon ehedem irgendwo müfste gesehen haben. Dieser Perez war der einzige dem ich ganz offenherzig meine Umstände entdecken konnte, und der auch wirklich so Theil daran nahm, wie es einem ächten Freunde zukommt. Wir sassen manchen Abend am Mayn, oder in einem Garten und dichteten auf einen Gil-Blas-Streich der mich aus meiner Verlegenheit ziehen sollte. Aber was ist menschliches Dichten und Trachten, wenn das Glück nicht seine Hand mit ins Spiel bringt! Wir konnten das nicht ersinnen, was uns der Zufall selbst in Wurf brachte. Freylich gereicht der Streich mir nicht sehr zur Ehre, aber er muss erzählt werden; und weil ich ein unendlich kleinerer Philosoph bin als der grosse *Jean Jaques*, so ist auch meine Schandthat kleiner, und ich werde mich weder so lange krümmen und winden, als er, bis ich sie erzähle, noch ihre Folgen beseufzen; denn sie waren ganz ersprießlich für den beleidigten Theil.

Wir waren einmal Abends in einem öffentlichen Garten und tranken unser Glas Wein. Da gesellte sich ein gestiefelter und behaartelter Herr zu mir, den Freund Perez schon um seines Anzugs und Anstands willen ans Korn nahm, nicht eben als den Mann der uns helfen sollte, sondern als einen würdigen Gegenstand unserer Satyre. Der Fremdling ließ sich in ein traurliches Gespräch ein, und als wir ihn fragten: Wes Standes und Würden er sey? erwiderte er mit der Höflichkeit eines Dörflings zum Städter: »Er sey — zu dienen — ein Postmeister vom Lande und in die Stadt gekommen um etwas bey der Ober-Postkommission zu suchen. Er habe schon versucht, sein Geschäft dem Chef dieser Kommission vorzutragen, aber er finde keinen Zutritt, und sonst noch große Schwierigkeiten.» Ach! — »sagte er — mit dem Herrn ist gar nichts anzufangen, ich möchte gern etwas daran wenden um ihn in mein Interesse zu ziehen, aber

»es ist ihm nicht beyzukommen. Ich  
»habe zwar ausgeforscht, dafs er einer  
»gewissen Liebhaberey nachhängt, aber  
»davon verstehe ich zum Unglücke nichts;  
»er hat ein Münzkabinet von heydni-  
»schem Gelde. Wenn ich ihm nur da  
»etwas hinein verehren könnte! — aber  
»wer weifs, wo man die alten heydni-  
»schen Scherben herbekommt!» — Bra-  
vo! dachte Freund Perez, und machte  
aus dem Stegreife einen Anschlag auf  
den Beutel des Postmeisters, ohne mir  
seine Absicht merken zu lassen. Er  
führte den Mann auf die Seite und sag-  
te ihm, dafs ihm niemand besser dien-  
nen könne als der andere Herr, nem-  
lich meine werthe Person; ich wäre nicht  
nur ein großer Münzkenner, sondern  
besäße auch selbst eine ganz artige  
Sammlung, die ich doch einmal über  
kurz oder lang verkaufen müßte, weil  
meine Umstände nicht die besten wä-  
ren. Das letzte war das einzige Wahre  
bey der Geschichte — aber der Schalk  
setzte auch noch hinzu: Ich sey so er-  
picht

picht auf diese Alterthümer, daß ich sie niemand zeigen wollte, ja er wette darauf, daß ich es nicht einmal gestehen würde; er sollte aber nur ihn sorgen lassen. Wirklich ging mir nun der Postmeister zu Leibe, und ich, der ich die Absicht meines Mitschelms anfänglich nicht begriff, läugnete, Münzen zu besitzen oder zu kennen; aber jemehr ich mich wehrte, desto mehr setzte er mir zu, bis sich endlich Perez anstellte, als ob er die Sache mit mir ausmachen wollte, und den Postmeister den folgenden Tag wieder in den nemlichen Garten bestellte. Perez kannte einen Juden, der mit solchen Alterthümern gehandelt, und noch einen Rest silberner und kupferner Münzen übrig hatte, aus dem kein Kenner mehr etwas zu wählen wußte. Er kaufte sie von dem Juden, theuer genug, für zwey Karolinen, und brachte sie in einem irdenen Kruge, in der Form eines jüdischen Schabasbechers, den ihm der Jude als ein Gefäß ohne Werth zugleich mitgegeben

hatte. Diese alten Kaiserköpfe sollten also meine Sammlung vorstellen, von der ich mich sehr ungern zu trennen anstellte, und die wir dem Postmeister als sehr seltene Stücke für acht Karolinen aufhängten, wovon sechs bestimmt waren, meine dringendsten Schulden abzustossen. Wie es aber nun in der Welt wunderbar herzugehen pflegt — oft viel anders, als man denkt — so ging es auch diesmal.

Um der Nachfrage vorzubeugen, die unsere Schelmerey hätte verrathen können, unterrichteten wir den Postmeister, er möchte sagen, daß die Münzen in einem Grabhügel seiner Station gefunden worden wären. Wir sahen aber den Krug, in dem sie uns der Jude gegeben hatte, als eine so gleichgültige Meubel an, daß wir gar nicht daran dachten, ob sie der Mann in oder außer demselben übergeben würde; aber eben dieser Krug und nicht die Münzen verschaften ihm Gehör. Denn als sich der Klient bey dem hohen Gönner anmeld-

den ließ und wie zuvor nicht vorkam, so schickte er die Sammlung in dem Krüge hinein, mit dem Vorgeben, daß er Sr. Gnaden, als einem großen Kenner, hier mit einigen Münzen aufwarten möchte, die bey dem Straßenbau ausgegraben worden wären. Nun sah zwar der große Antiquarius gleich, daß die Münzen keinen Werth hatten, aber die seltsame Figur des Krugs fiel ihm auf, und ein anderer gegenwärtiger Alterthumskenner entdeckte daran hetrurische Form und Arbeit. Also wurde der Postmeister hineingerufen und gefragt. Ob die Heidentöpfe, wie man sie dort nennt, mit dem nemlichen Gefäße ausgegraben worden wären? und wenn? worauf er versicherte, diese seine eignen Hände hätten sie vor acht Tagen mit samt dem Krüge und Deckel aus der Erde gegraben. — Und das gab Anlass zu wichtigen Untersuchungen und manchen gelehrten Konjekturen über das Alter dieses Gefäßes, — wie es wohl zu den Römern an den Rhein gekom-

men seyn möchte? — ob es ein wahrer Aschsenkrug und nicht vielmehr ein Trinkgeschirr sey, in dem die Münzen nur zufälligerweise aufbewahrt worden wären? oder zu welchem Gebrauche es sonst möchte bestimmt gewesen seyn? warum es in der Form von andern Urnen oder Opfergefäßen abweiche? und dergl. mehr. Ich will nicht dagegen schwören, daß dieser Schabasbecher irgendwo in den Memoires einer Akademie in Kupfer gestochen prangt, und noch immer ein wichtiger Zweifelsknoten in der Alterthumskunde ist; aber das ist zuverlässig, daß unser Mann dadurch Gelegenheit bekam, seine Sache anzubringen, und da sie ohnehin gerecht war, durchzusetzen.

Das zweyte Glück, wozu mir auch Freund Perez verhalf, war freylich so wie alle Herrlichkeiten dieser Welt ein blosser Schatten, dauerte gar eine kurze Zeit, und schmeckte nach Vergänglichkeit; er brachte mir aber den so längst entbehrten, und endlich vom Schicksale

gewährten Sekretariat, der mir nach dreytägigen wirklich geleisteten Sekretarienstunden so gut blieb, als jenein Römer der Consulat, der in diesem Amte kein Auge zugethan hatte. Reztrug mir diei Sekretarstelle bey einem gewissen Residenten an. Er saget, es würde da freylich nicht lange dauern, allein ich sollte es doch versuchen, und wenn ich Lust hätte, gleich eintreten, der Herr Resident wollte es auch mit mir probiren und mir nach ein paar Tagen Bescheid geben, ob er mich behalten würde? Ich werde nie vergessen, welchen Eindruck dieser Mann auf mich machte; denn außer dem Charakter eines Residenten, von dem ich schon eine große Idee hatte, war auch sein äußerliches Ansehen so patriarchalisch, dass es Ehrfurcht und Zutrauen einflössen musste. Das war ganz ein anderes Gesicht als jenes des Herrn Kreisgesandten, der die Augen niederschlug, und unter seinen zwey gutgeöffneten Nasenlöchern süsse Wor-

te aus seinem Beutelmunde hervorzwang.  
Der Resident hingegen, ein altes Männchen mit Silberhaaren, einer römischen  
Nase und lebhaftem Auge, redete mich  
so vertraut an, als wenn er mich schon  
viele Jahre gekannt hätte, und seine  
Freundlichkeit hatte nichts gezwungenes,  
sondern stach ganz natürlich aus allen  
seinen Gebährden hervor. Im Grunde  
war keiner an sich besser als der an-  
dere; nur dass der letztere ein ehrli-  
ches Gesicht und mehr Welt hatte. Das  
Resultat meiner ersten Audienz war sei-  
ner Seits: »Wir wollen's ein paard Ta-  
ge miteinander versuchen, denn wol-  
len wir weiter sprechen,« und sogleich  
musste ich mich unter seinen Augen hin-  
setzen und verschiedenes abschreiben.  
Da gewann er auch noch mein Herz,  
denn er nannte mich alle Augenblicke  
Herr Sekretar! besonders wenn Leute  
zu ihm kamen, sprach auch oft, wiewohl  
vielleicht noch schlechter als ich, fran-  
zösisch und nannte mich *Monsieur mon  
Secrétaire!*

Das waren ein paar herrliche Tage meines Lebens! Nun konnte ich mich doch endlich einmal für eine wichtige Person halten. Die herablassende Art mit der mich mein Herr behandelte, machte mir Muth, und alles schmeichelte meiner Hoffnung zu noch grössern Aussichten, am meisten aber die Erzählungen von den günstigen Schicksalen meiner Vorfahren im Amte. Leider! ein einziger Augenblick zerstörte alles, — ohne Vorbereitung, ohne Ahndung; — denn wir waren beyde so mit einander zufrieden, dass ich gar nicht mehr an das kontrahirte Noviziat dachte. Damals als die Katastrophe eintrat, war ich sehr zu einer Predigt über die Nichtigkeit der menschlichen Hoffnungen aufgelegt; jetzt kommt mir die ganze Sache lächerlich vor.

Drey Tage waren also beynahe verflossen, in denen mich mein Herr theils zum Abschreiben gebrauchte, mit der Versicherung, dass er mich bald Aufsätze würde ausarbeiten lassen, theils mich

in der Stadt herumschickte, um mündlich seine Aufträge auszurichten; und dabey gab ich mich überall als den Sekretär des Herrn Residenten an, und genoss alle dieser Charge anklebende Ehre und Prärogative, besonders in der Judengasse, in die ich einigemal zu einem Wechsler dieser Nation, der, wenn ich nicht irre, Moses Amschel hieß, gesendet wurde.

Des Residenten ganzer Hofstaat bestand in mir und seinem alten Bedienten Johann, der ein eben so ehrliches Gesicht hatte wie sein Herr, welches vielleicht noch wahrer war. Dieser Johann brachte am dritten Tage meiner Dienstzeit einen Sack Geld nach Hause, welches gezählt, und auf dem Tische in Kolonnen zu zehn Stück Konventionsthälern aufgethürmt wurde. Hierauf kam ein Mann in Husarenuniform mit einer schönen Dame, und sobald diese eingetreten waren, mußte ich mich auswärts vor die Thüre postiren, und bekam Orde, nicht eher wieder herein zu kom-

men bis ich gerufen würde, auch niemand herein zu lassen, als den Juden Amschel. Der erschien nach einiger Zeit auch mit einem Geldsacke und durfte passiren; ich aber verließ meinen Posten nicht, bis der innere Actus, von dessen Beschaffenheit ich nichts wußte, nach zwey Stunden geendigt war. Der erste abtretende Akteur, Moses Amschel, trug ein versiegeltes Paket unterm Arme, und studirte im Gehen in einem beschriebenen und auch besiegelten Papiere. Kurz darauf ging der Herr und die Dame ab, und ersterer gab mir ganz trocken zehn baare Konventionsthaler nebst einem Zeichen mit der Hand, daß ich mich nicht erst lange bedanken sollte. Bravo! dachte ich — das geht gut, nun bist du doch endlich auf einem Platze wo Tittel und Mittel zusammentreffen, wenn das so fortgeht und solche Trinkgelder einkommen für nichts und wieder nichts, so wirst du bald ein reicher Mann werden. Ich trat in's Zimmer, wog meine Thaler in der Hand und zeigte sie meinem

Herrn mit grossem Gaudio. »*Fort bien,*  
»stecken Sie es nur ein, das gehört Ih-  
»nen, ich gönne meinen Leuten gern  
»Verdienst, aber ich habe Ihnen was  
»anders zu sagen, das mir sehr unan-  
»genehm ist. Briefe von meinem Herrn  
»melden, dass man mir von der Re-  
»sidenzstadt aus einen Sekretar schik-  
»ken wird, ich kann Sie also nicht be-  
»halten, indessen ist mir's doch lieb,  
»dass Sie nicht ganz leer von mir ge-  
»hen; wenn ich sonst etwas für Sie  
»thun kann, so will ich's gern; Sie sind  
»ein braver junger Mensch und besitzen  
»alle Geschicklichkeit zum Sekretar,  
»aber da ich den neuen Sekretar schon  
»in ein paar Tagen erwarte, so müssen  
»wir uns morgen scheiden.»

Diese Ankündigung versteinerte mich fast. Ich machte eine so traurige Figur wie Sebald Nothanker im Chodowieckischen Kupferstiche, da ihm der Kragen abgenommen wird. Das jammerte den alten Johann; er kam auf einen Einfall der mich merklich tröstete: »Ew. Gna-

»den, sagte er, können ihm ja einen  
»Abschied geben, als wenn Er hier  
»schon ein paar Jahre als Sekretär ge-  
»standen hätte.» — Das war der alte  
Herr zufrieden, und da ich mir selbst  
Tages darauf einen Abschied mit zierlichen  
Buchstaben voll herrlicher Lobsprüche  
Vorzeigers dessen, aufgesetzt hatte, un-  
terschrieb er ihn und drückte sein Sie-  
gel darauf.

So war ich also nun Sekretär *in partibus infidelium* und bezog wieder mein altes Quartier. Das ganze Betragen des Mannes schien unerklärlich, denn er bekam keinen andern Sekretär. Was es mit der Farce meiner Sekretarschaft für Bewandniß hatte, das habe ich freylich weder vom ihm noch von seinem Diener Johann erfahren, wohl aber in späteren Zeiten von meinem Freunde Perez.

Der Mann war zu der Zeit eigentlich gar nicht mehr Resident, denn er war ganz aus den \*\*\* Diensten entlassen, fand aber nicht für gut, es selbst zu sa-

gen, und sah sehr gern, wenn man ihn noch für das hielt was er gewesen war. Es war kurz nach dem Hubertsburger Frieden. Viele verabschiedete Offiziere kamen nach Frankfurt, und manche wendeten sich noch an ihn. Unter diesen letzten war ein gewisser Husarenmajor, der sich in der Folge noch einen Namen gemacht hat unter den Heiden in Amerika. Er und seine Frau, die aus einem guten adelichen Geschlechte im Reiche stammte, verkehrten, das wenige was sie mitbrachten, und hatten in kurzem auch nichts mehr zu versetzen als ein paar alte pergamentne Familien-dokumente mit daran hängenden Sigil- len, die der Frau gehörten. Aber da war kein Kenner, der den Werth dieser Alterthümer mit Gold oder Silber zu vergleichen wusste. Der gewesene Resident allein versuchte, aus Pergament Gold zu machen, und ich war ein unschuldiger Mitarbeiter an diesem Transmutationspro- zesse, doch nur als Figurant der blos *ad hanc actum* angestellt war:

Mein Herr, der in vorigen Zeiten mit dem Juden Amschel mancherley Verkehr trieb, wollte den Kredit benutzen den er sonst als Resident bey diesem Juden gehabt hätte, getraute sich aber nicht, ihn gerade zu anzureden, weil er nicht gewifs wußte, ob ihm seine Entlassung bekannt sey oder nicht? Darum wurde ich als Sekretar angenommen, damit noch alles im alten Glanze erschien; und da mir nicht anders bekannt war, als daß er noch wirklicher Resident sey, so hätte ich auch diese Wahrheit mit Feuer und Schwerdt verfochten, wenn jemand Zweifel geäusserzt hätte, um so mehr da meine so langerwünschte Sekretarschaft darauf beruhete. Also wurde ich erst zu dem Juden abgesendet, um ihn zum Residenten zu citiren, und dieser wußte schon, daß er nicht nöthig hätte, mich zu instruiren, meinen Charakter geltend zu machen, denn es war mir gar leicht anzusehn, daß ich, den die Eitelkeit über meine neue Ehrenstelle auf dem Ge-

sichte anzusehen war, es ohnehin nicht unterlassen würde. Der Jude wurde beordert, um zwölf Uhr zu erscheinen, und daß er sich mit aller Ehrfurcht dazu willig finden ließ, war ein gutes Zeichen, dem zufolge der alte Johann so gleich aufs Pfandhaus wandern mußte. Alles was der weiland Resident noch von seinem alten Wohlstande gerettet hatte, war ein Ring in Brillanten gefaßt. Dies war ein Kleinod, das der alte Herr allen Menschen zeigte, denn der Ring war mit dem Bildnisse Friedrichs des Einzigsten geziert, und der alte Herr gab gern zu verstehen, er habe ihn vom Könige zum Geschenke erhalten. Er zeigte ihn aber nur, wenn er in seinen Händen war, und in diesen war er abwechselnd, und abwechselnd im Pfandhause. Tausend Gulden die Johann auf diesen Ring in lauter Konventionsthalem brachte, wurden auf dem Tische in Kolonnen aufgethürmt, und die Pergamente mit ihren Kapseln dabeygelegt. Als nun Moses Amschel eingetreten war,

bewillkommte ihn der alte Herr freundlich.

»Mein lieber Moses! du weisst, dass  
»ich allemal an dich denke, wenn was  
»zu verdienen ist; der verwünschte Krieg  
»und der Verdruss den ich habe erdul-  
»den müssen, hat uns eine Zeitlang ge-  
»trennt, aber nun werden wir schon  
»wieder bisweilen etwas mit einander  
»machen. — Da hat mir mein Herr  
»eben einen seiner Flügeladjutanten ge-  
»schickt, einen Kavalier aus \*\*\*, der in  
»einer Affaire nach Frankreich reisen  
»muss, um Genugthuung zu begehrn,  
»und der hat seine Gemahlinn mit sich  
»genommen, damit sie auch Paris zu  
»sehen bekommt. Es ist eine der reich-  
»sten Damen im Reiche, hat gröfse  
»Güter die ich recht gut kenne, aber  
»der Teufel hat ihn hier unter die Spie-  
»ler geführt, und er kann nicht Geld  
»beziehen als in Paris. Die Leutchen  
»brauchen aber wenigstens 2000 Thaler,  
»um von hier wegzukommen, und zum  
»Reisegelde. Es ist alle Sicherheit, die

»Frau lässt sogar die Dokumente von  
 »ihren Gütern zum Pfande da, aber  
 »wenn ich die Sache allein mache, so  
 »ist nichts zu verdienen, denn da wür-  
 »de ich schön ankommen, wenn sie  
 »was merkten. Da liegen schon mei-  
 »ne 1000 Gulden! willst Du eben soviel  
 »dazu legen, so theilen wir den Vortheil,  
 »denn er muss uns einen Wechsel auf  
 »2500 Thaler geben, in sechs Monath  
 »zahlbar. Die Frau muss sich mit unter-  
 »schreiben, die Wechsel und die Doku-  
 »mente die sie uns zum Pfande lassen,  
 »bleiben gegen einen Revers über mei-  
 »ne 1250 Thaler in deinen Händen,  
 »aber Du musst deine Rolle gut spie-  
 »len, damit sie nicht merken, dass ich  
 »Theil an der Sache habe, und musst  
 »Dir gefallen lassen, dass ich mit Dir  
 »handele und wacker gegen den Wu-  
 »cher predige. Du kannst in ihrer Ge-  
 »genwart nur keck 3000 für die zwey-  
 »tausend fordern.»

Moses Amschel ging glücklich in die  
 Schlinge. Er hielt das Geschäft für sicher,

weil

weil der Resident selbst 1000 Gulden mit aufs Spiel setzte, brachte das Geld, handelte und wurde behandelt, nach gewöhnlicher Weise, und als er für sein Geld den Wechsel und die Pergamentbriefe, die in seiner Gegenwart eingesiegelt wurden, empfangen hatte und abgetreten war, so zog erst der Alte seine 1000 Gulden ein, womit er den Ring einlöste, und theilte die andern 1000 Gulden mit dem Major, der dem alten Johann und mir einem jeden sein Accidens abreichen musste. Der alte Herr ist kurz darauf gestorben, und Moses Amschel oder seine Erben werden wohl noch im ungestörten Besitze der alten Pergamente seyn und bleiben ewiglich. Ob Freund Perez auch Anteil an diesem Gil - Blas - Streiche hatte, das weiss ich nicht gewiss. Vom Gelde hat er nichts bekommen, aber die Ehre der Erfindung mag ihm zum Theile gebühren und die schöne Dame nicht unerkenntlich gewesen seyn.

## DAS DREYZEHNTE KAPITEL.

*Waller durchstreicht das Land mit einem Spanischen Abentheurer.*

Meine Schulden wurden nun berichtigt. — Zu den Lustreisen nach Hanau hatte ich keinen Anlass mehr, weil Madame Ziegelstein mit ihrer adelichen Freundinn von Schwälbach auf die Güter gereiset war, wo sie eine Zeitlang bleiben sollte. Ich hätte also bald wieder in Ordnung kommen können, aber der verzweifelte Sekretartitel führte eine Abneigung für alles Abschreiben mit sich, und da ich mich nun für keine Gesellschaft zu niedrig dünkte, so zog ich in den Wein - Kaffe - und Traktörhäusern herum, beschmarotzte meine Freunde, verdiente bisweilen einige Gulden in der Geschwindigkeit, und verzehrte sie in gleichem Tempo. Doch wich ich neuen Schulden aus, weil ich nur für den Mund zu sorgen hatte, und so ziemlich

mit Kleidern versehen war. Mein Dichten und Trachten ging nach einem neuen Herrn, bey dem ich meine Gaben zum Sekretar konnte glänzen lassen; aber das Zeugniß des alten Herrn wollte nirgends sehr empfehlenden Eindruck machen. Das Schicksal hatte meinen Ausgang aus dem Frankfurter Egypten in das Wiener Kanaan beschlossen. Ehe ich aber daran komme und in meiner Erzählung fortfahre, muß ich mir die Freyheit nehmen ein wenig vom Texte auszuschweifen.

Es liegt mir schwer auf dem Herzen, und ich muß es nur gerade heraus sagen, ich befürchte, daß der ungeneigte Leser manches gegen meinen historischen Stil einzuwenden haben möchte, und daß dem einen die biblischen Anspielungen, und dem andern die Kanzleyfloskeln missbehagen. Ob sich das nun zwar Schreiber dieses, eben so sehr nicht zu Herzen nimmt, massen es im gegenwärtigen Augenblicke noch sehr ungewiß ist, ob mein Büchlein jemals

gedrückt wird; so stellt er doch höherm Erniesen anheim, ob ein Mensch der eine wahrscheinliche Erzählung verspricht, nicht auch einen wahrscheinlichen Stil schreiben soll? Habe ich nicht in dem Hallischen Waisenhause, wo die grosse Bibelfabrik ist, die Worte der Bibel, wie Milch eingesogen, und sie bey den Herrnhutern nahrhaft verdaut? Bin ich nicht bey Sachwaltern und Rechtspflegern auf den Stufen der Wohlredenheit herumgeklettert, und zu Frankfurt bey dem Tempel der *ampulla Dictatura Circensis* in alle ihre Geheimnisse gedrungen? Wie sollte ich denn anders schreiben?

Was aber sonst die Wahrscheinlichkeit anbelangt, auf die ich mir um so viel mehr zu gute thun möchte, da ich eigentlich so viel Wahrheit liefere; so muss ich blos in Bezug auf die folgende Begebenheit ein kleines *Avis au lecteur* vorausschicken. Die Wiener Broschuristen würden es einen Fingerzeig nennen, denn seit einiger Zeit sind dort die Fingerzeige und Leitfäden sehr Mode. —

Zugegeben, dass der Romandichter der keine Feenmährchen schreibt, nicht aus den Schranken der Wahrscheinlichkeit weichen darf — was hat er zu thun, wenn er aus tristigen Ursachen wahre Geschichten in seinen Roman einzuweben hat, die aber ganz unwahrscheinlich scheinen? Antw. Er soll sie erzählen wie sie geschehen sind, und sich mit einer gehelmtten Vorrede verwahren. Das ist ganz mein Fall! Was ich hier von dem Manne erzähle, der so gleich auftreten wird, ist alles so buchstäblich wahr, dass kein gerichtliches Instrument vor Notarien und Zeugen mehr Glauben verdient als meine Erzählung; und doch muss ich ausrufen: *Quis credat hoc, vel duo vel nemo?* — Mit dem *nemo* hat es seine Richtigkeit, aber die *duo*, ob die noch leben? das weiss der Himmel. Der eine ist der Held selbst von dem die Rede ist, und der zweyte ist *Monsieur d'Inarre*, vordem französischer Offizier, und damals Besitzer des Gasthofs zu den zwey ro-

then Schwerdtern in der Bockenheimer-gasse. Lebt dieser brave Mann noch und liest dieses: »*Eh bon jour Monsieur d'Inarre!* haben Sie wohl je gedacht, »dass ich Sie im Angesichte des ganzen »Publikums grüßen werde?» — Doch nun zur Begebenheit!

Ich schlenderte einst nach meiner Gewohnheit durch die Gassen wie ein wahrer Faullenzer, wozu ich — beyläufig gesagt — einen guten Ansatz hatte, und begegnete unweit der Hauptwache meinem Freunde Geyser, einem zu der Zeit beliebten Wundarzte in Frankfurt. »Kommen sie mit mir,» sagte er, »hier in den zwey rothen Schwerdtern können sie einen seltsamen Katz sehen, »dem ich ausdrücklich selbst den Bart schere, weil ich ihm gern kennen möchte, und weil er nur mit Dublonen bezahlt.» — Da fand ich denn in dem Wohnzimmer des Herrn D'Inarre einen Mann von etwa vierzig Jahren, gross, wohlgewachsen, bräunlichen Angesichts, nicht übel gebildet, aber mit gemeinem,

fast bäuerischem Anstande. Sein Haar war schwarz, ungepudert, ohne Locken und hinten geflochten; er hatte einen grossen Hut auf, mit einer breiten gezackten goldenen Tresse, war bekleidet mit einem blauen Reisehabit (Balandran), halb Mantel und halb Kleid, darunter eine rothe breit bordirte Weste, um den Hals ein buntes seidenes Tuch, um den Leib ein breites Wehrgehenk mit einem Haudegen, steife Stiefeln und ein schmutziges Hemde. Was ihn aber merkwürdiger als alles das machte, war ein Sack ziemlicher Gröfse, voll spanischer ganzer und halber Dublonen, den er vor sich auf den Tisch stellte und auf und zu band, wenn er etwas zu bezahlen hatte; wie er denn auch dem Herrn Geyser, nach abgenommenem Barte, eine halbe Dublone darreichte, und noch überdiess eine Flasche Wein kommen ließ, uns damit zu regaliren. Dass er ein Spanier war, war unverkennbar; er sprach wenig, und außer seiner Muttersprache nichts als

schlecht französisch, worin ich, der es eben so sprach, mich zu ihm recht gut schickte.

Wo aber dieser Maschinenheld mit seinem Sacke hergekommen war? das wußte damals niemand, und ich weiß es auch jetzt noch nicht. Er kam zu Fusse, ohne Koffer oder Mantelsack in den zwey rothen Schwerdtern an, trug seinen Geldsack nicht ohne Mühe unterm Arm, und fieng, wie es scheint, erst da an Gebrauch davon zu machen, weil er noch ganz voll war. Ob er nun durch die Luft aus Spanien hergeflogen ist, und auch unterwegs von der Luft gelebt hat, das ist mir noch immer ein Räthsel. Genug, ich hatte das Glück ihm zu gefallen. Es war niemand zugegen, der französisch sprach, als Monsieur D'Inarre, und der hatte im Hause Geschäfte. Der Fremde unterhielt sich also inzwischen mit mir und lud mich zu einem Spaziergange ein. Wir giengen durch etliche Gassen; er kaufte mancherley was ihm in den Weg

kam, aber was er kaufte waren nur alte schon getragene Meubeln und Kleidungsstücke. Er suchte Wäsche, aber er wollte nicht Leinewand kaufen, um sich Hemden davon machen zu lassen, ob ich ihm gleich versicherte, dass er in 24 Stunden ein halbes Dutzend fertig haben könnte. So machte er es mit allem was er brauchte, und so gab er allein den Trödlern aus der Judengasse Geld zu lösen. Weil er das deutsche Geld nicht kannte, und manche Leute, bey denen wir Kleinigkeiten kauften, nicht herausgeben konnten, machte ich ihm den Vorschlag, etwas von seinem Golde umzusetzen; wozu er sich unter der Bedingung verstand, wenn ich die Silbermünze tragen und davon auszahnen wollte. Es wurden also zwanzig Stück verwechselt, und ich bekleidete das Amt seines Zahlmeisters der mindern Ausgaben. Das Zutrauen, das er bey dieser Gelegenheit für mich hatte, nebst der Hoffnung mich dabey wohl zu stehen, machten mir Lust, das Amt

zu behalten, und die Erzählung, die ich ihm unterm Spazierengehen von meiner damaligen Lage machte, nebst den geschickten Wendungen, die ich dem Diskurs zu geben wußte, bewogen den Dublonenmann, mir seine Dienste anzubieten, unter welchem Charakter es mir selbst gefällig seyn würde. — Freylich war er nicht Excellenz, Minister oder Resident, aber die Dublonen! — Die Dublonen! — Diese überwanden mich. Ich trat in die Dienste eines Erdensohns, der keinen Titel hatte, den selbst Linné in keine Klasse hätte bringen können, von dem man, so wenig als vom Melchisedech wußte, wer sein Vater oder Mutter war? ob er getauft oder beschnitten sey? — der mir aber täglich eine Dublone gab. — Dafür war ich sein Sekretär, habe ihm in dieser Eigenschaft 46 Tage, schreibe sechs und vierzig Tage, gedient, täglich mein Goldstück richtig bekommen, und in diesem ganzen Zeitraume auch nicht

eine Zeile für ihn geschrieben. Einen Namen hatte er doch, er hieß Don Juan Varluzel, aber von seiner Abkunft war nichts zu erfahren. Dass er kein Grand von Spanien und vielleicht auch nicht einmal ein Hidalgo war, das zeigten seine Sitten, Gebehrden und Neigungen. Er liebte den Branntwein, und labte sich oft mit einem Glase des schlechtesten, wenn er für mich und für seinen übrigen Hofstaat Burgunder bezahlte. Er wechselte selten Wäsche, kaufte sich, wie gesagt, nie ein neues Kleidungsstück, und hatte darum auch das Ansehen eines markischreyenden Zahmarztes. Er schlief am liebsten auf der Streu, und war nur allein in der Liebe etwas delikater als in seinen übrigen Bedürfnissen, denn er gab sich nie mit den gemeinen Buhldirnen ab; wenn er aber ein hübsches Weib oder Mädchen sah in ehrbarer Gestalt und Kleidung, die seinen Augen gefiel, da zählte er eine verhältnismässige Summe in seine Hand und machte stillschweigend

Zeichen und Gebehrden. Sehr oft verfehlte diese stumme Liebeserklärung die gehoffte Wirkung nicht, wenn sie gleich nicht allezeit auf der Stelle erfolgte. So wenig man von seinen vorherigen Schicksalen erfahren konnte, eben so wenig waren seine Absichten für die Zukunft zu errathen. Alles was er mir, seinem ersten Vertrauten, darüber zu eröfnen gut fand, war, dass wir bald von Frankfurt aufbrechen würden, mit der vorläufigen Instruktion, mich aller Bagage zu entledigen, weil er nicht anders als zu Fusse zu reisen pflegte, und keinem männlichen Geschöpfe seines Gefolgs eine andere Art zu reisen verstatthen könnte. Dieses Gefolge wuchs in Zeit von drey Tagen so stark an, dass ich endlich selbst auf die Abreise drang, weil wir sonst mit einem Gefolge wie weiland der Mäusefänger von Hameln zur Stadt hinausgezogen wären, denn jeder Taschenspieler, Seiltänzer oder anderer Possenreisser, der sich dem Don Juan Varluzel

präsentirte, wurde ohne weiters mit Weib und Kind, Ross und Mäulern in Dienst genommen; und so zog er mit der ganzen Karavane an einem schönen Morgen zur Stadt hinaus, ich aber mit meinem Freunde Perez, der mich ein Stück Wegs begleitete, nahm weislich einen Vorsprung.

Zu dem, was ich von diesem Spanischen Abentheurer erzählt habe, muss ich noch hinzusetzen, dass der Mann weder dumm noch blöde war, dass er eine gewisse Festigkeit in seinem Charakter blicken ließ, die auch mich in Respekt erhielt, ob mich gleich sein übriges Betragen so stolz machte, zu glauben, dass ich besser sey als er. Er sprach wenig, aber wenn er sprach, zeigte er bisweilen auch Witz und Laune. Unweit Mainz waren wir ein Stück vor der Karavane voraus gegangen, und traten in ein Wirthshaus, wo Werber waren. Der Offizier, der meinen gnädigen Don für einen französischen Deserteur ansah, redete ihn in dieser

Sprache an, und bot ihm zehn Louis-d'or Handgeld, wenn er als Grenadier Dienste nehmen wollte. Der fragte dagegen ganz kaltblütig: ob man ihm baares Geld geben würde? Der Offizier versicherte, er sollte zu Frankfurt im Werbehause die Summe baar haben. — »Aber ich,« antwortete der Don, »ich gebe Ihnen hier auf der Stelle zwanzig Dublonen, wenn sie Musketier des Königs in Spanien werden wollen,« und damit zog er seinen Geldsack hervor und ließ das Gold schimmern, welches den Werber in Respekt setzte und die Unterhandlung abbrach.

Wir zogen wie die Kinder Israel in kurzen Tagereisen. Wo es uns gefiel, da verweilten wir drey, vier und mehrere Tage, und hielten keine bestimmte Marschroute, sondern wichen nach Belieben bald rechts bald links aus der Straße, dankten unterwegs Leute aus unserm Hofstaate ab, und nahmen andere an. So durchkreuzten wir die

Pfalz, ein Stück von Schwaben, und endlich Baiern, wo wir zu Donauwerth in der Krone bey dem Gastwirthe Baudrexel, der uns besonders wohl bediente, eine lange Pause machten. Meinem Herrn gefiel es in diesem sonst eben nicht sehr angenehmen Orte so wohl, dass es das Ansehen gewann, als ob wir da überwintern würden. Ich für meine Person wendete diese Ruhezeit zu allerley weisen Betrachtungen und Entwürfen an. Ich hatte nun fast sechzig Dublonen gesammelt; eine Summe, der ich noch mein Lebtage nicht mächtig gewesen war, und mit der ich mir in Frankfurt Figur zu machen getraute. Ich war des Herumziehens müde, sehnte mich zurück, um mich da in einiger Gröfse zu zeigen, wo ich nur immer noch eben nicht viel vorgestellt hatte. Dame Ziegelstein kam mir auch in den Kopf, die ich wieder in Hanau vermutete, und endlich, zu meiner Schande muss ich es gestehen, auf meinen Entschluss hatte es Einfluss, dass der Gold-

sack meines Patrons so leicht geworden war, dass man sein Ende fast auf den Tag ausrechnen konnte. Die Unwahr-scheinlichkeit zu frischen Dublonen, bey einem Manne, der keinen Kuffer hatte, und mit niemand in der Welt Briefe wechselte, die Furcht sogar, dass er, wenn ihm nichts mehr übrig blieb, mit Billigkeit auf mein erspartes Gut An-spruch machen könnte; alles dieses be-wog mich, als ein vorsichtiger Speku-lant, zeitlich auf Retirade zu denken. Ich war nur verlegen, wie ich's an-stellen sollte; denn es fehlte mir an Un-verschämtheit, geradezu meinen Ab-schied zu fordern, ob ich gleich, weder durch schriftlichen noch mündlichen Kontrakt an eine gewisse Zeit gebun-den war. Das Resultat meiner Berath-schlagungen fiel endlich dahin, den Mann nach und nach darauf vorzube-reiten, und dazu machte ich auf einem Spaziergange von dem Kloster Kaisers-heim den Anfang. Ich äusserte Lust die Stadt Nürnberg zu besehen, und wünsch-

wünschte, dafs er mich auf ein paar Tage entbehren könnte (*se passer*), um dahin zu reisen. *Passer?* sagte er, *si vous vous pouvés passer de moi, je me passerai bien de vous pour quelques jours, et même pour toute ma vie.* —

Das war nun zwar das was ich wünschte, aber doch machte diese Sentenz auf mich ungefähr den Eindruck, den eine Kanne kaltes Wasser macht, die über den Kopf gegossen wird. Ich nahm mit der Verlegenheit eines begossenen Pudels Abschied von Don Juan Varluzel, und eilte mit verdoppelten Schritten zur Stadt hinaus gerade nach Nürnberg zu.

## DAS VIERZEHNTE KAPITEL.

*Waller gesellt sich zu feinen Damen.*

In einem Städtchen, wo mir recht ist, Moheim genannt, kehrte ich im Wirthshause ein, Mittag zu halten. Da sassen in der Wirthsstube ein paar feine Damen, wohl gekleidet und schön angemalt, die eben auch ihre Mahlzeit einnahmen und mit einander französisch parlirten. Man deckte für mich einen besondern Tisch. Der Kützel stach mich während der Zubereitung meines Kouverts, mich in den Diskurs der Schönen zu mengen, und mein französisches Sprachtalent glänzen zu lassen; aber sie schienen mir zu vornehm, und ich war zu blöde für Standespersonen des schönen Geschlechts. Sie liengen endlich an von mir zu reden. Ich hörte die eine zu der andern sagen: »diesem Menschen würde das Kleid vollkommen passen,» und das machte mich

ausmerksam, und nun mehr aus Neugierde als Blödigkeit zurückhaltender, um zu erfahren wo das hinaus wollte. Von ungefähr fand ich, ich weiss nicht welchen Anlaß, meinen Geldbeutel herauszuziehen, und ließ da, um meine werthe Person wichtig zu machen, einen Theil meiner Dublonen blinken, welches gute Wirkung that. Das eine Frauenzimmer fragte mich deutsch: ob ich französisch verstände? Antwort: Nein! — Das war nun ein besonderer Umstand! Hätte sie mich französisch gefragt, so würde ich ihr in der Sprache geantwortet haben; aber so fuhr mir das Nein heraus, und ich war genöthigt, meine Eigenliebe zu unterdrücken, und die Rolle des Idioten fortzusetzen, die mir wohl ganz natürlich anstand, weil sie meinem Nein auch nicht den mindesten Zweifel entgegengesetzt, sondern das deutsche Gespräch mit unbedeutenden Fragen und Antworten fortsetzten, bis sich mir das Geheimniß von dem Kleide aufschloß.

Die eine Schöne sagte: »wir sind zwey  
»Schwestern, mein Herr! und kommen  
»von München, wo wir die Erbschaft  
»eines Bruders abgeholt haben, der dort  
»gestorben ist. Unter seinem Nachlasse  
»ist auch ein schönes gesticktes Manns-  
»kleid, das Ihnen gerecht seyn wird;  
»wenn Sie Lust haben, es zu kaufen,  
»so will ichs Ihnen zeigen.« — Das  
Kleid wurde aus dem Wagen geholt,  
anprobirt, passend befunden, behandelt  
und gekauft. Wir kamen aber dadurch  
noch in nähere Verbindung. Die Schö-  
nen reiseten nach Nürnberg, — ich  
auch. Sie hatten einen Kutscher bis  
dahin gedungen, und es war noch Platz  
in ihrem Wagen. Um mein erkauftes  
Kleid gut fortzubringen, und den Da-  
men einen Ehrenhüter abzugeben, wur-  
den wir einig über meinen Beitrag zu  
den Reisekosten, und ich setzte mich  
zu ihnen. Welche Macht mir beystand,  
daß ich nicht mit meinem Bisgen fran-  
zösisch herausplatzte, das weiß ich  
nicht; ich glaube, es war diesmal allein

die Neugierde, um so mehr, da ich schon auf der ersten Station aus der Weiber Zusammensprache vermerkte, dass ich eben nicht mit Vestalinnen reisete. Sie thaten sich auch keinen Zwang an in Bezug auf meine theure Person, sondern ließen ihren gallischen Witz auf meine Unkosten lebhaft spielen, und wollten, so wie ich merkte, auch ihres Leibes auf Kosten meines Beutels pflegen. Alles dieses bestärkte meinen Vorsatz, mich recht fest in den Mantel der Unkunde ihrer Sprache zu hüllen, und mein Herz vor Liebe zu bewahren; denn eines Eindrucks, den die ältere Schwester, Konstanze genannt, auf mich gemacht hatte, konnte ich mich nicht völlig erwehren. Nur die verächtlichen Ausdrücke, die sich die zwey Nymphen über mein gauches Benehmen und meine deutsche Michelschaft erlaubten, entschieden in meinem Herzen, sie zu überlisten, und keine Blöfse zu geben.

Demungeachtet machte ich schon im ersten Nachtquartiere eine kleine Attake

auf das Herz oder vielmehr die äußere Wand der Herzammer der schönen Konstanze, und wurde zwar nicht mit eiserner Sprödigkeit, aber doch mit affek-  
tirter Zucht und Ehrbarkeit in die Grän-  
zen des Wohlstands zurück gewiesen.  
Das geschah in einem Augenblicke da  
die andre Schwester Mimi nicht im  
Zimmer war. Als diese kam, wurde  
ihr die Eroberung in gutem Elsafser-  
französisch kund gemacht, und darüber  
glossirt. Mimi meinte, die Zeit sey zu  
kurz um einen Roman zu spielen, es  
sey also nicht wohl gethan sich mit For-  
malitäten aufzuhalten, und den Haupt-  
zweck darüber zu versäumen. Diesen  
Hauptzweck glaubte ich in einem guten  
Nachtessen auf meine Kosten zu ent-  
decken, und wollte mich dagegen mit  
erzwungenem Geize verstählen, machte  
auch, da uns Mimi wieder allein ließ,  
den blöden Schäfer und blieb so in den  
Schranken der Ehrbarkeit, dass sich  
Fräulein Konstanze genöthigt sah, mir  
ihrer Seits Muth zu machen und mich

endlich zu versichern, dass sie eben keine Abneigung für mich habe, sich aber wegen ihrer Schwester etwas behutsam aufführen müsse. Dagegen wendete ich nichts ein, ob ich gleich das Wahre der Sache besser wusste. Indessen, so wenig sie sich vor mir in Acht nahmen, konnte ich doch diesen Abend ihre eigentlichen Absichten nicht vollkommen entdecken; das merkte ich aber wohl, dass sie eine Haupt - und Staats - Aktion an mir ausführen wollten. Wir setzten uns zu Tische. Schwester Mimi öffnete ihren Flaschenkeller, worin guter Malaga war. Man theilte mir gastfrey meine Portion zu; es war nichts von Prellerey zu merken, vielmehr bezahlten die Damen ihren Antheil; welches ich aus angebohrner Höflichkeit für das schöne Geschlecht gewiss nicht zugegeben hätte, wenn ich nicht durch ihre Diskurse misstrauisch geworden wäre. Ich wollte schlechtdings nicht der dumme Teufel seyn, für den sie mich hielten, und war es auch nicht, Dank sey es meiner französischen

Sprachkenntniß! Indessen benutzte ich jede Minute, in der wir allein waren, mit der Dame Konstanze zu löffeln, und es blieb diesen Abend noch unentschieden, wie sich der Roman endigen würde. Den folgenden Tag wurde peinlich Halsgericht über mich gehalten, und viele Ausdrücke machten mir es gewiss, daß der Abend zu Vollziehung meines Urtheils bestimmt sey, nur die eigentliche Beschaffenheit dessen was mir zugebracht war, blieb mir ein Räthsel; denn ob sie mich gleich, so lange sie französisch sprachen, für so unbedeutend als ihren Flaschenkeller ansahen, so hüllten sie doch das Wesentliche ihres Plans in eine Bildersprache die ich nicht verstand. Erst da wir schon in das Nachtkuartier eingerückt waren, entdeckte ich den mehr als schelmischen Anschlag. — Die Schönen gingen nach läblicher Gewohnheit ihres Geschlechts in Gesellschaft auf den Abtritt. Ich schlich mich in die zweyten Abtheilung, und hörte da mit Entsetzen was mir bevorstand. Kon-

stanze sollte mir diesen Abend alle Hoffnung zu einer nächtlichen Zusammenkunft machen; dann wollte man mich am Ende der Mahlzeit in einem Glase Malaga mit schlafmachenden Tropfen auf vier und zwanzig Stunden meiner Sinnen berauben, mich bis aufs Hemde ausziehen und zurücklassen. Zweyerley war mir besonders auffallend bey dieser Entdeckung: erstlich die Titulatur, denn wo die Rede von mir war, hieß es nur immer *le coquin* oder *la bête*, und zweyten, daß meine eigentliche Schöne noch soviel Mitleiden hatte, mich nicht aller Kleider zu berauben; aber die andere bestand auf diesem Punkte um des allgemeinen Besten willen, weil mir dadurch die Gelegenheit zum schnellen Nachsetzen abgeschnitten würde. Die Nymphen wollten in der Nacht noch abreisen, auf der ersten Station wo Postpferde zu haben waren, den Kutscher zurückschicken und sich schnell und weit entfernen, damit sie ein armer nackender Teufel nicht einholen könnte.

Es war mancherley bey diesem Projekte, das auch ohne meine jetzt erworbenen Kenntniß eben nicht einen so gar gewissen Ausgang versprach; aber ich ließ es nicht zum Äußersten kommen, denn meine Rachsucht ging nicht bis zum Verderben dieser weiblichen Sünder. Ich setzte meine Karessen fort, bekam abgeredetmassen mein Rendezvous, wir speisten mit der heitersten Laune, und als alle Vorbereitungen ihren erwünschten Fortgang gehabt hatten, brachte mir Schwester Mimi ein grosses Glas Malaga, das ich auf die ausgebrachte Gesundheit meiner Inklinacion ausleeren sollte. Ich ergriff es, stand auf, erhob meine Stimme und harangirte wie folgt: »*Mesdames! je suis démoniaque et quelquefois mon diable me fait parler des langues étrangères, à présent il me fait dire en bon françois, que cette bête et ce coquin que je suis, ne sera pas la dupe de ces coquines que vous êtes! Ainsi vsoit il!*» Da standen die Heldinnen

wie vom Donner gerührt, versteinert wie Bildsäulen, und machten sich Luft — durch Thränen. — So weiß sich auch das Laster der kostbaren Hülfsmittel empfindsamer Seelen zu bedienen — und es wirkte. — Ich war weder so zornig noch so grausam die Sache weiter zu treiben, sondern wir söhnten uns aus, wurden gute Freunde, und versiegelten unsere Versöhnung.

Wem diese Probe meines Muths mit meinem Charakter zu kontrastiren scheint, der müßt bedenken, daß ich kein Buch wie Vetter Karl Pilger schreibe, und ihm also nicht die Entwicklung und das stufenweise Wachsthum meiner Geisteskräfte vom Kinde zum Jünglinge und von da zum Manne vormalen kann, sondern daß er sich diese Ab- und Zunahme physischen und moralischen Ursprungs aus den Thatsachen selbst zusammensetzen müßt, und wenn der Leser Widersprüche findet, so soll er sich nur erst die Widersprüche in seinem eignen Leben erklären.

Nach unserer Versöhnung, die sich von der einen Seite auf vollkommen Amnestie und von der andern auf scheinbare Reue und Erkenntniß gründete, wurden wir so vertraut, uns wechselsweise unsere Begebenheiten *reservatis reservandis* zu erzählen. Da erfuhr ich, daß die zwey Schwestern *Metz* als ihr Vaterland angaben, und daß ihr Thun und Gewerbe Gesang und Schauspiel war. Sie waren die nähern Provinzen Frankreichs durchstrichen, hatten bey französischen und deutschen Gesellschaften debutirt und standen zuletzt in Straßburg bey einer deutschen Truppe, welche aus einander ging und sich anstatt der rückständigen Bezahlung in die Garderobe theilte; daher kam das Kleid. Zuletzt hatten sie sich in Manheim, München, und mehrern Orten theils in Gastrollen theils bey Konzerten hören lassen. Konstanze hatte eine gute Stimme und verstand Musik. Ich muß nur gestehen, daß ich Wohlbehagen in dem Umgange mit diesen Prinzessinnen fand, und mich nun,

da wir einander kannten, willig in ihr Interesse ziehen liefs. Wir näherten uns der Stadt Nürnberg, und gaben uns unter dem Thore folgendermassen an:

»Monsieur Gautier und Signora Constanza seine Gemahlin, nebst ihrer Schwester, berühmte Cantatricen, kommen von Paris, logiren im rothen Hahne und werden sich einige Zeit hier aufhalten.»

Kaum hatten wir uns im Gasthöfe umgekleidet, so stolperten schon ein paar junge Nürnberger Patrizier in unser Zimmer, die, wie sie sagten, erst kürzlich von ihren großen Reisen zurückgekommen wären. Sie waren wirklich nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, nach ihren Sitten aber waren sie vollkommen so beschaffen, wie man die *Barons allemands* in Paris beschreibt. Sie redeten einen erbärmlichen Jargon und wollten die *Signora Constanza* oft in Paris haben singen hören; wogegen wir freylich nichts einzuwenden hatten. Diese zwey junge Herren und noch ein

paar andere, die Herren *von Sabot* und *von Mian*, liefsen sich sehr angelegen seyn uns ein Konzert zu veranstalten. Dafür spielten nun die ersten zwey die Liebhaber mit den Damen, und die letzten begnügten sich an Freybilletten, und der Erlaubniß, das verzehren zu helfen was jene auftischen ließen. Das Konzert kam zu Stande, und ernährte uns so lange wir in Nürnberg waren. Die Sängerinnen würden im Konzerte beklatscht, und ausser demselben beliebt. So ging es hier und in Bamberg, Anspach und Bayreuth. Da kamen Domherren, Prälaten, Grafen, Herren und Ritter, die mit solcher Großmuth für uns sorgten, davon ich vorher keinen Begriff gehabt hatte. Indessen nützte es mir doch, denn ich wurde von allen diesen Herren als vermeynter Gatte der Schönen die sie anbeteten, sehr säuberlich behandelt, zu ihren Tafeln und Gesellschaften gezogen und dadurch von der knabenhaften Blödigkeit geheilt, mit der ich immer noch behaftet war. Ich lernte Lebensart,

wurde freyer im Umgange mit Vornehmern, und geschliffter in Sitten und Gebehrden.

In Regenspurg liessen sich meine Virtuosen am Taxisschen Hofe hören. Da wurde ich zufällig mit dem Herrn Hauptmann *Hase* von der dortigen Garnison bekannt, das war ein ehrlicher Mann, nach dem Schlage seines Kollegen von Kapernaum. Er hatte zwar auch besondere Grillen und Meimingen, aber er ließ sie nicht drucken, wie Herr *Jochen Jeremici*, und war sonst ohne Falsch und Trng. In seinem Zimmer stand ein guter Flügel, worauf viele Noten lagen, von denen er keine einzige kannte; aber er hörte gern Musik, und ließ sich alle Tage durch einen seiner Soldaten, einen verunglückten Organisten vorspielen. Und darum lud er uns oft zum Frühstücke ein, wo die Weiber singen mussten, und dafür mit seinem Liqueur und Konfeckt bedient wurden. — Sein treuherziger ungezirter Soldaten-ton gewann mein Herz. Ich besuchte

ihm oft, erzählte ihm einen Theil mei-  
ner Geschichte, und beichtete auch bey  
Gelegenheit mein Verhältniss mit den  
Theaternymphen. Darüber las er mir  
einen ganz artigen Text, der sich da-  
mit endigte: »Herr! laſt die Bestien  
»ſitzen, das sind Rabenäſer die über  
»kurz oder lang ein ſchlechtes Ende  
»nehmen. Ihr ſeyd ein junger Kerl,  
»der etwas weifs, und wollt in euern  
»besten Jahren einen Landſtreicher ab-  
»geben. Noch kann was aus Euch wer-  
»den. Ich rathe Euch nicht einmal  
»wieder nach Frankfurt zu gehen, wo  
»Euch das grösste Glück nur etwa zu  
»einem feisten Reichsbürger machen  
»kann, der ſich von einer Schlachtzeit  
»zur andern auf ſeine Schwartenmägen  
»freut. Wenn ihr mir folgen wollt, so  
»geht nach Wien; dort steht einem jun-  
»gen Manne, der was verſteht und ar-  
»beitet will, ein weites Feld zum künf-  
»tigem Glücke offen.» — Seit Bruder  
Dorius hatte mir niemand ſo ins Gewis-  
ſen geredet, und obgleich der Ton sehr

ver-

verschieden von jenem war, so beherzigte ich doch den guten Rath und befolgte ihn. Den Weibern machten wir weiß, ich ginge nach Frankfurt, aber ich schiffte mich in Stadt am Hoff ein, und schwamm in einer Barke des Baiischen Schiffmeisters Keller nach Wien, wohl versehen mit Lebensmitteln und Empfehlungsschreiben; alles durch die Güte des wackern Hauptmanns Hase, dessen Asche in Frieden ruhe!

Waller's Leben.

M



## DAS FUNFZEHNTEN KAPITEL.

*Waller lernt in Wien Etikette.*

Wir landeten in Wien an einem Uferplatze der Donau, das Schanzl genannt, und da die Mauthner (Zollbeamte) bey mir nicht viel zu visitiren hatten, so ließ ich mich sogleich durch das erste beste dienstbare Geschöpf das mir in Weg trat, hinführen wohin es wollte. Das war ein vierschrötiger Bengel, der mich in den weissen Wolf auf dem alten Fleischmarkte brachte, und da gleich, ohne mich zu fragen, eines der besten Zimmer für den gnädigen Herrn, der ich seyn sollte, begehrte. Er hatte einen kleinen Korb, der meine ganze Baggage fasste, etwa tausend Schritte getragen, und dafür begehrte er zwey Siebzehner, die ich ihm auch in der Angst meines Herzens zuwarf. Diese Angst entstand daher, weil mich der Kellner nun auch Ihr Gnaden titulirte, und ich

das ganz allein für eine Folge der Ankündigung des Trägers hielt. Ich fürchtete schwere Verantwortung und Poen, daß ich mich adlicher Titel und Vorräthe anmaßte, in der Residenz des deutschen Kaisers. Ich fühlte schon die zentnerschwere Hand des Reichsfiskals an meinem Nacken, und hatte doch weder Muth noch Zeit, diese aufgedrungene Ehrenbezeugung von mir abzulehnen, denn der Kellner ließ mich nicht zum Worte kommen, lief rechts und links um mich herum, fuhr alle Augenblicke mit dem messingenen Haarkamm durch sein gestutztes Haar, und schwatzte nur immer von dem großen Feuerwerke, das diesen Abend im Prater gegeben werden sollte. Ich ließ alles mit mir machen, und mich sogar in den Prater führen, ehe ich noch mein Zimmer gesehen hatte, denn der geschäftige Kellner versicherte mich, es sey hohe Zeit, und ich würde dergleichen vielleicht sobald nicht wieder so schön sehen.

Wer sich in Wien noch eines Feuerwerks zu erinnern weiss, bey dem unversehends ein schreckliches Donnerwetter und starker Platzregen einfiel, der weiss genau den Tag meiner Ankunft. Mein gesticktes Kleid das ich noch im Schiffe angezogen hatte, um in dem grossen Wien recht stattlich einzuziehen, wurde ganz verdorben, und um nicht in der Irre herum zu laufen, musste ich froh seyn, dass mich noch ein Fiaker gegen einen Speciesdukaten nebst andern einnahm und im weissen Wolfe absetzte. So war mein Eintritt in Wien eben nicht mit günstigen Ahndungen vergesellschaftet. Ich kam naß wie eine Katze, und hungrig wie ein Wolf in meinen Gasthof zurück. Da bot mir die geschwätzige Zunge des dienstfertigen Kellners allerley Speisen an, die ich nicht kannte: Panndl, Schöberl, Bruchfleisch, Pollackerl, ungrisch Rebhändl u. s. w. Nun wollte ich mir meine Unwissenheit nicht merken lassen; ich wählte also die einzige Speise die ich zu ken-

nen glaubte, das ungrisch Rebhun, oder Rebhändl, wie man es in Wien ausspricht. Ein Rebhun, dachte ich, ist immer ein Rebhun, obs in Ungarn oder Polen zu Hause ist, vielleicht sind sie in Ungarn fetter, sowie in Leipzig die Lernen; aber der Kellner brachte mir — einen Ochsenfuß, und lachte mich ehrerbietig aus, als ich ihm sagte: Ich hätte ein Rebhun gefordert, und nicht einen Ochsenfuß. »Ihre Gnaden werden »schon Wienerisch lernen, wir heißen »hier halt Ochsenfüsse ungrisch Reb- »händl.« — Also erfuhr ich, daß man in Wien Rebhüner fordern und Ochsenfüsse bekommen kann, aber nicht *vice versa*. Ich tröstete mich mit Sancho Panza, der sich auf der Insel Barataria mitten unter den köstlichen Gerichten auch mit einem Ochsenfuß begnügte, und folgte seinem Beispiele. Aber nun fragte mich der Kellner um Namen und Charakter. — »Ich heiße Waller, bin Sekretär, und komme von Regensburg. — »Also Herr von Waller, Se-

»kretar von Regenspurg.« — »Nein, ich  
»bin kein Edelmann, und bitte mich  
»mit dem Ihre Gnaden zu verschonen,  
»ich gebe mich für nichts mehr aus,  
»als was ich bin.« — »Haben Ihre Gnaden  
»nicht gesagt, daß Sie Sekretär sind?«  
»Ja — aber« — »Nun so sind Sie auch  
»ein Herr von, und gnädig« und so  
trollte er sich zur Thür hinaus.

Den andern Tag kam ich noch übler an. Ich erkundigte mich fleißig, wie man hier in Gasthöfen zu spiesen pflege? da wurden mir zweyerley Arten vorgeschlagen, entweder portionenweis Speisen zu wählen, oder an der Wirtstafel zu essen, an welcher man damals im weissen Wolfe für zwanzig Kreuzer sechs Schüsseln bekam. Ich erwählte die letztere. Als wir nun schon etliche Speisen verzehrt hatten, sah ich meinen Nachbar einen gebratenen Vogel zerschneiden und den Teller vor sich hinstellen; ich hielt es für gemeinschaftliches Gut und griff zu, aber da kam Hanserl der Kellner, wie ein anderer Doktor Peter

Rezio, und klopste auf dem Teller. »Na,  
»Ihre Gnodn, das hat sich dieser gnä-  
»dige Herr extra geben lassen.» Mich  
verdroß der Missgriff, ich wollte ihn  
mit Anstand wieder gut machen: »Nun  
»so gebt mir auch extra!» — Gleich  
wurde ich bedient, — und da es zum  
Bezahlen kam, mußte ich zwanzig Kreuzer  
für die Tafel und zwey Gulden dreyßig  
Kreuzer fürs Extra zahlen, denn es war  
Fasan. — Man hüte sich in Wien nur  
vor allem Extra! Es hat so wie das In-  
terim, verborgne Tücken hinter ihm.  
Was nur irgend ein wenig von dem Ge-  
wöhnlichen abweicht, ist extra, und al-  
les Extra hat keinen festen Preis. Un-  
ter andern haben auch die grossen Da-  
men, nebst ihren Kammerjungfern, Stu-  
benmädln und Garderobenmädln, noch  
Extramenscher, die buchstäblich so ge-  
nannt werden; ich kann aber von ih-  
rem Preise nichts sagen, weil mir nach  
dieser Lektion alles Extra verdächtig  
war.

Nach dem Essen sah ich in einer

Laube auf der Gallerie zwey artige Frau-  
 enzimmer sitzen, und erkundigte mich  
 bey meinem Freunde Hanserl, dem ein-  
 zigen Menschen der sich noch zur Zeit  
 mit mir abgab: Wer die Schönen sey-  
 en? — » Bergschreibers Töchter von  
 » Schemnitz, die mit ihrem Vater hier lo-  
 » giren. » — Bravo! dachte ich, das ist  
 deines Gleichen. Ich näherte mich und  
 würde höflich genug aufgenommen; aber  
 nach wenig Minuten verfinsterten sich  
 die freundlichen Gesichter und würdigten  
 mich keiner Antwort mehr. Freund  
 Hanserl merkte gleich die Ursache: —  
 » haben gewiss die schönen Fräulein  
 » Jungfern geheissen? » — » Nun wie  
 » denn sonst? es sind ja Schreiberstöch-  
 » ter. » — S'wohr, aber schauens nit, dass  
 » sie Schöpf (gesteckte Hanben) tra-  
 » gen? » Das waren mir lauter böhmische  
 Dörfer.

Hauptmann Hase hatte mir ein Empfehlungsschreiben an einen Reichshof-  
 ratsagenten mitgegeben, das wollte ich  
 nur überreichen. Die grosse Idee die

ich mir von einem solchen Manne mache-  
te, erlaubte nicht anders als mit dem ge-  
ziemendsten Anstande vor ihm zu er-  
scheinen. Nun war mein gesticktes Kleid  
durch die Wasserfluten des Feuerwerks  
verdorben, ich suchte also Rath bey  
Schneider; der verwarf alle Vorschläge  
zum Repariren oder Umwenden, ich  
musste mich zu einem neuen bequemen.  
Ich wollte Tuch haben, der Schneider  
der sich par Excellence einen Kleider-  
macher nannte, bewies unwiderlegbar,  
dass kein gescheiter Mensch zu Wien  
im Sommer ein Tuchkleid trüge. Das  
liess sich hören — aber als ich gelbe  
Knöpfe darauf wählte, da hätte man  
erst Meister Biegeleisens Grimassen sehn  
sollen; das war gegen alle Regeln des  
Wohlstands und seiner Kunst — » im  
» Sommer darf man sich bey keiner ho-  
» netten Gesellschaft mit gelben Knöp-  
» fen sehen lassen, da werden nur weis-  
» se getragen. » — » Aber lieber Herr  
» Meister und Freund! die Farbe thut  
» ja nichts zur Jahreszeit, und die Knöp-

» se helfen ja weder für Kälte noch  
» Wärme; ich kann mir wohl erklären,  
» warum man im Sommer Zeug und im  
» Winter Tuch trägt, aber die Knöpfe? »  
— » sind hier ein wesentliches Unter-  
» scheidungszeichen der Jahreszeit, im  
» Winter trägt man Gold, im Sommer  
» Silber, und wenn sie nicht von aller  
» Welt ausgelacht, und aus aller guten  
» Gesellschaft verbannt seyn wollen, so  
» müssen Sie silberne Knöpfe oder gleich-  
» farbige mit dem Zeuge tragen. » Mir  
schien das alles unerklärbar, aber ich  
sah, dass es dem Kleidermacher Ernst  
und dass er für meine Ehre besorgt  
war, also unterwarf ich mich seinen er-  
leuchtetern Einsichten und fand in der  
Folge, dass er recht hatte; denn die  
meisten Einwohner Wiens dachten da-  
mals wie dieser Schneider, und beur-  
theilten nicht allein den Geschmack,  
sondern auch Talente und Verstand  
nach Rockfutter und Knöpfen.

**DAS SECHSZEHNTEN KAPITEL.**

Waller wird Agent eines Agenten.

Nächdem ich durch die Huld meines Schneiders etikettermäßig ausstaffirt und fähig gemacht war, vor einem Reichsagenten zu erscheinen, wollte ich nun zum Werke schreiten, und ihm mein Kreditiv in Person überreichen. Das war aber nicht so leicht als ich vermeinte. Der Herr von Luchs pflegte im Sommer auf dem Lande zu wohnen, nicht etwa auf seinem Landgute, sondern nach Art gewisser Standespersonen die da gern wollen und nicht können — in einem gemieteten Bauerhause eines der nahe gelegenen Dörfer, wo manche Herren mittlerer Klasse mit ihren Weibern oder mit ihren Maitressen faulenzen, spielen und sich von ihren Freunden, Klienten und Schmarotzern besuchen lassen; welches nun, so viel es Agenten betrifft, freylich der Idee, die

ein Fremder mit der Agentenfunktion verbindet, nicht sehr entsprechen mag. Doch das wird der Verfolg erklären.

Ich war genöthigt, meinen Brief den Leuten im Hause abzugeben, die ihn mit dem täglichen Küchen- und Kellertransport aufs Länd sendeten, worauf mir in etlichen Tagen durch einen Kollègen in Livree die mündliche Resolution wurde: Ich möchte mich selbst vor dem gnädigen Herrn in Hütteldorf stellen; welches ich dem auch vermittelst eines wohlfeilen Fuhrwerks, Zeiselwagen genannt, bewerkstelligte.

Ich weiss nicht wie es kam, dass der erste Anblick des edeln Herrn von Lichs und Bratzenklau auf einmal meine ganze grofse Idee von einem Agenten des weiten römischen Reichs deutscher Nation gewaltig herunterstimmte, ob er gleich seiner Seits nichts ermangeln ließ, sie kraftvoll in die Höhe zu spannen. Der Mann hatte den völligen Anstand meiner ehemaligen Mitschanzer an der Kreisdiktatur zu Frankfurt,

und bey allem Answande von Gnade und gnädig, die sein Hausgesinde rechts und links an ihn verschwendete, und bey allem Pompe von Gold und Seide der um ihn rauschte, sah ich doch aus jeder Miene und Bewegung nur den Schreiber hervorgucken; aber den Schreiber der *à son aise* ist. Nach kurzer Prüfung meiner Fähigkeiten, die mit dem pomphaften Attestate des gewesenen Residenten und mit Proben aus dem Stegreife belegt wurden, erklärte Herr von Luchs, dass es schwer seyn und viel Zeit brauchen würde, in Wien als Haus - (Privat) Sekretar unterzukommen, dass er aber selbst nicht abgeneigt sey, mich in Anbetracht der guten Empfehlung meines Gönners zu Regensburg in seine Kanzelley aufzunehmen, wo ich wenigstens eben so gut bezahlt, und eben so gut speisen würde, als nur irgend ein Haussekretar in Wien. Ich fragte, ob Seine Gnaden schon mit einem Sekretar versehen wären? »Nein« sagte er, »von meinen Leuten hat kei-

„ner diesen Titel, obgleich allezeit ei-  
„ner die Dienste thut.“ — Also meinte  
ich, könnte er mir ja wohl meinen sau-  
er erworbenen Charakter lassen. — Er  
wollte aber nicht daran, denn es sey  
unter ihnen nicht Sitte — und das mag  
wohl daher röhren, weil die gnädigen  
**Herren** Reichshofräthe ihre Schreiber  
Sekretare nennen, und es als ein Präro-  
gativ ansehen mögen, welches den Agen-  
ten nicht gebührt. Es sey wie ihm sey —  
**Herr von Luchs** und **Bratzenklau** brauch-  
te damals gerade so ein Subjekt wie ich  
war, und verwilligte mir unter andern  
Akkordpunkten auch den, dass ich  
mich außer seinem Hause könnte Se-  
kretar nennen lassen, nur sollte ich nie-  
mand sagen, dass ich's bey ihm sey. So  
bekam einst **D. Schurtmann** den höch-  
sten Grad der Arzneykunde, nachdem  
er einen körperlichen Eyd abgelegt hat-  
te, dass er nie einen Kranken in die  
Kur nehmen wollte. — Der verzweifel-  
te Sekretartitel blieb doch lange Zeit  
mein Steckenpferd, aber er war auch

das *non plus ultra* meiner damaligen Aussichten; was konnte ich mehr zu werden hoffen? Höchstens dachte ich einmal in Wien ein fürstlicher Sekretar zu werden, und denn war es allemal Zeit, nach dem Rathstitel zu streben.

Wir wurden also einig, und ich wußte es geltend zu machen, daß der leonische Exsekretar eines leonischen Exministers, ohne Charakter in die Dienste eines Reichsagenten von leonischem Adel trat. So nennt man in Wien den neuen Adel, und es passt nicht übel; denn so wie die leonischen Tressen zwar äußerlich die nemliche Farbe und den nemlichen Glanz wie die goldnen haben, so sind sie doch nicht ächt.

Ich machte mich gar bald mit den Geschäften meines Herrn bekannt, und war schon in Zeit von einem halben Jahre nicht mehr der erste Schreiber eines Reichsagenten, sondern im wahren Verstande der Herr Agent, denn er selbst that nichts als die Briefe erbrechen und zuerst lesen, und zwischen eilf bis zwey

Uhr zu einem oder dem andern Reichshofräth fahren, um da von weitem zu forschen, wie diese oder jene Sache entschieden werden möchte. Ich erinnere mich nicht eines einzigen Aufsatzes den er selbst gemacht, oder eines einzigen Tages den er ganz den Geschäften gewidmet hätte, sondern er verschlemmte das Geld das ihm reiche und arme Klienten des heiligen Römischen Reichs in den Pelz warfen, das manchem sauer mochte geworden seyn, und das er ganz süß durchbrachte. Wir hatten Fürsten, Grafen und Stände, die jährliche Bestallungen bezahlten; diese wurden mit periodischen Briefen abgefertigt, ohne unserer Seits während dem Laufe ihrer Prozesse eine ausserordentliche Bewegung zu machen. Eben so bedienten wir andere, die keine fixe Bestallung gaben, deren Sachen aber schon lange anhängig waren und die nicht immer frisches Geld schickten. Wenn sich aber eine neue, mit dem Schlendrian noch ganz unbekannte Parthey meldete, die recht hiz-

hitzig auf ihr wirkliches oder vermeintes Recht war, die Geld zum Bestechen anbot, konvenable Arrha einschickte und von der Macht des Agenten recht hohe Begriffe hatte, — da versäumten wir nichts — versteht sich, ihren Eifer zu unterhalten. Wir machten Hoffnungen, daß mit einer Summe, die wir gar schön mit der Wichtigkeit des Gegenstandes in Verhältnis zu setzen wußten, unter der Hand sehr viel auszurichten wäre, und zogen — oder vielmehr der Patron zog viel Geld, und steckte das in seinen Sack was für andere bestimmt war und für andere verrechnet wurde. Wir hatten Leute, die uns die Referate und Conclusa in dem ersten Augenblicke vorläufig mündlich meldeten, damit wir so geschwind Gebrauch davon machen könnten, daß unsere Klienten, die sie erst vier Wochen darnach in extenso bekamen, glauben müßten, wir hätten sie erwirkt. Unser ganzes Handwerk lief auf das hinaus, daß wir allen Partheyen, die gut zahlten oder im Falle eines guten Aus-

gangs viel versprachen, mit uns erspriesslichen Bedingungen immer Hoffnung machten, und wenn die Sache ein gutes Ende gewann, den Erfolg unsern Bemühungen und Auslagen zuschrieben. Ging sie übel aus, so war irgend ein Zufall daran Schuld, der alle unsere viele Mühe und Kosten vereitelt hatte. Oft verstanden wir uns mit dem Agenten der Gegenparthey und zogen einen Theil von dem, was er durch den guten Ausgang zum Nachtheile unsers Patrons erobert hatte; und so dienten wir eigentlich niemand mit dem Eifer und der Treue, die man bey uns voraussetzte, sondern wir ließen fast alles auf den Zufall ankommen und wussten davon auf eine oder die andere Art Nutzen zu ziehen. Es ist wahr, daß mein Herr bey einigen wenigen Reichshofräthen vertrauten Zutritt hatte, aber unsere Geschäfte kamen nicht alle in ihr Referat, und so viel ich merkte, waren sie uns eigentlich nur das, was der inwendige Richtzeiger in der Uhr ist. Wir

brauchten sie allenfalls blos so wie es uns nöthig war, zum retardiren oder avanciren; im Grunde aber war unsere Macht etwas auszurichten von gar keinem Belange, und ich mußte oft lachen, wenn ich die Briefe der guten Leute aus dem Reiche las, die von ganzem Herzen glaubten, ihr ganzes Glück hing nur von uns ab, und von unserm guten Willen ihnen zu dienen. Wir machten selten jemand Schwierigkeiten als da, wo wir Geiz oder Armuth ver- spürten; besonders hafsten wir die letzte vorzüglich und wußten sie meisterlich von uns abzuschrecken. Doch gab es auch Fälle, wo wir den Aufträgen reicher Leute zu unserm Vortheile Schwierigkeiten in den Weg legten; z. B. wenn wir Adelsbriefe bewirken sollten. Da wußten wir jämmerlich zu beklagen, wie schwierig Seine Kaiserliche Majestät, (die sich darum gar nicht bekümmerten) seit einiger Zeit über diesen Punkt sey, Allerhöchstdieselben verlangten diese oder jene Eigenschaften, von denen wir wuß-

ten, dass sie der Adelsüchtige nicht besaß, man müsse vorher viele Personen zu sondiren und zu stimmen suchen, damit man sich nicht der Schande einer abschlägigen Resolution aussetze. Das that nun bisweilen gute Wirkung. Wir bekamen Geld, und ersparten uns die Mühe es unter die Personen quaestorius zu vertheilen. Unsere tägliche Beschäftigung war ein Gewerbe von Briefen, von laufenden Abschreibereyen der Protokollextrakte, Konklusen, Senterzen, und einer Art politischer Zeitung, in der wir den hohen Reichsgliedern erstlich *in publicis* erzählten, wenn die Kaiserin in der Messe gewesen war, oder armen Lenten die Füsse gewaschen hatte, und *in privatis*, was in unsern Kram taugte. Die meisten grossen Exhibita schickten uns die Herren aus dem Reiche durch ihre Rechsglehrten verfertigt ein, und wenn wir ja juristische Ausarbeitungen nöthig hatten, so waren genug geschickte Leute in Wien zu haben, die uns um ein geringes Geld gan-

ze Deduktionen schrieben, so gelehrt, das wir selbst nichts davon verstanden. Man glaubt nicht, wie viel solcher Männer in Wien schmachten und gegen geringen Lohn für Leute arbeiten, die nicht werth sind, ihnen die Schuhriemen aufzulösen. Gemeiniglich sind es Publicisten, die ohne Weltkenntniß und Begriffe von dem Zusammenhange des Systems und der Lokalverhältnisse nach Wien gehen, mit nicht geringerer Hoffnung, als da Reichshofräthe zu werden, und die am Ende Gott danken, wenn ihnen nur ein Reichshofratsagent etwas zu verdienen giebt. Es bedient sich auch zuweilen ein Reichshofrath solcher Männer, und sie werden meistens schlecht bezahlt, wovon ich ein Beyspiel erzählen will: Es hatte sich ein ehrlicher Mann nach Wien geflüchtet, der Konsulent einer Reichsstadt gewesen und deswegen entlassen war, weil er etwas gethan hatte, das seinem Magistrate pflichtwidrig, und andern ehrlichen Leuten pflichtmässig schien. Er kam

mit Weib und Kind nach Wien, schnappete lange Zeit vergebens nach Unterhalt, und nagte am Hungertuche. Sobald die Hochgebohrnen Herren seine Geschicklichkeit gewahr wurden, überschwemmten sie ihn mit Arbeit und brachten bey der Bezahlung, statt baaren Geldes, die schönsten Aussichten zu baldiger Versorgung in Anschlag. Unter andern über gab ihm einst einer der Herren R. H. R., der im besondern guten Ruf der Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit stand, seine gesammten *Restanzien* in zwey ungeheuern Stöfzen Akten, und versprach gute Belohnung, wenn er ihm von dieser Last helfen wollte. Der Rechtsglehrte der in Schulden steckte, dachte sich durch den Verdienst, den er nach der Wichtigkeit der Arbeit abwog, aus der dringendsten Verlegenheit zu ziehen und arbeitete unablässig. Ich besuchte ihn bisweilen, hörte oft wie Frau und Kinder auf die Vollendung dieser Arbeit hofften, selbst ihre äußersten Bedürfnisse bis dahin noch ein-

schränkten, ihre Bedürfnisse an neuen Schuhen und Hauben nach diesem erwünschten Zeitpunkte zu befriedigen dachten, und die überlastigen Manichäer darauf vertrösteten. Nach zwey Monathen, die er fast schlaflos mit aller Anstrengung durchgearbeitet hatte, wurde er endlich fertig, nahm einen Fiaker und belud ihn mit den Papieren so, daß er kaum Platz hatte dazwischen zu sizzzen. Ich war eben damals bey ihm, und vergesse nie, mit welcher Sehnsucht die Familie auf seine Rückkunft harrte. — Er kam — aber anstatt seinen Lohn mit fröhlichem Gesichte aufzuzählen, gab er seiner Frau stillschweigend mit todtenblassem Gesichte ein Papier worinn zwey Souverains waren, und warf sich trostlos aufs Bette. Mich ergriff Zorn und Unmuth. Ich nahm die Feder, setzte ein Billet auf, worinn ich dem großen Herrn nebst andern Pillen mit Bekanntmachung der ganzen Geschichte drohte, zwang meinen Freund es abzuschreiben und es an die Behör-

de zu schicken. Nun kam bald darauf der Kammerdiener, um den Mann zu seinem Herrn zu holen; ich fertigte ihn aber ab, schützte plötzliche Krankheit vor, warum jener nicht mitgehen könnte — Siehe da! Der Patron, da er endlich sah, dass es Ernst war, schickte durch den nemlichen Kammerdiener hundert Gulden, womit die dringendsten Schilden abgestossen wurden. Und doch gab der grosse Mann bald darauf wieder frische Akten in die Arbeit. — Wird er einst Georg Wallers Geschichte lesen, so wird er sich vermutlich schämen. — In Wien ist er nicht mehr.

Aber ich muss zurückkehren und den Leser mit meiner damaligen glücklichen Lage bekannt machen, welche sich darauf gründete, dass ich mich in meines Herrn Schwindeleyen gut zu schicken wusste, die Gewissensbisse, wenn er dazu fähig war, ihm allein überliess, und endlich meine Freude und Wohlgefallen daran hatte, der Chef einer ganzen Kanzley zu seyn, von je-

dermann als ein geschickter Mensch ge-  
priesen zu werden, und mich selbst  
meinem Herrn weit überlegen zu fühlen.  
Bey allen diesen Vorzügen, und dem  
Genusse alles Wohlbehagens der darauf  
folgte, vergaß ich niemals was ich ge-  
wesen war; ich dachte nicht, daß mir  
das alles von Rechtswegen gehörte, son-  
dern fühlte ernstlich, daß mein Schick-  
sal glücklicher war, als es hätte seyn  
können, und dachte oft zurück an mei-  
nen vorigen Zustand. Ich wurde end-  
lich gar der Philosoph, der höhere Titel  
und Ehrenbezeugungen gleichgültiger an-  
sah, als es von einem Menschen zu ver-  
muthen war, der mit so vieler Sehnsucht  
nach dem Sekretartitel gestrebt hatte.  
Die Sache läßt sich erklären für den,  
der die Verschiedenheit der Lebensart  
kleiner und großer deutscher Welt, klei-  
ner und großer deutscher Städte kennt.  
Ein Mensch, der z. B. zu Frankfurt am  
Mayn gar keinen Titel hat, steht ganz  
dichte an der Livrée, denn dort nennt  
man den Lohnlakeyen eben so Herr Johann

wie man jeden Erdensohn *Herr* nennt, wenn er sich nicht für sein Geld einen Charakter dazu kauft, der ihn zu einer Klassificirung fähig macht. Daher kommen die vielen läppischen Raths- und Kommissarstitel, die aber auch, wie die Scheidemünze, nirgends gelten als wo sie geschlagen sind. In Wien, London und allen den Hauptstädten wo Höfe sind, und wirklich hoher Adel existirt, ist das Ding ganz anders. In Wien z. B. merkt man nicht einmal das Titelverhältniss der höhern und geringern Beamtenten eines Kollegiums, sondern am dritten Orte ist alles gleich; nur allein die K. K. Hofräthe werden bisweilen mit dem Ausdrucke ihres Charakters distinguiert. Was darunter ist, bis zum geringen Handwerker exclusive, ist alles *Herr von*, oder wer ein Freyherr ist, den nennt man den Baron Turteltaube oder wie er sonst heifst. Ein subalterner oder mittler Charakter ist also von gar keinem Nutzen, denn im gemeinen Leben wird seiner niemals erwähnt. Mein

Herr war Geheimerrath verschiedener Fürsten und Stände des heiligen Römischen Reichs, deren Agent er war. Das half ihm aber zu Wien in Bezug auf persönliche Ehrenbezeugung nicht das geringste, sondern er wurde im Verkehr mit andern Menschen der Herr von Luchs genannt, so wie ich der Herr von Waller; und von dem Schuster der mir meine Schuhe machte, und dem Kellner der mir mein Glas Wein brachte, wurde ich so gut Euer Gnaden titulirt als wie mein Herr der Reichsagent. Diese Wiener Sitte war die ganze Philosophie die mich von der Titelsucht heilte. Ich war ein Gentleman so gut als mein Herr, und wurde ausser unserm Hause von jedermann als ein solcher behandelt; und wenn ich auch den Titel als Reichserbsäckelmeister oder Thürhüter gehabt hätte, so wäre es immer das nemliche gewesen. Ausserdem besaß ich aber auch noch andere Vorzüge, auf die ich mehr stolz seyn konnte. Ich war Despot über drey Unterschrei-

ber. Ich schaffte mir nach und alles an, was einen Wiener Stutzer zierte, als da sind Uhr, Dose, Degen und feine Kleider, die die strengste Censur der Eitelkeit passiren konnten, ich lernte als ein galanter Herr, reiten, tanzen und fechten, nahm mir einen Jungen zum Leibpagen an, und war der begünstigte Geliebte einer reizenden Blondine, des Stubenmädels im Hause, welche, um mich mein Glück recht fühlen zu lassen, selbst die Liebkosungen und Offerten meines alten Herrn mir zu Liebe verschmähte. Dabey nahm ich auch zu an Weisheit, Kenntniß der Geschäfte, Künsten und Wissenschaften. Ich hatte Bekanntschaft mit den schönen Geistern Wiens, dünkte mich selbst nicht der geringsten einer zu seyn, und machte einen zierlichen Vers. Meine Einkünfte per fas und nefas waren erklecklich genug den großen Herrn zu *kopiren*, ich hatte immer eine gute Börse, besuchte Komödien Bälle und Opera, Feuerwerk und Hezze, fuhr Sonn- und Feyertags nach

Schönbrunn und an mehrere Orte wo  
gut schlampamt wurde, und führte im  
Winter meine Schöne in prächtigen Mas-  
ken auf die Redute, war aber bey al-  
ler dieser Schwelgerey nicht faul, son-  
dern fand Vergnügen an der Arbeit,  
und das bewog meinen Herrn, der sich  
ganz auf mich verliess, alles was ich that,  
geneigt aufzunehmen und mir von seiner  
Beute manchen Brocken zuzuwerfen.

Ich speiste gewöhnlich mit an seiner  
Tafel, und obgleich sonst Leute meiner  
Art an der Agententafel nur stumme  
Akteurs vorstellen und vor dem letzten  
Akte abtreten, so wurde ich doch bald  
eine Ausnahme von der Regel; man nö-  
thigte mich zu bleiben, weil Einheimi-  
sche und Fremde an meinem muntern  
Wesen Behagen fanden, und mich selbst  
anfrischten, meinem Witze den Lauf zu  
lassen und mit Einfällen zu glänzen.

Unter diesem Getümmel der gro-  
ßen Welt, in der ich mich damals zu  
seyn dünkte, hätte ich beynahe meine  
erste Liebe, meine Freundinn im Rei-  
che vergessen, wenn ich nicht in mei-

nen Dienstgeschäften einen besondern Anlass an sie zu denken gefunden hätte. Der nemliche Kavalier, der die Wohlthäterinn meiner Freundinn geheu-rathet hatte, führte einen wichtigen Prozess beym R. H. R.; wir dienten seiner Gegenparthey und wendeten alles mögliche an, um die Sache in die Länge zu ziehen, weil wir uns durch eine Final-sentenz nicht viel versprechen konnten. Da mir nun der Name dieses Mannes in unsren Hausprotokollen, Tagsatzungs-kalendern, und den R. H. R. Diarien oft in die Augen fiel, und ich durch die Verbindung der Idee allemal zugleich an meine Freundinn erinnert wurde, so schrieb ich ihr endlich und bekam rich-tig Antwort. Sie war nebst dem Kin-de noch bey ihrer Wohlthäterinn, und gedachte auch da ihr Leben zu beschlie-ssen. Herr und Frau liebten das Kind ausserordentlich, und Madame Ziegel-stein konnte nicht genug beschreiben, wie schön das Mädchen sey und wie vollkommen es alle Hoffnungen erfülle die man sich von ihr gemacht. Sie

selbst hatte über nichts zu klagen als über ihre Gesundheit, sie befürchtete die Schwindsucht, äuserte den Wunsch mich noch einmal zu sehen, und wollte mir, wenn meine Umstände die Reise erlaubten, die Kosten dazu schicken. Für diese bedankte ich mich und prahlte mit meinem eignen Überflusse, ich gab ihr aber an die Hand, dem Baron einen Wink zu geben, das seine Anwesenheit in Wien vieles zum baldigen guten Ausgange jenes Prozesses beitragen könnte; da sollte sie denn trachten, mit ihrer Wohlthäterinn und der schönen Kordula mit zu reisen. Dabey unterliess ich nicht, ihr überhaupt eine herrliche Beschreibung von Wien, insbesondre aber von der glänzenden Figur, die ich darinn machte, vorzumalen.

In der Folge unsers Briefwechsels, der nun ununterbrochen fortging, machte sie mir bisweilen mehr, bisweilen weniger Hoffnung zu der vorgeschlagenen Reise, aber allezeit klagte sie über Abnahme ihrer Kräfte.

## DAS SIEBENZEHNTE KAPITEL.

*Waller zeigt sich als ein stolzer Liebhaber.*

Das ging denn also alles ganz gut, und am besten für meinen Herrn, der sich nun schon gar nicht mehr um die Geschäfte bekümmerte, sondern blos seinem Vergnügen nachging, sich völlig auf mich verließ und an mir einen *Secrétaire perpetuel*, wie die Akademien zu Paris und Berlin, zu haben glaubte. Da kam der böse Feind und säete Unkraut zwischen uns. Das heißt, die Störer menschlicher Zufriedenheit mischten sich in unser Wesen und bewirkten eine Trennung, an die wir beyde nicht dachten, am wenigsten mein Herr. Nicht Zank, Zwietracht, Neid oder Eifersucht, sondern Liebe und Stolz spielten ihm den Streich, ohne daß er selbst eine dieser Leidenschaften empfand. — Um das zu erzählen, muß ich etwas weit ausholen.

In

In Wien gab es damals viererley Agenten: Reichsagenten, Hofagenten von der böhmischen Kanzley, Hofagenten von der ungarischen Kanzley, und Winkelagenten. Die letztern haben keinen Rang, und wenn ich die ersten nicht nach ihrer gebührenden Ordnung auftreten lasse, so sey es ohne Präjudiz, denn ich weiß wohl, daß sich ein Reichshofrath und K. K. Hofrath, ein böhmischer und ungarischer Hofagent und Reichsagent vice versa immer ein jeder mehr dünkt als der andere, aber im Grunde *Jean danse comme Pierre, ils dansent bien tous les deux.*

Als ich zu meinem Herrn in Dienst trat, wohnten wir in dem ersten Stockwerke eines Hauses, dessen zweyten Stock ein ungarischer Hofagent, der Herr von Bucefalowicz bewohnte, ein Mann der was ihn selbst anbelangt, das völlige Ansehen eines groben Bauern hatte, dessen Weiblein aber unter die schönsten in Wien gezählt wurde. Diese Frau hatte viel Anbeter beider Na-

tionen. Das sah ich, und hörte bisweilen von ihrer Galanterie erzählen; es war aber auch alles was ich von ihr wußte, denn die Leute bezogen in der Folge ein anderes Quartier, und ob ich gleich der Dame vielmehr begegnet war, wenn sie von ein paar Lakeyen begleitet die Treppe hinunter ging und in den Wagen stieg, und ich zu der Zeit auch oft ihre Schönheit und Freundlichkeit bewundert hatte, so war ich doch nie in den Fall gekommen, mit ihr zu sprechen oder mich ihr zu nähern, und es verliefen ein paar Jahre, ohne daß ich sie wieder sah, oder Acht darauf gab, wenn von ihr gesprochen wurde. Nach Verlauf dieser Zeit ging das beliebte und belobte Stubenmädl, von der ich oben ein paar Worte gesagt habe, aus dem Dienste und verließ Wien, um bey ihrer Mutter in Presburg zu leben oder zu heurathen. Am Tage vor ihrer Abreise, da wir eben den zärtlichsten Abschied feyerten, rückte die Dirne mit einem Geheimnisse heraus, das

sie mir, wie sie sagte, aus bloßer Liebe so lange verborgen hätte, und erzählte mir da Dinge über die ich erstaunte.

Das Stubenmädl, *Everl* genannt, war ehemel selbst bey der Frau von Bucefalowicz in Diensten gewesen, und hatte ihr bey ihren Liebeshändeln treulich Beistand geleistet, so dass die Dame kein Geheimniß für sie haben konnte; vielmehr bediente sie sich ihrer noch zu galanten Geschäften wo sie sie gebrauchen konnte, weil es der Zufall wollte, dass sie in dem nemlichen Hause diente. Und da hatte sie denn diesen weiblichen Merkur gelegenheitlich auch über meine Person ausgeforscht und gestanden, dass ich ihren Augen wohlgefiele, dass sie nicht abgeneigt sey, ihren vornehmen Liebhabern zum Trotze ein geheimes Liebesverständniß mit mir einzugehen, und ihr bestimmten Auftrag gegeben, mit mir darüber in Unterhandlung zu treten. Everl hatte aber, aus Eifersucht und Furcht mich zu verlie-

ren, nicht für gut gefunden, von ihrer Vollmacht Gebrauch zu machen, sondern der Frau sogar allerley schnöde Antworten ausgerichtet, und endlich mit vielem Vergnügen gesehen, daß sie sich einen andern Liebhaber wählte. Diese ganze Erzählung hielt ich für Fabel und Ersfindung, denn ich hatte in dem Falle wirklich eine zu geringe Meinung von mir selbst, und eine zu gute von der Frau, um sie eines solchen Schrittes fähig zu glauben; allein das Stubenmädchen sagte mir nicht nur, daß die Dame gewohnt sey, stets einen Liebhaber von meinem Schrot und Korne zu unterhalten, sondern sie holte auch *Corpora delicti* aus ihrem Koffer, die mich gar nicht mehr zweifeln ließen; nemlich eine Uhr und einen Brief, welches beides sie mir schon vor zwey Jahren an meinem Namenstage hatte zustellen sollen. Der Brief lautete ungefähr so:

»Eine gute Freundinn bittet Sie,  
»die gegenwärtige Uhr als ein Ge-  
»schenk zum heil. Georgstage anzu-

»nehmen. Wollen sie heute Abends,  
»nach dem Theater, der Überbringe-  
»rinn dieses folgen, so können Sie  
»die gute Freundinn kennen lernen.»  
Wie mir das durch alle Glieder fuhr,  
als ich der Sache gewiss war, und be-  
dachte was ich für eine schlechte Figur  
in den Augen der Dame machen mußte!  
wie herzlich ich auf einmal das tük-  
kische Rabenaas hafste, das mir mein  
vermeintes Glück so lange verborgen  
hatte! Indessen behielt doch die Klug-  
heit über alles, was in mir tobte, die  
Oberhand. Ich schmeichelte dem Mäd-  
chen, stellte mich an, als ob ich einen  
besondern Wohlgefallen an diesem Be-  
weise ihrer Liebe hätte, lockte nach und  
nach mit Manier heraus, wer vorjetzt  
die Vertraute im Hause der Frau von  
Bucefalowicz in Liebessachen sey, und  
machte darnach meinen Plan. Evgen  
ließ mir Uhr und Brief, und versicherte  
mich, daß sie froh sey, ihr Gewissen von  
diesem unrechten Gute entledigt zu se-  
hen, welches sie mir längst gern mit

guter Gelegenheit in die Hände gespielt hätte; aber die wahre Beschaffenheit würde sie ohne die bevorstehende Trennung nie entdeckt haben. Dagegen schenkte ich ihr ein kleines Andenken und schritt nach ihrer Abreise gleich zu Ausführung meines Anschlags.

Ich schrieb einen zierlichen Brief an die Dame, worinn ich die Schandthat des Stubenmädchen der Länge nach erzählte, mich ihr in zärtlichster Demuth zu Füßen legte und um Verzeihung für ein Verbrechen bat, das ich nicht begangen hatte; dabey wehklagte ich über mein Schicksal, verwünschte die untreue Zofe, die mich um das höchste Glück der Welt betrogen hatte, und beschloß meine Chrie mit einem augscheinlichen Beweise meiner Ehrlichkeit, indem ich das Geschenk zurückschickte, das an einen unschuldigen Undankbaren verschwendet war. Ich gab Brief und Uhr der Vertrauten, die, gewohnt an solche Bothschaften, beides annahm, und mir die Antwort brachte, mich zu

einer gewissen Stunde zu St. Veit, unweit Schönbrunn, auf ein *tête à tête* einzufinden. Hier wurde meine Rechtfer-  
tigung geneigt angehört, gültig befunden, alles verglichen und das System  
einer dauerhaften Verbindung für die  
Zukunft festgesetzt.

Diese Scene vollendete das grosse  
Werk, aus mir einen von seinem eignem  
Verdienste ganz eingenommenen Stuz-  
zer zu machen. Von einem der schön-  
sten Weiber in Wien geliebt zu seyn,  
ohne daß die Eroberung viel kostete,  
und mich in einen geheimen Liebes-  
handel verwickelt zu wissen, wo ich  
mein Talent zur Intrigue in Handlung  
setzen konnte, das war mehr als mein  
Ehrgeiz jemals gehofft hatte; aber das  
war zu bewundern, daß ich mich da-  
bey gescheit und verschwiegen betrng.  
Die Ursache mochte wohl die seyn:  
Ich fühlte nicht das Ding, wahre Liebe  
genannt; denn so sehr ich auch an dem  
Weibè hieng, so war doch das, was mich  
an ihr fest hielt, genau geprüft, mehr

befriedigter Stolz als Liebe. — Aber auch das ist zuweilen um so zuträglicher für den Liebhaber, weil er sich bey dem verliebten Umgange in gewissen Schranken der Klugheit erhalten kann, die ihn vor kindischen Thorheiten bewahrt, welche bey dem anderen Theile verächtlich machen, und ihm Macht und Freyheit lässt, auf den Saiten der Zärtlichkeit nach Gutbefinden *piano, crescendo* oder *forte* zu spielen. Bey meiner Schönen war das ganz anders. Sie fiel nach etlichen Zusammenkünften so tief in das Meer der Liebe, dass ihre Portion Vernunft, womit sie die Natur ohnehin eben nicht gar reichlich begabt hatte, in einen gewissen Zustand kam, den man sonst nur bey Febricitanten gewahr wird; welches die Folge erzeugte, dass sich meine anfängliche Ehrfurcht nach und nach in Übermuth, und meine Zärtlichkeit in eine Art Tyranny verwandelte, die dem Despoten eigen ist, der seine Macht kennt. Die Liebekranke unterwarf sich zwar meinen Launen

und litt viel, aber es zeigten sich bey ihr noch andere Symptomen, womit meiner Bequemlichkeit in die Länge nicht gedient war; z. B. die Eifersucht mit der sie mich bafs quälte, und es endlich dahin brachte, dass ich, weil ich den Handel schlechterdings nicht aufgeben wollte, mich bereden ließ, meinen Prinzipal zu verlassen, und die deutschen Dienste des Herrn von Luchs mit den ungarischen des Herrn von Bucefalowicz zu verwechseln.

Dass ich mich von dem ersten loszurreissen Mühe hatte, das lässt sich leicht denken; aber man wird vielleicht glauben, dass es auch Mühe gekostet hat, in die Dienste eines Mannes zu kommen, der mich nicht kannte und gegen den ich so eine gefährliche Rolle spielte. — Nichts weniger. — Sobald die Dame mein Wort hatte, bestellte sie mich zu einer gewissen Stunde in ihr Haus und präsentirte mich ihrem Manne als den sehr geschickten Menschen, der ihr, ich weiß selbst nicht mehr von wem? em-

pfohlen sey, und der künftig das Haupt der Schreiber im Hause seyn würde. Auf dieses Kompliment ließ der haimbuchene Herr Hofagent einige brummende Töne hören, die aber nicht übel gemeint zu seyn schienen. — Ich wurde aufgenommen, sehr gut logirt, und er introducirte mich selbst zu den Geschäften, welche aber von meinen vorigen sehr unterschieden waren. Doch ich fand mich bald darein; nur mit der lateinischen Sprache wollte es anfänglich nicht fort, und das war doch die Hauptsache, denn ein Ungar korrespondirt nicht leicht in einer andern Sprache, und durch das ganze Königreich ist in den Gerichtshöfen keine andere üblich; folglich mußte ich mich mit allem Eifer darauf legen und lernte nun auch den lateinischen Kanzleystil, der bey aller Barbarey und Antipriscianität doch, nach meiner unzielsetzlichen Masgabe, wegen seiner Kürze immer mehr werth ist als der deutsche Kanzleystil, den ich vorrnals abschreiben mußte.

Hier fand ich min nicht nur eine ganz andere äufserliche Manipulation, sondern auch einen gewaltigen Unterschied in der innerlichen Behandlung und Betreibung der Geschäfte. Es galten zwar auch die nemlichen Schwindelleyen wie bey dem Reichspatrone, aber es konnte hier viel sicherer zu Werke gegangen werden, weil sich die Referenten und Agenten ganz und gar mit einander verstanden. Mein Herr hätte um vieles Geld nicht gewagt, eine Bitschrift oder anderes Exhibitum bey Hofe oder der Kanzley einzureichen, wenn er es nicht vorher dem betreffenden Referenten gewiesen und von ihm vernommen hätte, ob er es so einreichen dürfe, oder ob etwas *ad mentem Domini Referendarii* zu verändern sey, und wie? oder ob die Sache noch aufgehalten werden sollte? u. s. w. Gewiss ist es, dass wir grosse Stöfse Akten blos aus Privatabsichten zurückhielten, vieler Leute Aufsätze nach unserm oder der Referenten Sinne umänderten und die Partheyen

darnach behandeln ließen, ohne daß sie die wahre Beschaffenheit jemals erfuhrten. So ist es jetzt vermutlich nicht mehr. Aber damals hätte ich dem Trotz geboten, der vermessen genug gewesen wäre, die gerechteste Sache durchsetzen zu wollen, wenn sie dem allgemeinen oder Privatinteresse der Referenten zuwider war. Es war eine Verkettung der Räthe, Subalternen und Agenten, durch die das Schicksal des ganzen Königreichs und der einzelnen Individuen blos von den Absichten und Launen dieser Leute abhing, welche alles, was sie ergriffen, wie ein Stück Wachs in die ihnen beliebige Form kneteten. Dafs sie sich selbst und ihre Kreaturen dabey nicht vergassen, und dem Agenten in ihrer Sphäre das nemliche nicht verwehren konnten, versteht sich von selbst. — Und doch waren die Chefs ehrliche, gutgesinnte Männer, und besonders der zweyte einer der edelsten Menschen; allein diese Herren ritten das Steckenpferd der Nationalfreyheit, und wurden

von dieser Seite gemisbraucht. Bey jedem kritischen Falle, wo zu vermuthen war, dass die Häupter nach der Natur der Sache billig und gerecht handeln und ihrer Denkungsart folgen würden, wusste man ihnen Eingriffe in die Nationalrechte, gefährliche Aussichten oder Folgen vorzuspiegeln und die Leute verdächtig zu machen, denen man die Gerechtigkeit versagen, oder die man entfernen wollte. Nirgends ist wohl der hohenpriesterliche Spruch: Es ist besser, dass Einer sterbe, als das ganze Volk verderbe, mehr durch Beyspiele ohne wirkliche Gefahr geltend gemacht, oder durch kleineres wirkliches Unrecht grösseres eingebildetes Uebel verhütet worden, als hier.

Es war ein Geist der Zusammenstimmung bey diesen Leuten, der weder ein allgemeines politisches, noch ein seines Privatsystem zum Grunde hatte, der aber nur unter einer gütigen Monarchinn wirken konnte, die Vorliebe für die Nation hatte, und von dem,

der sich zu benehmen wußte, geleitet werden konnte. Die Herren hafsten sich unter einander wie die bösen Engel, und wurden wieder einzeln und zusammen von dem ganzen Königreiche gehafst. Sie waren misstrauisch und eifersüchtig einer auf den andern, und mußten sich doch einander nähern, wenn sie ihre besonderen Absichten durchsetzen wollten. Daher kam es, daß sich selten ein einzelnes Mitglied für sich allein Vortheile, Beförderung oder Geschenke erwirken konnte, wenn nicht vorher schon mit einem Jeden verglichen war, was ihm für sein Votum oder Stillschweigen werden würde. Die guten Ungarn thaten willig alles das, was ihre Monarchinn von ihnen verlangte; aber es waren Leute in Wien, welche der Frau alles schwer machten, und Chimären ersannen, die sie athletisch zu bekämpfen vorgaben, wofür sie Belohnungen, Ordenskreuze und mancherley Vortheile eianrndteten, ohne etwas anders zu thun, als Schwierig-

keiten aufzuwerfen, an die die Nation gar nicht dachte. So war es damals; jetzt wirds wohl anders seyn. — Die Agenten, wichtige Werkzeuge, konnten, wenn sie sich gehörig gebrauchen liessen, bald ihr Glück machen; und so einer war auch mein Principal, ob er gleich, außer diesen Grissen, in denen er eine grosse Routine besaß, nichts als ein unwissender Klotz war, der in der *Padvarie*, d. i. Beamtenkanzley, geduldig Nasenstüber und Fufstritte gelitten, und auf diesen Stufen zur Ehre sein Glück gemacht hatte. Seiner Frau war er unterthan, wie es einem solchen Klotz gebührte. Wenn sie sagte: Gehe hin, so gieng er, u. s. w. Er war einer von den Hahnreyen, die nicht nur ihrem Interesse und ihren Weibern zu Liebe, den Hauptschmuck mit Vergnügen tragen, sondern auch bey der Koef- firung selbst Hand anlegen, wenn sie Nutzen davon erwarten, oder wenn es die Frau ausdrücklich so haben will.

Da dauerte also meine Herrlichkeit

eine ziemliche Zeit ganz ungestört, und soll lange die Dame in den Fesseln der Liebe schmachtete, betrug ich mich wie ein stattlicher Ritter, der da weiß, was er werth ist. Es kamen aber Stunden und Zeiten, oder vielmehr es kamen andere junge Herren, die es dahin brachten, daß mich auch die Reihe traf eifersüchtig zu werden, und da wurde ich ein unerträglicher Mensch, von dem man wünschte los zu seyn. Warum soll ich den Leser mit Erzählung der einzelnen Perioden des Übergangs von der Liebe zur Gleichgültigkeit ermüden! Es ging alles den gewöhnlichen Weg und kam mir gar nicht unerwartet, als mir mein Herr den Antrag machte: Ob ich nicht mein Glück weiter versuchen, und bey einem ungarischen Bischof Sekretär werden wollte? Die Bedingungen waren annehmlich. Ich war des Lärms in der Hauptstadt müde, und dachte, willst's einmal auf dem Lande probieren; nur zweifelte ich, ob der ungarische

sche Bischof einen Ketzer dulden würde. Davon, sagte mein Herr, würde gar keine Frage seyn. Wer bey einem Bischofe Dienste suche, bey dem sey keine andere als die römische Religion zu vermuthen, und um diese Vermuthung zu bekräftigen, brauchte ich nichts, als nur mit dem Bischofe sein fleißig in die Messe zu gehn. *Dum fueris Romae, romano vivito more.*

## DAS ACHTZEHNTEN KAPITEL.

*Waller ist Sekretar, Archivar, Ueersetzer und Dichter.*

Der Bischof war damals in Wien, und da mich mein Herr zu ihm führte, gewann er mein Herz, noch ehe ich ihm reden hörte. Sein ehrwürdiges graues Haar predigte patriarchalische Salbung, und sein Gesicht Frömmigkeit. Dieser erste Eindruck hat sich auch in der Folge immer bestätigt. Es war einer der besten Menschen, und wenn er als ein solcher auch seine Schwachheiten hatte, die oft schlimme Wirkungen gebahren, so waren sie nicht Folgen böser Absichten, sondern der Leitung einiger Schwarzrölle, denen er sein Vertrauen schenkte. Er redete mich mit unbeschreiblicher Sanftmuth an: »Aman-  
»stissime! können sie recht schön Frak-  
»tur schreiben? » — Auf alle mögliche Fragen war ich vorbereitet, auch diese hätte ich nach der Wahrheit mit Ja!

beantworten können — aber an mich? — einen Sekretar, der auf die wichtigsten Ausarbeitungen hoffte, eine solche Frage? — Ich wurde roth, er merkte meine Verwirrung und wollte mich beruhigen. Sie müssen nicht glauben, fuhr er fort, dass ich etwa alle meine Briefe mit Frakturschrift schreiben lasse, es ist mir nur dermalen zu einem gewissen Geschäft ein Mensch nöthig, der gut Fraktur schreibt. Ich will das Kapitulararchiv in Ordnung bringen, und wünschte sowohl auf die Fächer und Deckel der Akten und Dokumente die Titel und Rubriken mit schöner grosser Schrift, als auch das Inventarium selbst sauber geschrieben zu haben. Da mir nun Herr von Bucefalowicz Ihre Handschrift und übrige Geschicklichkeit gerühmt hat, so kommt es nur darauf an, mir eine Probe Ihrer Fraktur und Kanzley sehen zu lassen. Vor der Hand haben Sie bey mir nichts zu thun, als das Archiv zu rubriciren, das Ihnen Beschäftigung genug machen wird.

Meine deutsche und französische Korrespondenz, die Sie auch besorgen, ist nicht sehr ausgebreitet, und zu den lateinischen Geschäften habe ich Sekretäre unter der Geistlichkeit. Nach dieser Explikation schritt ich also zum Werke, und zeigte was mich Meister Stäps gelehrt hatte, welches denn, wie billig, allen Beyfall erhielt. Ich packte meine Habseligkeiten, die itzt mehr als Einen Koffer füllten, zusammen, und reisete nach einem kalten Lebewohl von meiner Ungetreuen, mit Seiner Excellenz dem Bischofe nach Ungarn.

Wir kamen, nachdem wir uns zu Presburg an dem Hofe des Herzogs Albert einige Tage verweilt hatten, glücklich in der bischöflichen Residenz an, wo ich meine Frakturfeder sogleich in Bewegung setzte. Der Bischof führte mich selbst ins Archiv. Ich sollte unter der Anleitung eines Domherrn arbeiten, und zwey Kapläne zu Gehülfen haben, sah aber gleich, dass weder der Bischof, noch der Domherr, noch die Kapläne

die Handgriffe dieses Geschäfts verstanden, und bewies augenscheinlich, daß ihre Methode, ein Archiv zu inventiren und in Ordnung zu bringen, sehr langweilig, unbequem und zum künftigen Nachschlagen unzuverlässig sey. Die Herren fanden meine Äußerungen vermessn, aber der Bischof prüfte sie etwas unpartheyischer, begehrte einen schriftlichen Plan, genehmigte ihn, und überliess mir ganz die Direktion zur Ausführung. Ich nahm anstatt der Kapläne ein paar weltliche Gehülfen, mit denen ich so fleissig zu Werke ging, daß ich zum Erstaunen des ganzen Dömekapitels in drey Monaten eine Arbeit vollendete, zu welcher den Herren eben so viel Jahre erforderlich geschienen hatten, die sie aus dieser Ursache aufs genaueste prüften, und nur darum nicht tadelten, weil sie nichts davon verstanden. — Der Bischof, der auch nichts davon verstand, war damit zufrieden, nur weil das Außerliche schön und zierlich anzuschauen war.

Nun hatte ich die schönste Gelegenheit, eben so einen Müssiggänger abzugeben, wie die sämmtlichen hochwürdigen Domherren unsers Kapitels, wenn nicht Se. Excellenz zufälliger Weise ein Talent in mir entdeckt hätten, das mich dafür bewahrte und ihm so werth machte, dass sich der giftige Neid darob empören musste.

Der Bischof war ein Poet, machte ganz feine lateinische Verse und ließ einige drucken, wovon er mir die Korrektur auftrug. Da wollte ich denn auch zeigen, was ich vermochte. Ich übersetzte ein paar Stanzen in deutsche Verse, und spielte sie ihm mit der Korrektur zugleich in die Hände. Das war ein Gaudium! Nun sah der Herr erst, was er an mir hatte. Der kleine Versuch hatte seinen ganzen Beifall, und von Stunde an erhob er mich aus dem Staube des Archivs in den Lorbeerhain der Dichtkunst. Ich wurde nun der getreue Gefährte seiner poetischen Wanderungen, und kam ihm täg-

lich von früh sieben Uhr bis nach der Mittagstafel nicht von der Seite. Da war nichts zu hören als wechselseitiges Lob. Ich pries seinen Grundtext, er meine Übersetzung, und warlich! ich kann es nicht läugnen, es schmeckte ihm die süsse Kost des Beifalls, womit ich ihn fütterte. So war ich auch nichts weniger als unempfindlich bey den Lob-sprüchen, womit er mich ganz treuherzig beehrte. Wir durchwanderten mit einander zuerst die schroffen Anhöhen der Ode und das stille Thal der Elegie, spazierten unter den stachlichten Rosen der Epigrammen, und wagten uns endlich auf die steilen Klippen der Epopee, denn es gefiel Sr. Excellenz, ein Helden-gedicht, eine Theresiade zu skiziren, die wir auch wirklich in Arbeit nahmen, und wovon wir uns beide nicht wenig versprachen, ich aber insbesondere, weil doch die Kaiserinn, dachte ich, die deutsche Übersetzung lieber gelesen hätte, als das lateinische Original.

Durch diesen täglichen Umgang mit

meinem Herrn, und die poetische Verbindung, die uns gewissermassen egalisirte, wurde ich der völlige Vertraute Seiner Excellenz, zu nicht geringem Missbehagen des gesamten hohen und niedern Klerus, der einen solchen Eingriff in seine Rechte noch nicht erlebt hatte; denn es war wirklich ohne Beyspiel, dass ein deutscher Laye bey einem ungarischen Bischofe in so vorzüglicher Gunst stand. Zudem wussten auch die Herren nicht recht, was wir täglich bey verschlossenen Thüren mit einander machten, und zerbrachen sich die Köpfe mit bösen Ahndungen. Unsere Versifexerey, besonders das Helden gedicht, wurde sehr geheim gehalten, und die vorzügliche Achtung, die mir der Bischof bey der Tafel und jeder öffentlichen Gelegenheit erwies, schien solchen Leuten, die selbst kein Dichter gefühl hatten, nicht blos auf die leichte Seifenblase der Poesie gegründet zu seyn. Sie versuchten also ihr Heil auf allerley Art, mich aus diesem usur-

pirten Besitze der Herrengunst zu verdrängen; es schlug ihnen aber allezeit fehl. Sie wählten, weil sie unsere Geheimnisse nicht wußten, unrechte Mittel, und was sie gegen mich anbrachten, widerlegte die eigene Überzeugung des Bischofs, der mein Thun und Lassen besser als sie beobachten konnte, und der mich um so mehr liebte, weil er gar wohl sah, daß ich mich nicht blos um ihm zu schmeicheln mit ihm einsperrte, sondern selbst meine Lust und Freude an den dichterischen Feldzügen hatte. Dazu kam in der Folge noch ein besonderer Umstand, der das Misstrauen und die Neugierde meiner Missgönnner auf das höchste spannte, und sie auf die Vermuthung wichtiger Unterhandlungen brachte. Der Bischof gerieth auf den Einfall, seine Epopee zugleich in drey Sprachen drucken zu lassen, nemlich lateinisch, deutsch und ungarisch. Zum Übersetzer in die ungarische Sprache wählte er den in der gelehrten Welt nicht ganz unbekannten

Herrn Georg Kalmar, der die Grammatik einer philosophischen Universalssprache geschrieben hat. Dieser Mann wohnte etwa zehn Meilen von der bischöflichen Residenz. Wenn ein Gesang fertig war, musste ich Post nehmen und damit zu ihm fahren. Da konnten denn die hochwürdigen Herren nicht errathen, wohin ich reisete, und in was für Geschäften? —

*Kalmar uram* (auf deutsch: *mein Herr Kalmar*) war gar ein besonderes Original, ein Mann der Sprachtalente besaß, aber sonst ein wahrer cynischer Philosoph in Kleidung, Sitten und Geberden; ein stolzer Pedant und außer seiner Sprachkenntniß ein unwissender Prahler. Eine Anekdote, die er mir selbst erzählt hat, kann ich nicht unterdrücken. Er hatte bey Gelegenheit seiner Grammatik einen Briefwechsel mit dem berühmten Lambert in Berlin angefangen, und weil ihm dieser Gelehrte immer sehr höflich antwortete, den Einfall bekommen, selbst einen

Ritterzug nach Berlin zu machen, um dort einen Namen und Bekanntschaft unter den Akademikern und Gelehrten des Landes zu bekommen.

Lambert sass im späten Herbstabend, da es schon fast finster war, in seinem Zimmer, als auf einmal ein Fremder eintrat, ihn umarmte und sich selbst also anmeldete: »*Ego sum Calmar, iste Philosophus hungaricus, amicus tuus, cum quo commercium litterarium habes*» — Lambert nahm ihn ganz gut auf, und die beiden Philosophen singen sogleich an, über die philosophische Sprache zu wortwechseln. Lamberts Bedienter brachte Licht und Wein, die Meister vertieften sich in ihrem Gespräch, bis Lambert merkte dass es spät war, und seinen Freund fragte: Wo er eingekehrt sey? — »Nirgends, ich weiß sonst keinen Freund oder Bekannten in Berlin, habe mich gleich nach ihrer Wohnung erkundigt und will bey Ihnen herbergen» — Das war nun freylich für einen einzelnen Mann wie Lam-

bert, der nicht mehr Zimmer und Geräthe hatte als er selbst brauchte, eine beschwersame Zunöthigung. Er erschrak. Indessen, es war zu spät ein anderes Quartier zu suchen, darum liess er Anstalt zum Lager für den ungarnischen Gast machen. Aber Kalmar forderte noch vorher eine Laterne, und da er gefragt wurde, wozu? sagte er ohne das mindeste Kennzeichen von Verlegenheit: »Ich will nur nach meinem Pferde sehen, das vor der Thür angebunden ist — Ein Pferd um Mitternacht, vor der Thür eines Philosophen, der vielleicht in seinem Leben auf keinem solchen Thiere gesessen hatte, man stelle sich die Angst des ehrlichen Mannes vor! — Aber Held Kalmar lachte nur dazu, er bot allen Schwierigkeiten Trotz, nahm die Laterne, fand in der Nachbarschaft ein unausgebautes Haus und darin etwas Stroh, das ihm für diese Nacht zu dem Bedürfnisse seines Rosses hinlänglich schien, installirte es da nach hunnisher Art und Sitte, und

begehrte keinen bessern Stall, sondern reichte in den ganzen vier Wochen seines berliner Aufenthalts dem Thiere selbst täglich sein bescheiden Theil an Haber, Heu und Wasser. Gestriegelt wird er's nicht haben, denn er selbst war nicht gewohnt, sich zu waschen oder seine Perücke zu kämmen.

Das war also der dritte Mitarbeiter an unserm Heldengedichte. Er bediente uns aber nur von Hause aus, und ob er gleich viele Begierde äusserte, sich unserm Musentempel zu nähern, so wurde er doch, um das Geheimniß der Welt zu verbergen, und wegen seines schmutzigen Aufzugs, in steter Entfernung gehalten.

## DAS NEUNZEHNTE KAPITEL.

*Waller ertappt einen Dieb der nicht stehlen will.*

Mitten unter diesen Begebenheiten ging mein Briefwechsel mit Madame Ziegelstein immer ununterbrochen fort, und ich ermangelte nicht, alle Briefe mit weitläufigen Schilderungen meines Glücks anzufüllen, den Umgang mit dem Bischofe und andern Großen etwas hyperbolisch auszumalen und viel von grossen Aussichten zu schwatzen. Daran nahm die gute Frau herzlichen Antheil, ermahnte mich aber auch die Realisirung dieser Aussichten nicht zu vernachlässigen, meine grossen Bekanntschaften zu benutzen und mich um einen festen Platz zu bewerben. Sie fuhr fort über die Abnahme ihrer Gesundheit und Kräfte zu klagen, äuserte in jedem Briefe den Wunsch mich noch einmal zu sehen, und rückte endlich, da ich ihren Einladungen nicht folgen konnte oder wollte, mit dem Pla-

ne schriftlich heraus, den sie vermutlich schon lange auf unsere persönliche Zusammenkunft gespart hatte. Sie wollte mich ganz glücklich machen und hatte mir ihre reizende und nun mehr als ausgebildete Phegetochter die schöne Kordula zur Frau bestimmt. Sie meldete mir, daß sie bey Gelegenheit anderer Freyer, gegen die allerley einzuwenden war, mit der Baroninn schon von mir gesprochen habe und daß diese, die dem Mädchen nur einen rechtschaffnen Mann wünsche, damit zufrieden sey, aber ohne ihrer Neigung Zwang anzuthun. Diese Neigung, meinte meine Freundinn, müfste ich mir zu erwerben suchen und deswegen persönlich erscheinen. Sie berechnete, daß das Vermögen des Kindes durch Ersparung und Geschenke bis 20000 Gulden angewachsen war, und rieth mir, ein konvenables Amt zu suchen, und zu eilen ehe ein anderer diesen Schatz hinwegsnappte. Das waren nun freylich Entwürfe, die ernsthafte Überlegung und

thätige Anstalten erforderten, aber — sie kamen, da ich gerade in der heftigsten Wuth meines poetischen Paroxismus war, und nichts anders lieben konnte als die göttliche Kalliope. — Ich hoffe nicht die Asche des rechtschaffenen Bischofs zu beschimpfen, wenn ich sage, dass ein paar grössere — nicht Dichter — aber Thoren schwerlich zu finden waren, als ich und mein Herr in dem Feuer unserer Begeisterung, aus welchem Feuer aber leider! nur Ströme wässriger Hexameter flossen.

Die gesammte Geistlichkeit vom Domprobste bis zum Seminaristen konnte ihren Unmuth über meinen Favoritentstand nicht länger bergen, dergestalt, dass alzeit, so oft der Bischof etwas zu meinem Lobe erwähnte, ein tiefes Stillschweigen erfolgte, obgleich sonst alle seine Worte als goldne Äpfel in silbernen Schalen aufgefangen und laut gepriesen wurden. Indessen gelang ihnen doch nichts von allem dem was sie gegen mich unternahmen.

Ich

Ich war, wie schon gesagt, alle Vormittage bis Ein Uhr mit meinem Herrn eingeschlossen. Von zwey bis vier Uhr wurde gespeiset. Abends kam Gesellschaft oder einige Domherren, mit denen der Herr spielte; also konnte ich nur diese Abendstunden für mich verwenden. Wenn ich nun da bisweilen zu einem Mädchen schlich, so war das alles, was etwa an meinen Sitten tadelhaftes gefunden werden konnte. Der Bischof war, als ein Dichter, über diesen Punkt tolerant, und von den Herren Schwarzröcken hatte eben keiner Ursache, über eine solche Sünde den ersten Stein auf mich zu werfen. Also war meinen Feinden fast alle Gelegenheit mich zu verschwärzen abgeschnitten, und das Vertrauen meines Herrn wuchs täglich und beschränkte sich nicht mehr in dem Gebiete des Helikons, sondern es erstreckte sich auch über alle seine Angelegenheiten. Ich könnte den Schlüssel zu mancher öffentlichen Begebenheit, die damals vorfiel, geben, wenn ich

*Walters Leben.*

Q

mehr schreiben wollte als einen Roman, und die Verschwiegenheit abgelegt hätte, die schon damals meinen Wandel zierete. Ich betrug mich vorsichtig, wagte in Sachen, die des Bischofs Hirtenamt betrafen, kein vorzeitiges Urtheil, weil er diese Dinge besser verstand als ich, und diente ihm nur in seinen Privatgeschäften mit gutem Rathe, nach Maasgabe meines Verstandes,

In gewissen Dingen hatte der Mann ganz besondere Begriffe und Neigungen. Er war fromm nach den Grundsätzen seiner Kirche, hatte eine grosse Vorliebe für die Priesterschaft und suchte die Fehler einzelner Personen dieses Standes ämsig vor der Welt zu verbergen. Er war kein grosser Geist, hatte aber seinen Verstand durch vieljährige Erfahrung geläutert; er war eben so wenig ein grosser Gelehrter, hatte aber fast alle alten Klassiker und Kirchenväter gelesen. Das Latein, das er im gemeinen Leben sprach, war besser als der gewöhnliche lateinisch-ungarische

Jargon, und seine Schreibart in dieser Sprache rein, elegant und körnicht. Dabey dachte er edel, zwar rechtschaffen, grossmüthig, sogar freygebig — und doch geizig — das ist, er war im eigentlichen Verstande geldgeizig, und liebte die Species so wie ein Konchiliensammler seine Muscheln. Z. B. wenn er jemand einen Dukaten geben sollte, so ging das sehr hart, und kostete ihm viel Überwindung damit herauszurücken; wenn er sich aber mit einer Anweisung von 100 Gulden an die Kasse, von der Ausgabe eines baaren Dukatens aus seinem Beutel loskaufen konnte, so that er's mit Freuden. Ich lernte ihm diese Schwachheit ab, und hütete mich baares Geld zu nehmen, wenn er mir ein Geschenk machen wollte, denn sicher bekam ich durch eine Order an die Kasse an 50 Dukaten, wo ich nur etwa sechs aus seiner Hand bekommen hätte. Alles baare Geld, das er aus seinen Einkünften zum eignen Gebranche zog, ließ er sich in Dukaten geben und

hatte eben so viel Freude daran, diese modernen Münzen oft zu zählen und zu sortiren, als der Antiquitätsammler bey Rangirung seiner Nummern. Diese Liebhaberey trieb er aber niemals in Gesellschaft anderer Leute, und es war ein ausserordentliches Zeichen seiner Gewogenheit, dass er mich auch dabey zum Vertrauten mache und täglich an seiner Augenweide Theil nehmen liess. Seine Schatulle von schwarzem Ebenholze stand unterm Bette in dem nemlichen Zimmer wo wir poetisirten. Ich müfste sie hervorziehen, wenn er sich an seinen Schätzen laben wollte, müfste bisweilen seinen Vorrath in Golde nach Gulden und Kreuzern berechnen, und alsdenn ward das Kästchen wieder an seinen Ort gesetzt. An einem Vormittage da er sich damit beschäftigt hatte, die Dukaten die ihm zu leicht schienen oder nicht gemig glänzten, auszurangiren, gab er mir etwa funzig Stück, um sie in der *Cassa Domestica* gegen bessere unzuwech-

seln. Ich selbst setzte die Schatulle wieder an ihren Ort und ging um Ein Uhr zur Kasse, um mich dieses Auftrags noch vor der Tafel zu entledigen. Nach dem Essen begleitete ich den Bischof in sein Schlafgemach, brachte ihm die schönern Dukaten, griff unter das Bette nach der Schatulle um sie hervorzu ziehen, und verwunderte mich nicht wenig, anstatt der schweren Schatulle etwas ganz leichtes zu ergreifen. Ich zog es hervor und siehe da! es war ein leerer, schwarz angestrichener Kasten von weichem Holze, von der nemlichen Grösse und Figur wie die Schatulle, der ausdrücklich dazu gemacht schien um den leeren Platz auszufüllen, damit man nicht sogleich gewahr werden konnte, dass die Schatulle selbst nicht mehr da war. Ich erschrak. Der Bischof, der neben mir stand, wurde blaß; wir erstaunten, visitirten mit Stöcken und Röhren den leeren Raum unterm Bette. Umsonst; der Schatz war weg, und was wir in Händen hatten war eine leere Hülse.

Der Diebstahl musste schlechterdings in der Zeit geschehen seyn da wir an der Tafel saßen, denn der Bischof war aus seinem Zimmer gerade in das Tafelzimmer gegangen, wo er mich schon antraf. Der Dieb konnte also den Raub noch nicht weit geschleppt haben, daher wollte der Herr augenblicklich das ganze Hausgesinde zusammenrufen lassen, sehen ob jemand fehlte und weitere Untersuchung anstellen. Das war schon ganz recht. Ich hatte aber noch einen andern Gedanken, der sich auf das gegenwärtige *Corpus delicti* bezog. Der leere Kasten *pro forma* war neu und ohne Zweifel vom Tischler gemacht; ich hielt also für ratsam, in der bischöflichen Residenz auch bey dieser Zunft Untersuchungen anzustellen. Der Bischof ließ also den Haushofmeister rufen, und ich wollte inzwischen einen Gang in die Tischlerwerkstätte machen. Als ich nun eilfertig in mein Zimmer trat, Hut und Stock zu holen, hörte ich ein Geräusch in meinem Ofen, das ich in der dama-

ligen Jahreszeit nicht gewohnt war; und da mir in diesem Augenblicke alles verdächtig vorkam, eilte ich zu meinem Ofenloche, in eine kleine finstere Küche, die nicht gebraucht wurde, und fand da einen gewissen Herrn der sich eben rettiriren wollte; ich nöthigte ihn aber mit beiden Händen ganz höflich zurück zu gehen, und wider seinen Willen so lange zu warten bis Licht gebracht wurde. Da fanden wir denn die Schatulle unversehrt in meinem Ofen, die ich sogleich durch den Bedienten, der das Licht gebracht hatte, zu dem Bischofe tragen ließ, und ihm Relation erstattete. So weit hatte ich meines Amts gepflegt; das Übrige überließ ich Sr. Excellenz.

Der Bischof ließ mich Abends vor dem Schlafengehen rufen und sagte, als wir allein waren: »Mein lieber Waller! »das war auf Dich gemünzt. Die Diebe haben nicht mich bestehlen, aber »Dich stürzen wollen; sie haben nicht »geglaubt, dass wir den Abgang der »Schatulle sobald merken würden.

„Während der Tafel konnten sie sie  
„nicht in deinen Ofen bringen, weil  
„die Bedienten dort mit den Speisen  
„auf und abgehen, und es war ein  
„Glück, dass der Zufall die Sache zeit-  
„lich entdeckt hat, sonst hätten wir  
„wenigstens noch eine Zeitlang zwi-  
„schen Furcht und Hoffnung schwelen  
„müssen. Die Meinung war, dass die  
„Schatulle bey der Haussuchung in  
„deinem Ofen gefunden und aller Ver-  
„dacht auf Dich fallen sollte. Das wäre  
„nun zwar nicht geschehen, sowohl weil  
„ich Dich kenne und auf bloßen äus-  
„serlichen Anschein keiner solchen That  
„fähig halten kann, als auch weil hier  
„ein offenbares *Alibi* für Dich spricht;  
„allein deine Feinde würden doch  
„nichts versäumt haben um deinen Ruf  
„zu beflecken. Die Elenden stören auf  
„eine Zeitlang unser grosses poetisches  
„Geschäft, denn die Sache ist zu wich-  
„tig als dass ich sie ununtersucht und  
„unbestraft könnte hingehen lassen. Ich  
„will alle Mitschuldigen wissen und

»ein Exempel statuiren. Dem darfst  
»Du aber nicht beywohnen, damit es  
»nicht das Ansehen hat, als ob ich so  
»handelte um nur Dich zu rächen. Du  
»musst Dich ganz unwissend anstellen,  
»niemand sagen, wer die That voll-  
»bracht hat? oder warum? und keine  
»Rachsucht in deinem Herzen dulden.  
»Das ist Christenpflicht; und damit ich  
»den Vorwurf vermeide, dir die Ver-  
»brecher bloßgestellt zu haben, so  
»musst Du während der Inquisition ab-  
»wesend seyn. Ich werde dir morgen  
»öffentliche aufrägen, in meinen Ge-  
»schäften nach Wien zu reisen, ob ich  
»gleich dort nichts zu thun habe, Du  
»kannst Dich aber da ein paar Mona-  
»the aufhalten bis ich Dich zurück ru-  
»fe; inzwischen sende ich Dir posttäg-  
»lich die lateinischen Verse, die ich an  
»unserm Gedichte mache, zum Über-  
»setzen. »

Er ließ mir tausend Gulden auszah-  
len, mich mit seinen Pferden etliche  
Stationen führen, schickte mir noch

zwey oder drey Ladungen Verse nach Wien, starb aber wenig Wochen nach meiner Abreise. Die Asche dieses guten mir unvergesslichen Mannes ruhe im Frieden!

hier vertritt mich. Sie hat mich vertritt.

**DAS ZWANZIGSTE KAPITEL.**

Waller wird Freymaurer in einer Winkelloge  
und hält eine Rede.

Waller spricht wieder und weiß nicht was  
er tut, und gewisslich erfuhr er auch nicht

**Auf den Tod des Bischofs** erfolgte  
meine Trennung von den Musen. Der  
poetische Furor verließ mich, mein  
Puls kam wieder in sein natürliches  
Tempo. Ich singt nun an mich zu einer  
andern Krankheit vorzubereiten, die  
das Blut nicht minder in Bewegung  
setzt; damals war sie aber nur noch in  
den äussern Theilen. Ich zog den Vor-  
schlag meiner Freundinn in reifere Über-  
legung und empfand wirklich schon et-  
was Herzklopfen, wenn ich an die schö-  
ne Kordula gedachte, und etwas Schwin-  
del im Haupte, wenn mir ihre zwanzig  
tausend Gulden einfielen. Ich skizzirte  
ein Schauspiel in drey Akten. In dem  
ersten wurde ich Hofratli und reisetē  
ins Reich, im zweyten gewann ich die  
Liebe einer Schönen, und im dritten

heurathete ich sie. Beym zweyten und dritten Akte kamen mir nur allerley Bedenklichkeiten in Sinn, denn ich war nicht Narcis genug um zu glauben, das ich dem Mädchen schlechterdings gefallen müsse. Meine Meinung war, mir durch meinen alten Patron, den Reichsagenten, den Hofrathstitel von einem Reichsfürsten auszuwirken, um mit diesem geimpelt, zu Madame Ziegelstein und meiner Schönen zu reisen, dort um ihre Gunst zu buhlen, und endlich zu freyen und mich freyen zu lassen. Wenn sich denn nichts besseres im Reiche für mich finden würde, so wollte ich mit meiner Gattinn zurück nach Wien gehen und so lange einen Winkelagenten abgeben, bis ich durch mancherley Mittel und Wege dahin gelangen könnte, ein wirklicher Reichshofrathsagent zu werden. Von diesem Vorhaben gab ich meiner Freundinn Nachricht und bekam Antwort, die ich zu seiner Zeit mittheilen werde. Indessen war mein erstes Geschäft, mit meinem alten Prinzipal

wegen des Hofrathstitels in Unterhandlung zu treten. Ich fand den Mann ganz verändert, tiefsinzig, geheimnisvoll und zurückhaltend, aber doch nicht abgeneigt meinen Wunsch zu befriedigen. Er schrieb deshalb einem Fürsten, der an Land und Leuten eine Stadt, fünf Dörfer und einen Meyerhof besaß. Derselbe ließ der Empfehlung seines Agenten und meinen Verdiensten soviel Gerechtigkeit widerfahren, dass ich nach einigen Wochen, gegen Erlegung der Taxen, nicht nur das Patent als fürstlicher Hofrath bekam, sondern zur Zugabe auch ein Diplom als Mitglied einer Akademie der Wissenschaften und der schönen Künste, die der Herr in seinem Staate errichtet hatte. Ich habe schon gesagt, dass ich meinen ehemaligen Herrn ganz verändert gefunden hätte; ich fand ihn aber auch in ganz anderer Gesellschaft als ehemals. Ich sah täglich Leute aus allen Ständen bey ihm aus und eingehehn, meistens Einwohner Wiens, von denen

nicht zu vermuten war, dass sie Berügs-  
geschäfte mit ihm abhandelten. Es kam  
mir auch seltsam vor, wenn ich ein-  
trat und er mit vier oder fünf dieser  
Herren im Diskurs begriffen war, dass  
sogleich abgebrochen und mir dadurch  
nicht undeutlich zu verstehen gegeben  
wurde, dass ich überflüssig sey. Alles  
das wag mir nun zwar auffallend, es  
reizte aber so wenig meiner Neugierde,  
dass ich gar nicht einmal darüber nach-  
fragte; ich war zu sehr mit meinen fro-  
hen Aussichten beschäftigt als mich um  
fremde Dinge zu bekümmern.

Die Antwort von Madame Ziegel-  
stein blieb lange aus, und ich erwarte-  
te sie mit doppelter Sehnsucht, weil  
mich sehr gelüstete, von meinem Hof-  
rathstitel Gebrauch zu machen. In  
Wien ging das nicht an, denn da haben  
fremde Hofräthe gar keinen Cours, son-  
dern es gelten nur K. K. Hofräthe. Ein  
solcher Hofrath ist wirklich ein mächtiger  
Mann und wird von seinen Klienten so  
orientalisch beräuchert und mit Sala-

maleks verehrt, daß ein Fremder, der diesen Titel hat, den Abstand gar bald gewahr wird und seinen Hofrath, so lange er in Wien ist, in seinem Koffer ruhig eingepackt läßt, wenn er sich nicht will auslachen lassen.

Die sehnlich gehoffte Antwort von meiner Freundin kam endlich und brachte mir die Nachricht, daß der Baron, der Gemahl ihrer Wohlthäterin, selbst nach Wien kommen und sich, da in seinem Prozesse meiner Hilfe bedienen würde. Ich sollte ihn also erwarten, treulich helfen, daß er seine Sache bald und glücklich zu Ende bringe, und ihn sodann auf der Rückreise begleiten; welches alles ich ganz wohl zufrieden war.

In dieser Zwischenzeit, da ich also der Ankunft des Barons entgegen sah, lud mich mein alter Herr, der Herr von Lichis, einst zu einem Gastmahl in Schönbrunn, beym Traktör Xaver Jann, wo mehrere, mit unter auch ganz angesehene Männer, aber auch viel lustige

Brüder mit uns speisten und wo weidlich gezecht wurde. Da erfreute der Wein mein Herz; ich ließ mich mit allerley lustigen Schwänken hören und erwarb mir dadurch die Gunst der Gesellschaft, welche, um auch ihren Witz zu zeigen, die Gläser mit taktmässigen Grimassen leerte, die mir für bärige Männer etwas kindisch vorkamen.

Nach dem Essen traten die Herren zusammen, und berathschlagten sich insgeheim über etwas. Ich entfernte mich; aber sie suchten mich auf, stürmten *in Corpore* auf mich los und riefen mir einstimmig zu: »Wir wollen Sie aufnehmen, Sie verdienen unser Bruder zu seyn, wir wollen Sie eines Vortzugs theilhaftig machen, um den sich oft Fürsten vergebens bemühen. Sie werden Dinge erfahren über die Sie erstaunen, und es wird nur auf Sie und Ihren Eifer ankommen, das höchste Glück zu erlangen und die wichtigsten Geheimnisse zu erfahren.« Mit einem Worte, sie entdeckten mir, daß sie

sie Freymaurer wären und dass sie mich wegen meiner an der Tafel wahrgenommenen guten Eigenschaften des nemlichen Glücks theilhaftig machen wollten, das sie genössen. *Eh bien!* dachte ich, der Vorschlag lässt sich hören. Die Herren, die dir so viele Vortheile versprochen, sind zwar lustige Kunden, aber es sind doch einige darunter die Verstand haben; hilfts nichts, so wird's nicht schaden. Willst Freymaurer werden!

Man führte mich Tages darauf, an einem Sonntage, Mittags um zwölf Uhr zum Obermeister Pontius, der mir, umgeben mit Grossen und Kleinen, von seinem Sofa Beifall zulächelte, weil ich sein Herr Bruder werden wollte.

Es wurde Zeit und Stunde im größten Geheimnisse bestimmt, denn damals, unter Maria Theresia, durfte sich die Freymaurerey in Wien nicht öffentlich zeigen. Es ward viel Feyerlichkeit verschwendet, um mir den Schritt recht wichtig zu machen. Einige Jahre vorher wäre dieser Endzweck leicht zu er-

reichen gewesen. Einige Leute in gestickten Kleidern die ich vor Bruder Pontius die Knie beugen sah, und die Aussicht mit diesen Herren in Gemeinschaft zu kommen, hätte damals leicht grosse Ideen bey mir erwecken können, aber jetzt machte es keinen sonderlichen Eindruck. Ich hatte Erfahrung genug, zu wissen, dass die Herren in gestickten Kleidern Menschenkinder sind in Worten und Werken, wie unser einer, und hatte nun auch schon meinen Dünkel auf meinen Hofraths- und Akademistentitel, ohngeachtet ich jenen in Wien nicht brauchen konnte, und dieser in Wien nichts galt. Also verhielt ich mich ganz leidend. Man nahm mich auf mit vielen Ceremonien, in die ich mich alle so ziemlich zu schicken wußte. Der Spass kostete mir zwanzig Dukaten, nebst ein paar Dukaten, die ich für die Armen gab, und nun wurde ein monathlicher Beytrag festgesetzt. Ich bin sonst eben nicht geizig, aber hier liess ich mir unglücklicherweise in den Kopf kommen, dass ich für mein aus-

gegebenes Geld auch etwas haben wollte. Aber siehe da, es ging ausser den Ceremonien nichts weiter vor, als dass wir weidlich assen und dabey aus Flaschen tranken die dreyeckigt waren, so wie sonst vier-eckigt. Nächstdem wurden oft lange Reden gehalten, die mir noch länger dünkten, als sie an sich seyn mochten. Das machte mich nun durchaus nicht glücklich, ob man mir gleich, als man mich zur Aufnahme beredete, das höchste Glück der Erde versprochen hatte. Ich wäre mit weniger zufrieden gewesen; aber etwas musste es doch, meiner Meinung nach, seyn, was ich erhalten sollte. Ich wollte also schon im ersten Monate mehr wissen, bildete mir sogar ein, dass man mir geflissentlich die Geheimnisse verheelte, wovon Bruder Redner schon in einer Rede, die er Erklärung der Sinnbilder nannte, gesprochen hatte, ob es mir gleich schien, er hätte nichts erklärt. Ich ward in diesem Gedanken bestärkt, da ich merkte, dass man oft Zusammenkünfte hielt, zu de-

nen ich nicht zugelassen wurde, weil ich, wie der sehr ehrwürdige Brüder Pontius sagte, noch nicht würdig genug wäre. Ich war doch Hofrath und Akademist, und also dachte ich, müßte ich so würdig seyn wie ein anderer. Ich ließ mein Missvergnügen einigen Brüdern merken, und bekam von ihnen gar verschiedene Antwort. Endlich gerieth ich an einen Bruder, welcher mich versicherte, er und einige andere hätten entdeckt, daß wir alle hintergangen wären, und nichts wissen könnten. Er versicherte, es sey ausgemacht, daß unsere Loge, obgleich zahlreich, nichts als eine Winkelloge wäre, und daß wir alle uns keiner Loge von ächten Freymaurern nahen dürften. Er versicherte, eine Winkelloge wäre ein noch viel betrübteres Ding als ein Winkelagent in Wien, denn sie helfe zu gar nichts. Er bewies mir, ein Freymaurer aus einer Winkelloge hänge an nichts, und sey so einzeln wie Robinson Crusoe auf seiner wüsten Insel. Er hatte sich genau er-

kundigt, und hatte erfahren, daß unsre Loge zu gar keinem Systeme gehöre, weder zum Orient von England noch von Frankreich, noch von Schweden noch von Russland, weder zu den vereinigten Logen noch zur großen Landesloge von Deutschland, noch zu den Brüdern aus Asien, noch zu dem ägyptischen, nubischen oder samaritanischen Systeme. Er versicherte mich, genau zu wissen, daß der sehr ehrwürdige Pontius unsre Loge nur zu seinem eigenen Vortheile errichtet habe, daß gar keine unbekannte Obern vorhanden wären, von welchen er oft so viel rühme; sondern er selbst sey sein einziger Oberer. Er gebet vor, mit allen obigen Systemen in Verbindung zu seyn, aber stehe bloß mit sich selbst in Verbindung, und bilde uns ein, daß er uns zu ächten Freymaurern mache, da wir doch gewiß unächt wären. Ich konnte mir noch kaum vorstellen, daß es so wäre, bis der Bruder ein schon vor vielen Jahren gedrucktes Buch hervorzog, worin eben die Sym-

bolen und Ceremonien, welche kennen zu lernen ich zwanzig Dukaten gezahlt hatte, abgebildet und angezeigt waren. Nun schien es mir ganz unmatürlich, daß ein Geheimniß ein wirklich Geheimniß seyn könnte, wenn es schon so lange öffentlich gedruckt war. Ich schloß also, die uns mitgetheilte Freymaurerey müsse nicht die rechte seyn, und fand nichts natürlicher, als daß Bruder Pontius mir meine zwanzig Dukaten wiedergeben müsse.

Die andern missvergnügten Brüder waren eben der Meinung, und wir gingen also in Deputation mit dem gedruckten Buche in der Hand zum sehr ehrwürdigen Bruder Pontius, ihm zu sagen, daß wir das nicht seyn könnten wozu er uns versicherte gemacht zu haben, und daß er uns unser Geld wiedergeben müsse. Aber dazu hatte unser Meister vom Stuhle keine Ohren. Er versicherte uns unsere eigene Ächtlichkeit mit vielen dunkeln Worten, und sprach viel von dem Wohlwollen der unbekannten Obern, dieser heiligen wohl-

thätigen Väter, die in ungestörter Ruhe lebten, und uns alle, wenn wir nur ihnen gehorsam wären, noch überschwenglich glücklich machen würden. Er sprach erst sehr sanft, da wir aber unsere Stimme erhoben, so er hob er sie noch mehr, und wir kamen ziemlich mit Worten zusammen. Ich sah nun sehr deutlich, dass ich meine Dukaten nicht *ad locum unde* zurückbringen würde. Ich kam auf den Gedanken, mich wegen dieses Verlusts zu rächen und mich von der Loge auf eine Art zu trennen die Aufsehen machen sollte. Ganz will ich nicht läugnen, dass mehr Eitelkeit als eigentliche Rache dabey die Ursache meines Entschlusses war, denn es schmeichelte mir, dass ich dadurch als ein beherzter und wichtiger Mann erscheinen würde. Ich theilte meinen Entschluss den andern Missvergnügten mit, welche ihn billigten, und einige baumstarke Brüder versprachen mir, mich mit ihren Degen zu vertheidigen, wenn man mich angreifen sollte.

In einer Versammlung vor einer Tafellogie, in welcher sich der Bruder

Pontius sehr geschmeidig gegen uns Missvergnügte bezengt hatte, erbat ich mir das Wort, und hielt unvermuthet meine Abschiedsrede. Da ich noch das Koncept davon besitze, so will ich sie nicht unterm Scheffel vergraben, sondern mein Licht leuchten lassen. Sie lautete folgendergestalt:

» Sehr ehrwürdiger Meister vom Stuhle! »

» Meine verehrungswürdigen Brüder! »

» Dreymal neun Tage sind nun verflossen, seitdem ich die Ehre habe, ein Mitglied des uralten Königlichen Ordens der Maurerey zu seyn. Ich weifs, wem ich dies Glück zu verdanken habe. Sie waren es, verehrungswürdige Brüder! die mich in der festlichen Stunde meiner Aufnahme auf die wichtigsten Dinge vorbereiteten. Sie waren es, die mir bey dem Schrecken der Finsternis lieblich zur Seite standen, mich großmuthig das Licht sehen lieessen, meine Erwartung mit Hieroglyphen sättigten, und mich mit Ernst und Würde zu den Geheimnissen einweyten — die ewig Geheimnisse bleiben. — Sie waren es, mit einem Worte, die mit mir machten, was Sie wollten, die das was ich nicht wusste meinem eignen Nachdenken überliessen, und mir ernsthafte Prüfung dessen was Sie mir nicht sagten, anempfohlen, um dadurch höherer Erkenntnis empfänglich zu werden.

» Ich habe Ihren weisen Lehren gefolgt, nach  
 » gedacht und geprüft, und bin so weit gekom-  
 » men, daß ich mir sogar schmeichle, diejenigen  
 » Erkenntnisse in der Maurerey erworben zu ha-  
 » ben, die nur immer einer von Ihnen besitzen  
 » oder noch erlangen mag. Nur einige Steine des  
 » Anstoßses, die den tiefsinnigen Gang meiner Prü-  
 » fung hemmten, mußt ich Ihnen zur Wegräumung  
 » vorlegen. Vielleicht sind diese Steine zu dem  
 » großen Baue, an dem Sie so ämsig arbeiten,  
 » nützlich zu verwenden. Erlauben Sie, erleuchte-  
 » te Meister und Gesellen! daß ich Sie nun mei-  
 » ner Seite zur Aufmerksamkeit vermalme. —  
 » Hören Sie mir zu! — und erstaunen, daß Ihnen  
 » der jüngste Lehrling Fragen vorlegt, die Sie  
 » sich schon längst selbst hätten vorlegen sollen:

1. » Warum lassen Sie Stillschweigen angeloben  
 » und beschwören, über Geheimnisse die man in  
 » allen Sprachen gedruckt lesen, und in allen  
 » Buchläden um wenig Geld haben kann?

2. » Wärum versengen Sie sich den Bart mit  
 » Geigenharz und beschmieren die Haut mit ro-  
 » ther Dinte, zu der Zeit da Sie sich die Miene  
 » der größten Wichtigkeit geben?

3. » Warum drohen Sie, Leuten das Herz aus  
 » dem Leibe zu reissen, denen Sie ohne ihren  
 » Willen keinen Zahn ausreissen dürfen?

4. » Warum tragen Sie Schurzfelle und andere  
 » Masken ausser der Karnevalszeit?

5. » Warum spielen Sie mit blosen Degen,

» da, wo hölzerne Säbel die nemlichen Dienste  
» thun?

6. » Warum nennen Sie sich *Maurer*, da doch  
» keiner von Ihnen einen Taubenschlag bauen  
» kann?

7. » Warum nennen Sie sich *Frey*, und sind  
» doch wie andere Menschenkinder nicht nur der  
» Obrigkeit, sondern auch Ihren Weibern unter-  
» than?

8. » Warum heissen Sie das arbeiten, was auf  
» gut deutsch Posse treiben oder schwelgen  
» heißt?

9. » Warum nennen Sie sich Brüder, da Sie es  
» doch so wenig sind als die Barmherzigen Brü-  
» der oder andere Bettelmönche?

10. » Warum nennen Sie andere ehrliche Leu-  
» te Profanen?

11. » Worinn sind Sie heiliger als jene, die Sie  
» Profanen nennen?

12. » Warum trinken Sie nach Tempo und  
» verschütten Ihren Wein?

13. » Warum nennen Sie Wein — Pulver, und  
» Gläser — Kanonen, da Sie doch nicht zusammen-  
» kommen, Soldaten zu spielen?

14. » Warum klatschen Sie in die Hände, da  
» Sie doch selbst die Akteurs sind?

15. » Warum geben Sie zu, dass sich ein gro-  
» sser Theil ihrer Mitglieder um ihretwillen sei-  
» nen Geschäften, und des Abends seiner Familie

» entzieht, die das mit ihm theilen sollte, was er  
» bey Ihnen verzehrt?

» Es scheint verehrungswerte Brüder durch  
» dreymal drey, dass diese dreymal fünf Fragen  
» aus dem Munde eines maurerischen Säuglings  
» einigen Eindruck machen. Ich sehe verschie-  
» dene Bewegungen auf Ihren Gesichtern. — Bey  
» einigen Zorn und Unwillen — der zum Theil  
» daher röhren mag, weil ich Sie so lange von  
» der Tafeloge abhalte — bey andern Lust zum  
» Lachen, denn der Freygeister giebt es überall —  
» — aber noch bey andern Erstaunen und Furcht.

» Ich selbst fürchte nichts, als dass meine Fra-  
» gen unbeantwortet bleiben, und in diesem Falle  
» verspricht mir die edle Kunst der Maurerey  
» viel zu wenig, um meine Zeit ferner damit zu  
» verderben, ob es gleich wohl seyn kann, dass  
» sie einem grossen Theile der hier versammel-  
» ten Brüder Nutzen und Vergnügen gewährt.

» Unserm sehr ehrwürdigen Meister vom Stuh-  
» le riecht der Weyrauch lieblich, den ihm vor-  
» nehmē und geringe Brüder streuen, und es be-  
» hagt ihm wohl, dass er in dem Rufe steht, gro-  
» se Arcana zu besitzen. Aber dies alles kann  
» mich nicht röhren. Ich strebe nicht nach der  
» zeitlichen Ehre eines Logenamts. Ich suche  
» keine unbekannten Obern wie der Bruder Ste-  
» wart. Ich will nicht Gold machen wie der  
» Bruder erster Aufseher, noch Geister citiren

» wie der Bruder Sekretär — will keine Tempel-  
 » herrenkommanderie erhalten wie der Bruder  
 » zweyter Aufseher, noch den Prätendenten auf  
 » den Thron helfen wie der Bruder Schatz-  
 » meister. Ich bin kein Mahler wie der Bru-  
 » der Lukas, der unter den Brüdern Geld ver-  
 » dient, noch Kanzellist, wie der Bruder Markus,  
 » der durch den Hofrath Bruder Mathäus sein  
 » Glück machen will. Ich bin kein Betrüger, der  
 » grosse Geheimnisse oder verborgene Künste vor-  
 » giebt; ich bin aber auch kein Geck, der sie bey  
 » Ihnen sucht. Ich bin endlich kein Bettler, der  
 » die Loge brandschatzt — und braucht keinen  
 » Almosenpfleger — weil ich mein Scherflein selbst  
 » austheilen kann.

» Bey so bewandten Umständen bleibt mir nichts  
 » übrig, als die zwanzig Dukaten geduldig zu ver-  
 » schmerzen, die Ihnen, verehrungswerte Herren,  
 » das Recht geben mich auszulachen, und Sie  
 » über einen gewesenen Bruder trösten der so  
 » profan denkt, nichts finden zu wollen, wo  
 » nichts ist, der aber auch feyerlich verspricht,  
 » nichts zu verrathen was jedermann in allen  
 » Buchläden ohnehin gedruckt finden und lesen  
 » kann. *Dixi!* »

Als ich nach Endigung dieser Rede  
 um mich sah, erblickte ich in der er-  
 sten Minute Erstaunen auf den meisten  
 Gesichtern der Versammlung:

*Obstupuit, steterunt coma, vox faucibus  
haesit.*

Aber in der zweyten entstand ein grosses Gemurmel, und auf den Mienen zeigte sich theils Unwillen, theils Schadenfreude.

Ich gestehe, daß eine solche Rede aus dem Munde eines Menschen, dem der Kanzleystaub noch auf dem Ermel saß, vor einer so grossen Versammlung, der Wahrscheinlichkeit, auf die sich sonst der Verfasser etwas zu gute thut, zu wider scheinen könnte, und daß hin und wieder ein Leser dabey denken möchte wie Melsun, der Dolmetscher der Königin Elisabeth: »Hat er's nicht gesagt, so hätt' er's sagen sollen.» Ich will diesen Herren nicht widersprechen, aber ich war auch wirklich eine übermuthige Kreatur geworden, die in ihren zwey letzten Stationen durch den Umgang mit ächtem und leonischem Adel eine gute Portion Dreistigkeit angenommen, und die in der Zwischenzeit manches Buch gelesen hatte des Tones,

der in dieser Rede hervorsticht. Und denn war ich auch durch die Gunst des Bischofs reich. Ich besaßt etliche tau- send Gulden baares Geld, und verließ mich auf die glücklichen Aussichten die mir in kurzem eine gänzliche Unabhän- gigkeit versprachen. Man mußt mich also nicht geradezu der Aufschneiderey beschuldigen, wenn auch gleich einige Herren, die damals zugegen waren, die Sache etwas anders erzählen sollten. Das müssen sie mir doch zugeben, daßt ich, ungeachtet alles Lärms, mich mit vieler Überlegenheit über meine Gegner aus dem Handel zog, und so wenig es anfänglich den Anschein hatte, in Frieden abtrat. Dies gelang mir nun viel- leicht um so viel eher, weil viele der vornehmsten Glieder, eben so wie ich, erfahren hatten, daßt wir angeführt und in keiner ächten Freymaurerloge waren. Daher gingen die vorzüglichsten Mit- glieder ab, und suchten die ächte Freymaurerey. Ich hoffe, sie werden sie ge- funden haben, und stelle mir vor, sie

werde ganz anders beschaffen seyn, als diejenige die ich in meiner Winkelloge sah.

Es haben mich zwar einige der Suchenden überreden wollen, es sey überhaupt nicht sicher zu bestimmen, ob eine Freymaurerey die ächte sey, und ob eine Loge mit einem ächten Systeme zusammenhange, denn die Konstitutionspatente von großen Logen könnten es nicht ausmachen, weil in den Akten, die mit solchen Patenten mitgetheilt würden, nur Rituale u. d. gl. enthalten wären, und es wisse niemand gewifs, woher denn alle die großen Logen, die englische gar nicht ausgenommen, selbst das Recht erhalten hätten, andere zu konstituiren, und welche Obern sie denn eigentlich zu Landeslogen gemacht hätten. Ich habe das alles angehört, aber habe weiter nicht darnach forschen können oder mögen, am wenigsten damals. Denn ich hatte den Kopf viel zu voll von meinem eignen Projekte, dessen Ausführung ich gern äußerst beschleunigen wollte. Daher vergaß ich alles andere darüber.

## DAS EIN UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

*Waller schildert einen Reichsbaron*

Endlich kam nun der längst erwartete Baron, und mit ihm Beschäftigungen und Sorgen die meinem Muthwillen Gränzen setzten. Die Sorgen, die mir dieser Mann machte, waren von besonderer Art. Es lag mir alles daran, seine Gunst zu gewinnen, weil sie meine Freundinn für unsere Heyrathisabsichten nothwendig erachtete; aber das kostete Kunst. Er war außerst misstrauisch, und so wenig mit der Welt bekannt, daß es meiner Dienstfertigkeit fast nie gelang, ihm da, wo er falsche Begriffe hatte, auf den rechten Weg zu bringen. Er war auf seinen Gütern unumschränkter Herr, galt in seiner Gegend für ein grosses Genie, dem niemand widersprach, und meinte, hier in Wien sey das alles eben so. Im Reiche war er zwey Meilen um seine Güter ein Mann

von

von Bedeutung, und in Wien machten selbst die äußerlichen Zeichen der Größe, die ihm dort Ansehen gaben, nicht den mindesten Eindruck. Er hatte den Orden eines Reichsfürsten und trug daher einen großen gestickten Stern auf seinen Kleidern; aber die Kleider selbst hatten einen eben so altväterschen Schnitt wie die Livree seiner Bedienten. Wenn er nun so mit drey oder vier Lakeyen über die Gasse ging und die Leute blieben stehen und lachten; so suchte er die Ursache nicht in seinem Aufzuge, sondern in der schlechten Polizey und der Zügellosigkeit des Pöbels in Wien. Ich war vom Anfange nicht blöde, ihm nach meiner gewöhnlichen Freymüthigkeit mit gutem Rathe zu dienen, ich kam aber übel an, und musste mich in meine Schranken zurückweisen lassen. »Er wisse selbst »was hofmäßig, anständig und seiner »Würde angemessen wäre.» — Er gehörte zu der unmittelbaren Reichsritterschaft und hatte den Charakter als *Ge-*

heimerrath von einem Hofe im Reiche, wulste also nicht anders, als dass ihm der Titel Excellenz von Rechtswegen gebühre. Aber in Wien fand er das Ding ganz anders, denn so freygebig der gemeine Mann mit der *Gnade*, und so unbestimmt es da ist, wem es eigentlich gebührt, *Euer Gnaden* genannt zu werden; so genau ist die Excellenz nur dem zugemessen der ein Diplom als wirklicher K. K. Geheimerrath hat, und wenn Reichshofräthe Geheimerathstitel aus dem Reiche mitbringen, und R. H. Agenten sich dergleichen von da her verschreiben, oder erstere auch die Excellenz von ihren Klienten in Briefen annehmen; so hüten sie sich doch sehr in Wien auf diese Ehre Anspruch zu machen. Dergleichen Explikationen wollten meinem Baron nicht in den Kopf, er fand in allen diesem Dingen nur persönliche Beleidigungen, und wollte gar nichts auf den Wiener Gebrauch rechnen, sondern glaubte, sein Verdienst und Ehre müfsten in den ganzen Welt,

nicht nur in gleichem Verhältnisse stehen, und er müßte in Wien auf gleiche Art behandelt und verehrt werden, als in seinem reichsritterschaftlichen Kanton. Der gute Mann führte seinen Schlößtrompeter mit sich, und es kostete mir Mühe, ihn zurückzuhalten, daß er sich nicht alle Mittage im weissen Ochsen, wo er herbergte, zur Tafel blasen ließ, wie er es auf seinem Schlosse gewohnt war.

Ob es mir nun gleich wehe that, daß er sich lächerlich machte, weil er außer diesen kleinen Fehlern ein gutes Herz hatte; so hütete ich mich doch nun gar sehr, seine empfindlichen Saiten weiter zu berühren; ich überließ ihn seinem Eigensinne und rieth ihm nur wenn er meinen Rath begehrte, und das war meistens blos in seiner Pröfungsangelegenheit. Er merkte aber endlich selbst, daß ihn nicht der Pöbel allein auslachte, und fand unter seines Gleichen gute Freunde, die ihn darauf brachten, daß mein guter Rath nicht so spröde hätte abgewiesen werden sollen. Das

that die Wirkung, dass er sich mir auf herablassenderm Fusse näherte, mich über mehr Dinge als seinen Prozess um Rath fragte, und am Ende merkte dass er nicht übel dabey fuhr. Da ich also aus geharrt und er sich nicht nur von meinem Eifer ihm zu dienen, sondern auch von meiner Fähigkeit es thun zu können, genug überzeugt hatte, da gelang es mir, durch Zuthätigkeit, die mir überhaupt gegen vornehmere Leute eigen ist, bey denen ich ein gutes Herz merke, seine Hoheit und sein Misstrauen zu überwinden. Dazu kam noch ein Um stand, der mich ihm wichtiger machte als alles das, ob ich's gleich damit in der That weniger verdiente. Es blieb ihm Geld aus, welches mit dem Postwa gen kommen sollte, weil er sich aus Mangel gehöriger Reisekenntnisse weder mit Wechseln noch Kreditbriefen versehen hatte. Da konnte ich ihm denn gleich mit ein paar hundert Dukaten dienen, die ihm von meiner Person wichtigere Begriffe einflößten.

Von diesem Tage an wuchs sein Vertrauen, und er gewöhnte sich, offenerherziger und sogar bisweilen freundschaftlich mit mir umzugehen.

Sein Prozess war nun der Entscheidung nahe. Er betraf jährliche Einkünfte von 6000 Gulden, die der Gegner sechzehn Jahre unrechtmäfsig gezogen hatte. Wir wollten ihn nicht nur aus deren Besitz gerichtlich treiben, sondern auch die entbehrten Summenersetzt haben. Je mehr sich die Sache dem Ende näherte, desto mehr fürchte te mein Herr Baron einen übeln Ausgang, und so gerecht sie war, so wenig hoffte er ein gutes Ende, weil es nach seiner Meinung nicht Mode sey, gerechte Prozesse zu gewinnen. Ich kannte zwar diese Mode auch, wußte aber gewifs, daß dieser Prozess nicht verloren gehen konnte, hatte als ein bewanderter Praktikus alle nöthige Verkehrungen getroffen, und vertröstete den Zweifler aufs beste. Der Gegen theil merkte, wie kritisch es mit ihm



stand, suchte sich zu vergleichen und mich zu dem Ende in sein Interesse zu ziehen. Er ließ mir tausend Dukaten anbieten, wenn ich den Baron unter gewissen Bedingungen zum Vergleiche bewegen könnte, und ich ließ mir, ob ich gleich nichts weniger im Sinne hatte, eine schriftliche Versicherung darüber geben, um bey dem Baron nach geendigtem Prozesse ein Verdienst damit zu gewinnen; oder auch auf den Fall, wenn er sich selbst schlechterdings vergleichen wollte, noch diese tausend Dukaten zu retten. Es trat aber ein dritter Fall ein, der für mich noch besser ausfiel. Etwa acht Tage vor der Entscheidung wurde der Mann so kleinmüthig, daß er sich erklärte, den Vergleich und gerade alle die Bedingungen einzugehen, die mein Dokument enthielt. Da rückte ich damit heraus, und zeigte ihm was ich dabey gewinnen könnte, wenn ich ihm gegen Pflicht und Überzeugung zu etwas rathen wollte, das er schon beschlossen hatte. Die

ser Beweis meiner Ehrlichkeit vollendete das Werk, ihn im eigentlichen Verstande zu meinem Freunde zu machen, und zu bewegen, daß er sich mehr meiner Leitung überliess.

Nun sing er auch von selbst an meiner Heurath zu erwähnen, und gestand mir nun erst, daß er von den Absichten der Dame Ziegelstein unterrichtet sey. Er lobte die Schönheit und alle übrigen Eigenschaften meiner Kordula, und glaubte mich nun genug geprüft und so eines Schatzes werth gefunden zu haben, versprach mir also seinen Beystand und that noch mehr. »Gewinne ich,« sagte er, »meinen Prozeß, dem ich nun seinen Lauf lasse, so gebe ich Ihnen von dem Gelde, das mir der Usurpator zurück zahlen muß, die nemlichen tauend Dukaten die er Ihnen versprochen hat, und wenn Sie auf andere Aussichten Verzicht thun, und auf den Fuß, wie zeither ihre künftige Frau und Schwiegermutter, bey mir bleiben wollen, so gebe ich Ihnen eine rechts-

»beständige Versicherung auf jährliche  
»tausend Gulden, wofür Sie der Gene-  
»ralintendant meiner Güter werden und  
»mir in meinen übrigen Angelegenhei-  
»ten an die Hand gehen sollen.»

Dieser Vorschlag und die Gutherzig-  
keit, mit der er mir gemacht wurde,  
rührte mich, aber ich weiß nicht warum  
ich mich noch immer mit Zweifeln und  
Ahndungen quälte solange ich die  
Schöne noch nicht gesehen, und ihr  
Herz noch nicht erobert hatte. Indes-  
sen wurde der Prozeß gewonnen, der  
Baron in die entehrte Possession ge-  
setzt, und der Gegner zu Erstattung  
der unrechtmäßig gezogenen Einkünfte  
nebst Interessen und Ersatz der Unkos-  
ten verurtheilt. Dieses Geld sollte in  
gewissen Terminen bezahlt werden; wir  
verglichen uns aber über eine baare  
Summe, wovon ich meine tausend Du-  
katen annehmen mußte; und da wir  
nun nichts mehr in Wien zu thun ha-  
tten, so reisten wir ab, nach dem Sitze  
meines Freyherrlichen Patrons.

Unser Weg ging über Regenspurg.  
Da nahm ich mir einen Bedienten an,  
und stolzirte nun nach Herzenslust mit  
meinem Hofrathstitel, der hier zu gel-  
ten anfing, wurde auch *qua talis* über-  
all, wo ich nicht mit Excellenzen in Kol-  
lision kam, als ein beträchtlicher Mann  
behandelt und verehrt, wie es der Zeit  
im römischen Reiche Sitte und Gebrauch  
war, vielleicht auch noch so ist. Indessen  
war doch das seltsam, dass ich wieder  
anfing an der Titelsucht krank zu wer-  
den, sobald ich über die östreichische  
Gränze kam, und dass mein gnädiger  
Reichsfreyherr sich in Wien völlig da-  
von geheilt hatte. Er sagte: »Unsere  
»aufgeblasenen Thoren, die es übel  
»nehmen, wenn man mit ihnen redet  
»und ihren Charakter nicht alle Augen-  
»blicke im Munde führt, sollte man we-  
»nigstens auf ein Jahr nach Wien schik-  
»ken, damit sie sich wieder an ihre  
»Geschlechtsnamen gewöhnen, denn wer  
»dort nicht eine wirkliche Excellenz ist,  
»den nennt man bey seinem Namen,

»und wenn er Graf oder Baron ist, so  
 »heifst er der Graf Sadrach, oder der  
 »Baron Mesach, oder der Freyherr Abed-  
 »nego, nach seinem Familiennamen,  
 »und niemand fragt, ob er Rath, Se-  
 »kretar, Oberförster oder Kanzellist ist;  
 »wenn er nur ein ordentliches Kleid  
 »anhat. Sonst heifsts: Was will der  
 »Herr hier? pack sich der Herr fort;  
 »Schlankel geht's aus'm Wege u. s.  
 w. —»

Ich unterliess nicht, meinen würdigen  
 Freund, den Hauptmann Hase, in Re-  
 gensburg zu besuchen, und ihm für sei-  
 nen ehemaligen guten Rath zu danken,  
 dem ich allein meine jetzigen glänzen-  
 den Umstände zuzuschreiben hatte. Ich  
 fand den ehrlichen Mann, sitzend mit  
 seiner langen Pfeife, an der Seite sei-  
 nes Flügels, auf dem er sich noch von  
 dem nemlichen Musketier vorspielen liess.  
 Er freuete sich, mich glücklich zu sehn,  
 und kam nicht von uns solange wir in  
 Regensburg waren. Von hier gingen  
 wir über Nürnberg, Frankfurt und Mainz,

ohne dass uns etwas besonderes aufgetragen wäre. Nur mit einem einzigen wichtigen Abenteuer, das unsern Aufenthalt in Mainz etwas verlängerte, will ich sogleich dem Leser aufwarten, wenn ich vorher gemeldet habe, dass in Frankfurt fast alle meine guten Freunde noch lebten, ausgenommen mein gewesener Herr, der Resident, und alle Welt verwunderte sich da, über den Herrn Hofrath Waller, über sein gutes Aussehen und das Glück das er gemacht hatte. Auch ward ich überall reichlich mit acht und vierziger traktirt, der damals noch öfter ächt zu haben war, als im Jahre 1791, — und mit Schwartensmagen u. s. w. — 'S sind doch gute Lente — die Frankfurter!

Trinken und Essen  
Wird da nicht vergessen.

Das Trinken geht in Frankfurt am Main vor dem Essen, so wie in Wien das Essen vor dem Trinken geht.

## DAS ZWEY UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

*Waller findet seinen Freund im Schlafrocke.*

In Mainz kehrten wir unweit der Domkirche im Könige von England ein und wollten da Rasttag machen, blos um in die Komödie zu gehen, wovon der Baron ein grosser Liebhaber war. Das Zimmer, das man mir anwies, hatte Kästen und Schränke, worinn Papiere, zerrissene Briefe und dergleichen lagen. Nun ist mir unter manchen andern menschlichen Schwachheiten, davon ich dem geneigten Leser Bericht gegeben habe, auch noch eine zu Theil geworden, davon ich nichts habe erwähnen können, weil es noch keine Gelegenheit dazu gab. Ich besitze eine grosse Portion Neugierde, Kraft welcher ich unter andern nicht leicht ein beschriebenes Papier ungelesen lasse, wenn mir's der Zufall in die Hände spielt. Ich sah in den herumgestreuten Papieren be-

kannte Schriftzüge, und wunderte mich zuletzt nicht wenig, einen zerrissenen Brief zu finden der *an mich selbst* gerichtet war, errieth auch gleich den Schriftsteller, konnte aber aus dem Inhalte nicht klug werden und rief unsern Wirth, der mir folgende Auskunft gab.

»Ja, Ihre Gnaden, das ist gar a kuriöser Spass, und ob er mir gleich was kostet, so habe ich doch noch jetzt meine Freud' dran. Der Herr, der dieses Papier geschrieben und zerrissen hat, kann wohl ein grosser Herr seyn, aber ietzt ist er der ärmste Teufel von der Welt. Es ist etwa zwey Monathe, da kam ein Schiffmann den Main herunter und fragte mich, ob ich nicht einen Herrn logiren wollte, den er eben mit einem Nachen gebracht habe? Er sey aber unpäss. Auf den Fall das er bey mir einkehren könnte, möchte ich vier Träger ans Wasser schicken, um seine Koffer holen zu lassen, und einen Tragsessel für

» den kranken Herrn. Hören Sie, Ihr  
» Gnaden! Gäste, die schwere Koffer mit  
» sich bringen, sind mir allezeit ange-  
» nehm, denn man hat da im Nothfal-  
» le etwas woran man sich halten kann.  
» Ich war also bey der Hand. Der gnä-  
» dige Herr stieg aus der Sänste im  
» Schlafrocke und einer grossen Nacht-  
» mütze, und eilte was er konnte in  
» sein Zimmer, weil er Anfall vom Schwin-  
» del verspürte. Er befahl mir, die  
» Träger zu bezahlen, welches ich wil-  
» lig that. Die Koffer wurden in sein  
» Zimmer getragen und alles war ganz  
» in Ordnung, nur wunderte ich mich,  
» dass der Herr keine Bedienten bey sich  
» hatte. Aber diesen Zweifel hob er,  
» als ich ihm des anders Tages meine  
» Aufwartung machte, denn er erzählte,  
» nachdem ich ihn mit guter Manier um  
» seine Umstände gefragt hatte, dass er  
» tief in der Schweiz, ich denk' da am  
» St. Gotthardt zu Hause, auf der Rei-  
» se nach Leipzig krank worden sey,  
» und für besser befunden hätte, von Ha-

»nau aus auf dem Main wieder umzu-  
»kehren, weil er bey dieser Krankheit,  
»die er schon mehr gehabt hätte, das  
»Fahren im Wagen nicht ertragen kön-  
»ne. Da nun seine Wechselbriefe alle  
»auf Leipzig lauteten, so habe er sei-  
»nen Bedienten dahin geschickt, um  
»Geld einzukassiren und wollte ihn  
»hier in Mainz erwarten. Ich gäb mir  
»alle Mühe, meinen Gastgut zu bedie-  
»nen, und er liess sich bey seiner Krank-  
»heit, die in Hauptschwäche und  
»Schwindel bestehen sollte, so gut  
»traktiren als nur immer ein Gesunder.  
»Nach vierzehn Tagen überreichte ich  
»ihm meine Rechnung. Er vertröstete  
»mich auf die baldige Ankunft des Be-  
»dienten, allein es verliefen noch drey  
»bis vier Wochen, ohne dass der an-  
»kam. Ich wurde misstrauisch, und fing  
»endlich an etwas ernsthafter zu reden,  
»wurde aber immer vertröstet, bis ich  
»endlich darauf bestand, die Koffer zu  
»öffnen, um meine Sicherheit nach dem  
»Inhalte derselben zu berechnen. So un-

»gern der Herr daran wollte, so gut  
»wufste ich ihm alle Ausflüchte zu ver-  
»eiteln, und endlich, da er dazu gezwun-  
»gen war, fand ich in den Koffern, aus-  
»ser ein wenig Wäsche, nichts als gan-  
»ze Riesse Makulatur, das für mich kei-  
»nen Werth hatte, ob er gleich viel  
»Wesens davon machte. Ich sah dass  
»ich betrogen war, und dass mein Gast  
»ausser seinem Schlafrocke weder Kleid  
»noch Weste anzuziehen hatte, ent-  
»schloss mich also kurz, und ergriff ein  
»Mittel, um dieses beschwerlichen Gas-  
»tes los zu werden, das mir zugleich  
»zur Rache dienen sollte. Der Gastwirth  
»zum silbernen Schwerdte ist mein  
»Feind, dem ich unter allen Sterblichen  
»einen Gast wie diesen, am liebsten  
»gönnte. Ich unterrichtete den Herrn  
»was er zu thun hatte, mit der schärf-  
»sten Drohung, ihn bey Wasser und  
»Brod einsperren zu lassen, wenn er  
»nicht meiner Vorschrift buchstäblich  
»folgen würde, und ich muss ihm rühm-  
»lich nachsagen, dass er seine Rolle  
mei-

» meisterlich gespielt hat. Er liess zufol-  
» ge meiner Anleitung den Gastwirth aus  
» dem Schwerte rufen und sagte zu ihm:  
» » Herr! ich bin ein kranker Mann, der  
» » hier nun schon fünf Wochen logirt und  
» » seine Leute erwartet, ich brauche we-  
» » nig Bedienung und bezahle raisonna-  
» » ble, allein weil ich krank bin, so ver-  
» » nachlässigt man mich, ich möchte also  
» » gern ausziehen und bey Ihnen logiren,  
» » wenn Sie mir ordentliche Bedienung  
» » versprechen? » » — » Hier trat ich ins  
» Zimmer und griff erst den Herrn Mit-  
» bruder heftig an, dass er mir meine  
» Gäste entführen wollte, darauf ent-  
» schuldigte ich mich bey dem fremden  
» Herrn, bat um Verzeihung, wenn Feh-  
» ler vorgegangen wären, und versprach,  
» mich zu bessern. Seine Gnaden möch-  
» ten nur meinem Hause nicht den  
» Schimpf anthun es zu verlassen » —  
» aber er war unerbittlich, warf mir et-  
» liche derbe Brocken zu, die mich bald  
» selbst aus meiner Rolle geworfen hät-  
» ten und fragte trotzig, ob er mir et-

*Walters Leben.*

T

» was schuldig sey, daß ich mich unter-  
» stehen wollte ihn aufzuhalten? Worauf  
» ich nach unserer Abrede äußerst pro-  
» testirte, für gute Zahlung dankte und  
» nochmals bat, sichs noch ferner bey  
» mir gefallen zu lassen; allein er blieb  
» standhaft. Mein Gegner Gastwirth  
» siegte zu meinem unaussprechlichen  
» Vergnügen und entführte mir den  
» Schlafrrocksherrn im Triumph, nicht  
» ohne Wortwechsel von beiden Seiten.  
» Er ließ den Herrn in einem Tragsessel  
» holen und die Koffer in sein Haus  
» bringen. Nun sind schon wieder vier-  
» zehn Tage verflossen, in denen er den  
» feinen Herrn statlich traktirt hat, und  
» ich warte nur, was er endlich anfan-  
» gen wird, wenn er den Handel merkt.  
» Alsdenn will ich den Schwank bekannt  
» machen, damit ihn die ganze Stadt  
» auslacht. »

Ich bezeugte dem Wirthe meinen Bei-  
fall über seine gute Erfindung, begab  
mich aber in der Stille zum Schwerte  
und ließ mich zu dem kranken Frem-

den führen, welches niemand anders als mein alter Freund Perez war. Ich fand ihn in einem schmutzigen Schlafrocke, dik und fett, ohne den mindesten Anschein von Krankheit, und zwar mit der Miene eines reichen Wechslers dem nichts abgeht. —

»Aber um Gotteswillen, Freund Perez! wie kommst Du in den Zustand, in dem ich Dich hier finde?«

»Davon wäre viel zu erzählen, aber wo kommst Du hierher? Ich habe Dich zwar schon lange erwartet, denn ob ich gleich nicht eigentlich wußte, daß Du selbst kommen würdest, mich aus meiner Verlegenheit zu ziehen, so wußte ich doch, daß das Ding bald ein Ende nehmen müßte; ich fing an es herzlich müde zu werden.«

»Ist's möglich, daß Du so sorgenlos bey diesen Umständen auf den bloßen Zufall warten konntest?« —

»Freund! wenn ich, da ich noch stürzte, in Schuldenlast verfallen war, und meiner Mutter recht ängstlich um

»Geld schrieb, antwortete sie mir sehr  
»weitläufig auf alles andere, entledigt-  
»te sich aller Grüsse von Schwägern  
»und Gevattern und berichtete mir alle  
»Neuigkeiten von Hause, diesen Punkt  
»fertigte sie aber allezeit nur mit der  
»kurzen Sentenz ab: Da wird Dich  
»schon irgend ein guter Zufall heraus-  
»ziehen; und das traf immer zu. Nun  
»hab ich's auch darauf ankommen las-  
»sen, mich im Schlafrocke hingesetzt  
»und darauf gewartet. Jetzt kominst  
»Du, ich hoffe Du wirst mich kleiden  
»und meinen Wirth bezahlen, damit  
»ich mich wieder zurück in die Resi-  
»denz verfügen kann, denn weiter brau-  
»che ich nichts.»

Die ganze Geschichte meines Freun-  
des war diese: Er hatte bey einem Ge-  
sandten als Sekretar gestanden, welcher  
zurückgerufen wurde. Perez kam mit  
ihm, in die Hauptstadt, da gab man  
ihm, weil er nicht sogleich unterzubrin-  
gen war, einstweilen ein pädagogisches  
Amt, welches dem Freunde Perez nicht

gefießt. Er dünkte sich wie ein spanischer Hengst am Phuge, und machte als ein solcher mächtige Seitensprünge. Der Minister, der ihm geneigt war, suchte ihn zu beruhigen, und versprach, ihn wieder zum *Corps diplomatique* zurück zu bringen, sobald nur etwas vakant seyn würde; aber Perez wollte das nicht abwarten, er gedachte sich selbst zu helfen, zu zeigen was er vermöge, und sich durch ein grosses Werk auf einmal in die Höhe zu schwingen. Er schrieb ein *Opus*, welches er dem berühmten *Esprit de loix* an die Seite setzte, und brachte dem Minister das Manuskript, der es durchlas und ihn väterlich vermahnte, diese unreife Geburt noch neun Jahre maturiren zu lassen und täglich daran zu feilen, alsdenn möchte doch wohl vielleicht etwas leidliches daraus werden. Eine so unbillige Recension, die dem Minister meiner Meinung nach nur der Neid eingeben konnte, wirkte auf den Autor wie Belladonna; er verlor ganz die *Tramontane*, verließ seinen

Posten, wendete seinen ganzen geringen Geldvorrath dazu an, das Buch auf seine Kosten drucken zu lassen, ging damit auf die Leipziger Messe um es für baares Geld abzusetzen — und fand nicht einen einzigen Käufer weder zu einzelnen noch zu allen Exemplaren. Es ging ihm, wie nachmals der berühmten gelehrten Buchhandlung und Verlagskasse aus Dessau. Äußerst aufgebracht und unzufrieden mit der geschmacklosen, undankbaren Welt, verließ Perez Leipzig und wendete sich nach dem Reiche, so wie Pastor Reich, der berühmte Unternehmer der gelehrten Buchhandlung, nach Amerika. Da er aber in eine Art von Stumpfsinn verfallen war, der ihm alles gleichgültig machte, so blieb er unterwegs überall lange liegen und verstieg sich so mit seinen Zehrungskosten, daß ein Stück seiner Habschaft nach dem andern dahin ging. Nun glaubte er sich ein Ansehn geben zu müssen. Da er weder Rock noch Weste mehr hatte, machte er be-

kannt, dass er *en bonnet de nuit et en robe de chambre* zu reisen entschlossen sey, so wie ehedem der berühmte Diderot, — dem er sich, zwar eben nicht an Atheismus, aber doch an Witze gleich zu seyn dünkte, — nach Russland. Zu Hanau kehrte er im Gasthöfe zum Riesen ein, und da der Herr Lieutenant Riegelmann, der damals Besitzer dieses Gasthofs war, die Umstände des ehrlichen Perez geschwinder witterte, als in der Folge sein Wirth zu Mainz; so wollte er ihn gratis auf seinem eignen Phaeton nach Frankfurt führen. Aber Perez trug billiges Bedenken, in seinem dermaligen Kostume in einem Wagen einen öffentlichen Einzug in diese berühmte Kaiserl. freye Reichs- und Wahlstadt zu halten, sondern entzog sich noch eine Zeitlang seinen dortigen Freunden, und ging auf Kosten des Herrn Riegelmann zu Wasser nach Mainz, ohne sich einmal am Wasserzolle zu Frankfurt dem Zöllner, der sein guter Freund war, zu erkennen zu geben. Der

Schwank mit dem Wirth im Könige von England, der seinen in ihm versteckten und so lange brach gelegenen Gilblasischen Taleinten so analog war, weckte endlich des Helden schlummernde Thatkraft wieder auf. Er wendete sich schriftlich an den Minister, wurde zu Gnaden aufgenommen und durfte zurückkommen. Auch hatte er verschiedene Briefe an mich nach Wien geschrieben, die ich nicht empfangen hatte, aber nun persönlich beantwortete.

Ich brachte gleich sein Kreditwesen im Schwerte in Ordnung und wollte auch den Wirth zum Könige in England befriedigen. Freund Perez protestirte aber dagegen, weil ihm der Mann unhöflich begegnet sey, in den letzten Tagen an der Atzung Abbruch gethan und auch sogar — welches er unchristlich fand — in Mainz, dem Sitze des besten Weins, nur Bier zum Tischtrunke gereicht habe. Gegen so gute Gründe konnte ich nichts einwenden. Ich setzte indessen Schneider und Schuster in Bewe-

gung, und beredete den Baron, so lange in Mainz zu bleiben, bis ich meinen Freund fähig gemacht hatte, wieder unter Menschen zu erscheinen. Er reisete des Abends ab, und wir den Morgen darnach. Der Minister, der ihn gnädig aufnahm, beförderte ihn nach einiger Zeit, und da er ohne Zweifel dies Buch lesen wird; so bitte ich ihn hiermit öffentlich, der lieben Wahrheit die Ehre anzuthun und mir nicht etwa den Schlafrack abzuläugnen.

## DAS DREY UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

*Waller's Freundinn stirbt.*

Eliche Tage nach dieser Begebenheit kamen wir glücklich auf der Burg meines Reichsfreyherrn an. Dame Ziegelstein war mir ganz unkenntlich geworden, denn ihr ganz ausgetrockneter Körper zeigte Merkmale einer schon weit fortgerückten Auszehrung. Aber Verstand und Herz waren noch in der alten Verfassung. Das gute Weib empfing mich mit Thränen der Freundschaft und Liebe, wiewohl dermalen nur einer mütterlichen. Sie stellte mich der Baroninn vor und der schönen Kordula, die meine sehr gespannte Erwartung noch weit übertraf. Wie ich alles etwas geschwind zu thun pflege; so verliebte ich mich auch geschwind. Aber die Schöne, die Vorkenntniß von den Absichten hatte, die mit uns ausgeführt werden sollten, zeigte nichts das meiner Hoffnung schmeicheln konnte, auch

nicht einmal jungfräuliche Verlegenheit  
Sie empfing mich munter und freund-  
schaftlich, erinnerte sich sehr lebhaft man-  
cher Begebenheit ihrer Kinderjahre in  
Hanau, wobey ich zugegen gewesen  
war, und war gern in meiner Gesell-  
schaft; aber sie dämpfte durch eine ge-  
wisse naïfe Höflichkeit, die mir Kälte  
schien, so ziemlich meine brausende Liebe.  
Diese Art mit mir umzugehen, die mir  
gar nicht anstand, dauerte lange Zeit,  
und ob ich mir gleich alle Mühe um  
das Herz der Schönen gab, auch von  
dem ganzen Hause kräftig unterstützt  
wurde und mich sogar, gegen meine  
Gewohnheit, durch den Anstand von  
Würde, den fein's Liebchen bey allen  
Zeichen der Freundschaft geltend zu  
machen wußte, in das Bockshorn der  
Ehrerbietung jagen ließ; so konnte ich  
ihr doch kein Zeichen der Liebe abge-  
winnen oder mich des geringsten Ein-  
drucks auf ihr Herz rühmen.

Nachdem ich edliche Tage ganz mei-  
ner Freundinn gewidmet hatte, nach-

dem wir wechselseitig alles abgesprochen hatten was uns auf dem Herzen lag, und sie mich von den Verhältnissen der Familie im Hause unterrichtet, auch, was meine Liebe anbetraf, ihres Beystands versichert hatte, wollte ich nun dem Baron nützlich werden, und sehen wie ich ihm seine Grofsmuth durch Dienste vergelten, und mich überhaupt im Hause beliebt machen könnte. Der alte Herr hatte einen soliden Charakter, er war, wie man wird gemerkt haben, nicht leicht zur Freundschaft zu bewegen, wenn er sich aber einmal dazu verstand, so war auf ihn zu bauen, und ich erinnere mich nicht, ihn auch nur ein einzigesmal, in Bezug auf mich, diesem Grundsatze untreu erfunden zu haben. Die Baroninn war im strengen Verstande ein gutes Weib, die an aller Menschen Glück und Unglück von Herzen freudigen oder traurigen Antheil nahm, auch wenn es auf Unterstützung der Armuth ankam, ihren Beutel nicht schonte, die also im Grunde ein gutes Herz, dabey

aber einige menschliche Fehler hatte, welche viele Behutsamkeit bey ihrem Umgange nothwendig machten. Sie liebte die Schmeicheley, liess sich nicht gern widersprechen, mochte immer gern Fehler an ihrem Gemahle finden, und setzte bisweilen den Dritten in Verlegenheit, wenn sie ihn bey ihren häuslichen Zwischen zum Richter aufforderte. Sie hörte es gern, wenn man ihre Reste der Schönheit lobte, und konnte es nicht wohl vertragen, dass man von alten Weibern sprach, wenn auch die Rede gar nicht von ihr seyn konnte. Adelstolz besaß sie gar nicht und hielt weit weniger auf das Ceremoniel als ihr Herr, aber ihre persönlichen Verdienste wollte sie nicht verkannt wissen. Man kann leicht denken, dass es kein Geringes war, in meiner Lage und bey meiner Laune die Gunst dieser Frau zu gewinnen und zu erhalten, ohne ihrem Manne zu nahe zu treten; und doch erförderten meine Absichten ihren Schutz und Beistand. Ich würde gewiss tausendmal angesto-

lsen haben, wenn mich nicht meine Freundinn im Voraus mit dem originalen Charakter dieser Frau bekannt gemacht und nicht bey jedem besondern Anlasse mit Worten oder Winken gewarnt hätte. Durch solche Unterstüzung war ich aber so glücklich, bald ihre ganze Gewogenheit zu erhalten, ohne das ich bey dem Baron etwas verlohr. Sie war es die meiner Liebe den meisten Vorschub that, sie war aber auch der Meinung, dem Mädchen freyen Willen zu lassen und nicht eher zur priesterlichen Verbindung zu schreiten, bis man von ihrer Gegenliebe überzeugt wäre; und davon fanden sich bis jetzt leider! wenig Spuren.

Indessen machte ich mich über des alten Herrn Papiere. Ich brachte etwas in sein Kabinett das noch nie darinn gewesen war, nemlich Ordnung. Ich sonderte seine Prozeßschriften von den andern ab, das heifst, die wichtigen von den weniger wichtigen. Denn Prozeßschriften gehören wohl, die Stammbäu-

me und Familien Nachrichten ausgenommen, zu den wichtigsten Papieren der meisten Reichsritter; und fast immer greifen Stammbäume und Familienpakte mit den Prozeßakten in einander. Bisher hatte hier vieles in der allgemeinen Unordnung der Papiere geschlummert. Ich schrieb nun nach Wetzlar und an andere Orte, wo in Herzöglichen und Fürstlichen Gerichtshöfen die eingeschlummerte Justiz und ihre Diener und Gehülfen geweckt werden mußten. Kurz, ich wußte mich so nützlich und nothwendig zu machen, daß ich in den Augen meines Barons einen Werth bekam, der nach seiner öftern Äußerung mit der Summe, die er mir jährlich versprochen hatte und richtig bezahlte, keinen Vergleich litte. Dieses Lob griff mich auf einer schwachen Seite an, die der geneigte Leser schon an mir wird bemerkt haben. Ich dünkte mich etwas. Ich wollte mich nun auch der Landwirthschaft annehmen und machte dumme Streiche, die ein weises Ansehen hat-

ten. Ich las ökonomische Bücher, machte daraus Versuche die mir mißlangen und den Wirtschaftsbeamten und Bauern reichlichen Stoff zum Spott und Gelächter gaben. Das einzige, was mir Ehre und meine ökonomischen Censor res eine Zeitlang zum Schweigen brachte, waren Ziegelhütten, die ich an verschiedenen Orten in des Barons Gebiete, wo viel Holzung war, anlegen ließ, und zwar nach dem Modelle der Altenburgischen, das noch in meiner Idee schwebte, und Vortheile vor den hier gewöhnlichen hatte. Auf diese Art lebte ich Jahr und Tag und ward im ganzen Hause geschätzt und geehrt, nur von der schönen Kordula nicht so geliebt wie ich wünschte. Ihre vermeinte Mutter gab sich alle Mühe, sie über mich auszuforschen Sie sagte mir oft: »Ich weiß »genau, daß das Mädchen keiner Ver- »stellung fähig ist, und daß sie mir nichts »verbirgt was in ihrem Herzen vorgeht. »Sie sagt immer, daß sie alle mögli- »che Freundschaft für Sie spüre, aber

von

» von eigentlicher Liebe will sie nichts  
» wissen, und die Baroninn, die sie hei-  
» fsig beobachtet, findet auch nicht die  
» Kennzeichen, aus der sich mehr als  
» Freundschaft schliessen liesse; allein  
» das Mädchen gesteht, dass sie keine  
» Abneigung habe, und bereit sey, Ih-  
» nen ihre Hand zu geben, wenn ich  
» als ihre Mutter, und die Baroninn es  
» schlechterdings haben wollten. » Damit  
war mir nicht gedient, eben weil ich  
glaubte Liebe zu verdienen. Ich woll-  
te eine Frau die mich liebte, und war  
mit mir selbst unzufrieden, dass ich es  
nicht dahin bringen konnte, ihr wenig-  
stens einige Vertraulichkeit abzugewin-  
nen; vielmehr wulste sie mich sehr ge-  
schickt in Respekt zu erhalten, und sie  
war auch schon in den Jahren, dass man  
sie nicht mehr als ein Kind behandeln  
konnte. Leider! musten einige trauri-  
ge Begebenheiten vorhergehen, ehe sich  
die Sache näher aufklärte. Madame Zie-  
gelstein wurde bettlägerig und die Ärz-  
te berechneten ihre noch übrige Lebens-  
Waller Leben.

zeit sehr kurz. Ich und ihre Tochter wichen nicht von ihrem Bette, und sie sagte oft genug, daß sie vergnügter sterben würde, wenn sie uns verbunden sähe. Die Schöne willigte auch ein, aber ich merkte Zwang und wollte mich nicht der Augenblicke ihres Schmerzes zu meinem Vortheile bedienen. Ich beruhigte meine sterbende Freundinn, mit der Versicherung, daß wir in dieser traurigen Verfassung an keine Verbindung denken könnten, und nachdem ich ihr noch in Geheim versprochen hatte, der Kordula niemals zu entdecken, daß sie nicht ihre Mutter sey, verschied sie unter dem gewöhnlichen Zuspruche des Pastoris loci, der alsdenn auch bey der Beerdigung ihrem tugendsamen Lebenswandel nach Gebühr und für die Gebühr Gerechtigkeit wiederauffahren ließ. Nun wußte von dem Geheimnisse weder Kordula selbst noch ein anderer, ausser ich und die Baroninn, der aber auch nicht bekannt war, daß ich davon wußte. Ich rückte zwar nach diesem

Todesfalle tiefer in das Vertrauen des armen Kindes, sie schüttete ihre Klagen in meinen Busen und schloß sich fester an mich, aber ich spürte immer nur Zeichen der Freundschaft und keines der Liebe. Auch das war mir indessen tröstlich genug und stärkte meine fast verloschne Hoffnung. Das kleine Gelertsche Verslein war mir noch aus meinen Jugendjahren im Kopfe:

Was heute Freundschaft war,  
Kann morgen Liebe werden.

und ich suchte wie ein kluger General nach und nach Terrain zu gewinnen, als sich die Scene auf einmal veränderte und ein neuer Trauerfall eintrat, der die wichtigsten Folgen für meine Liebe und zeitliche Glückseligkeit hatte.

Etwa drey Monate nach dem Tode meiner Freundinn fing sich die Baroninn an zu klagen und wurde von Tage zu Tage schwächer, ohne dass die Ärzte ihrer Krankheit einen Namen zu geben wussten. Der Arzt, der auf den Gütern

des Barons das Physikat versah, war ein grundgelehrter Mann. Er hatte in Wien und Straßburg studirt und vortreffliche Zeugnisse von da mitgebracht, schmeichelte sich auch mit der Hoffnung, auf eine oder die andere dieser hohen Schulen noch einmal als Professor berufen zu werden. Er wußte, was da in der Arzneykunde zu lehren wäre, an Fingern her zu erzählen. In seinem Kopfe war alles in der schönsten Ordnung aufgestellt, alles nach Systemen und Tabellen, so daß er alle Augenblicke fertig war ein *Examen rigorosum* auszuhalten. Was aber ausser diesem systematisirten Vorrathe noch in der Welt vorging, davon wußte er nichts. Die menschlichen Krankheiten und physischen Gebrechen waren bey ihm klassifizirt wie etwa die Kräuter beym Linnäus. Wenn ihm nun eine Krankheit vorkam, die von den in seinem Systeme spezifizirten abzuweichen schien, so brachte er sie gleich unter dem Titel der nächsten Rubrik, kurierte sie darnach systematisch, und wenn der Kran-

ke noch andere Symptömen angab als die, welche sein Lehrgebäude voraussetzte; so lächelte er, und sagte leise mit aufgehobnem Zeigefinger: das Gefühl des Patienten irre sich. Mit einem Worte, er kurte nicht auf die Krankheit des Patienten, sondern auf die, die im Buche stand, und wenn er in der Behandlung fehlte, so war nicht er, sondern der Kranke daran Schuld; der sich unterstand eine Krankheit zu haben, der sein System keinen Namen gegeben hatte. So ging es auch mit der Krankheit der Baroninn. Nach des Doktors Meinung hatte sie nicht viel zu bedeuten, es war ein verlarvtes kaltes Fieber; die Kranke wurde darnach behandelt und spürte dem Systeme unsers Doktors zum Trozze keine Besserung, die sie doch nach dessen Regeln hätte spüren sollen. Indessen da sie auch nicht so merklich schlimmer wurde, dass der Äskulp die Krankheit unter einer andern Rubrik hätte suchen können; so klagte er nur über die Hartnäckigkeit des Übels und vertröstete

uns auf bessere Witterung, die bey seinen Arzneyen mitwirken sollte. Die Kranke musste schon glauben, dass der Doktor besser als sie selbst wissen müsse was ihr fehle, und unterwarf sich willig seiner Verordnung; sie glaubte aber doch zu fühlen, dass ihre Krankheit etwas mehr zu bedeuten hätte, und fiel der Hoffnung, mit der man ihr schmeichelte, nicht sehr zuversichtlich bey. Man sah deutlich, dass sie bey allem Troste gleichgültig blieb, und Kordula, die sie Tag und Nacht nicht verließ, klagte mir in Geheim mit Thränen, wie wenig Gutes sie aus der Melancholie und stillen Schwermuth der Baroninn prophezeye. Der Baron war sehr gerührt, ich selbst litt, und niemand war ruhig als der einzige Doktor, der uns versicherte, dass er in dem bekannten Beckenhäusel, einem Spitale zu Wien, viel hundert Kranke von dieser Krankheit habe gesund machen helfen, und dass ganz andere Zeichen erscheinen müsten, wenn Gefahr vorhanden seyn sollte.

## DAS VIER UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

*Waller lässt sich einen Roman erzählen und  
heurathet.*

Kordula wischte keinen Augenblick von der Kranken, und schwächte ihre Gesundheit durch vieles Wachen. Die Baroninn, gerührt über diese zärtliche Sorgfalt, wollte sie nicht in so strengem Verstande zur Krankenwärterinn haben, und nöthigte ihr an einem Abende, da wir alle um das Krankenbette saßen, das Versprechen ab, die künftige Nacht auszuruhen, in ihrem Bette zu schlafen und sie der Wartung einer alten Kammerfrau zu überlassen, die auch Kordula hieß. Es kostete uns alle Mühe sie zu überreden, aber doch versprach sie's endlich und ging mit kennbarem Zwange aus Gehorsam auf ihr Zimmer. Als ich nun kurz darauf der Patientinn gute Nacht wünschte, drückte sie mir die Hand und bat mich leise, nicht zeitig

schlafen zu gehen, weil sie noch nach mir schicken würde. Wirklich erschien auch um Mitternacht die alte Zofe, mich zu holen, und die Baroninn entdeckte sich mir mit folgenden Worten:

»Lieber Waller! ich will Ihnen die Geheimnisse meines Herzens aufschließen, denn ich habe Sie zu meinem Rathgeber erwählt in der großen Verlegenheit worinn ich mich befindet. Meine Tage gehen zu Ende, das fühle ich, aber ich bin, wenn ich auch gedenken sollte, an der Periode meines Lebens, wo ich Schritte thun muß, die ich ohne den Beistand eines klugen und redlichen Freundes nicht wagen darf, und dafür halte ich Sie. Ich muß Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen, und mich Ihnen ganz anvertrauen, damit Sie in den Stand kommen, mir so zu ratthen wie es die Wichtigkeit der Sache erfordert.«

»Ich war die einzige Tochter sehr reicher Eltern, die mich als ein Kind von zehn Jahren elternlos hinterliessen.

»Mit meinem Vater starb die männliche Linie unsers Hauses ab, und die Güter fielen dem Lehnsherrn anheim, aber mein Vater hatte gesorgt, und für mich nicht nur ein ansehnliches Vermögen in Kapitalien angelegt, sondern auch Allodialgüter angekauft; so, dass alles zusammen mich zu einer der reichsten Partien in unserer Gegend machte. Dieses war der Anlass, dass mein Vormund, ein Reichsritter von dem nemlichen Kanton, zu dem mein Vater gehörte, mich erzog, um seinen Sohn zu heurathen, der damals auswärts studirte. Man unterrichtete mich zeitlich davon. Es war eine ausgemachte Sache, von der ich glaubte, dass sie gar nicht anders seyn könnte; auch war es auf unserm Schlosse keinem weiblichen Geschöpfe unbekannt, und alle schwatzten nur von dem jungen Baron, seinen herrlichen Eigenschaften und meinem künftigen Glücke. Indessen, ob ich gleich das alles glaubte und mir die Aussichten, die

»man mir vormalte, ganz wohl gefal-  
»len ließ, so gefiel mir doch auch ein  
»junger Mensch meines Alters, der  
»Sohn eines Wollhändlers aus dem Städt-  
»chen, bey dem wir wohnten, den man  
»unter den jungen Leuten des Orts aus-  
»gewählt hatte, mit mir tanzen zu ler-  
»nen. Der junge Mensch schlich sich  
»in meine Gunst, ich war auch über-  
»zeugt von seiner Liebe, und obgleich  
»unser kindisches Alter und der Ab-  
»stand zwischen meinem und seinem  
»Stande keinen förmlichen Liebeshan-  
»del zuließ, so liebte ich ihn doch sehr,  
»sah aber meine entworfne Heurath für  
»so unvermeidlich, und eine Verbindung  
»mit diesem jungen Menschen als so un-  
»möglich an, daß es dabey blieb.  
»Da nun unsere Tanzperiode vorüber  
»war, wir uns wenig sahen, mein Vor-  
»mund kurz darauf starb, und sein Sohn  
»nach Hause kam; so gab ich diesem  
»ohne den geringsten Widerstand mei-  
»ne Hand und lebte mit ihm so glück-  
»lich, als man mit einem Manne lebt,

» den man zwar nicht liebt, aber leiden  
» kann, der seine Frau gut behandelt,  
» und ohne ein grosser Geist zu seyn,  
» kein Dummkopf ist. Er liebte mich,  
» soviel ich merken konnte, nicht mehr  
» als ich ihn; weil er aber höflich und  
» so wenig von sich selbst eingenommen  
» war, daß er seine Einsichten den mei-  
» nigen nachsetzte, so lebten wir so  
» ziemlich vergnügt. Doch nur drey  
» Jahre, denn er stürzte mit dem Pfer-  
» de, starb und hinterließ keinen Erben.  
» Seine Familie wollte mich wieder an  
» einen aus ihrem Mittel verheurathen.  
» Ich war aber nun klüger geworden,  
» bedankte mich der Ehre, zog auf eines  
» meiner Allodialgüter, und genoss da  
» die Herrlichkeit des Standes einer jun-  
» gen unabhängigen reichen Wittwe, die  
» jedermann verehrt, der jedermann  
» Schmeicheleyen vorsagt, und die alles  
» hat, thun und befehlen kann was sie  
» will. In diesem Zustande wollte ich  
» bleiben, aber ich fühlte bald und hat-  
» te es schon bey Lebzeiten meines Ge-

» mal als gefühlt und unterdrückt, daß  
» mein Herz sich nach etwas sehnte, ob  
» es gleich nicht so völlig in meinem  
» Kopfe entwickelt war, daß das Liebe  
» sey, was in mir unentwickelt lag.

» Zu der Zeit fuhr ich einst in der  
» Herbstmesse nach Frankfurt, da traf  
» sich's, daß ich in einen Kaufladen  
» trat um mir einige Stoffe zu kaufen.  
» Einer von den Kaufdienern kam mir  
» entgegen, küßte mir ehrerbietig die  
» Hand, und dieser war nach näherer  
» Explikation kein anderer als mein ehe-  
» maliger Tanzschulkamerad, jetzt ein  
» schöner junger Mensch. Ich will Ih-  
» nen nicht erst erzählen, was ich bey die-  
» sem Handkusse empfand, und was bey  
» einigen Zusammenkünften vorfiel, die  
» wir mit einander hatten; genug ich  
» versah meinen Liebhaber, denn das  
» würde er förmlich, mit Gelde, und da  
» ihn auf dem Gute, wo ich nun wohn-  
» te, niemand kannte, so ließ ich ihn  
» kurz darauf zu mir kommen, nachdem  
» ich inzwischen alle meine Bedienten,

»die ihn in Frankfurt bey mir sahen,  
»abgedankt hatte. Er kam unter dem  
»Namen eines jungen Rechtsgelehrten,  
»der meine Papiere in Ordnung brin-  
»gen sollte, und wohnte auf meinem  
»Schlosse. Dieser junge Mensch hieß  
»Ziegelstein — soll ich alles sagen! —  
»er war der Vater der Kordula, — und  
»ich — bin ihre Mutter!» — — —

Bey diesem Worte hörten wir hinter der spanischen Wand einen lauten Schrey, und da ich geschwinde zulief, fand ich da unsere Kordula ganz kraftlos. Das gute Kind hatte entfernt von der Baroninn nicht schlafen können, und war aufgestanden um zu sehen ob ihr nichts fehlte? hatte die Leute im Vorsimmer schlafend gefunden, und war durch die Garderobe, von der die Thür offen stand, bis zu der spanischen Wand geschlichen, wo sie über meine Gegenwart stützte, und eben zu rechter Zeit ankam, um die gemeldeten Worte der Baroninn zu hören — Mein Pinsel ist nicht gewöhnt, empfindsame Scenen zu

schildern. Leser, die Gefühl haben, können sich das denken, was hierauf erfolgte; mir aber war gar nicht wohl bey, weil ich für beide Frauenzimmer alles befürchtete, was so eine heftige Erschütterung der Lebensgeister bey einer kranken und einer empfindsamen Person nach sich ziehen muss. Doch weidete sich meine Seele an iliren wechselseitigen Liebkosungen, und ich brachte es nach und nach dahin, dass beide ruhiger wurden. Aber nun folgte eine andere Scene: Ich bat die schöne Kordula, vorläufig verschwiegen zu seyn, und sich jetzt auf ihr Zimmer zu begeben, damit ich die Erzählung völlig aus hören und meinen Rath darnach einrichten könnte. Zu beiden war sie willig, kehrte aber, indem sie nach der Thüre gehen wollte, kurz um und sagte unvermuthet: »Gnädige Frau! Sie haben mich zu der Zeit, da ich von dem Glücke ihre Tochter zu seyn noch nichts wusste, sehr eifrig angelegen, »dem Herrn Waller mein Herz und

»meine Hand zu geben, ich hatte damals Ursachen ihm beides zu verweigern, aber nun, wenn sie noch so denken, wie ehedem, verspreche ich ihm beides feyerlich und gestehe, dass er mir niemals gleichgültig war, erlauben Sie aber, dass ich nur allein ihm die Ursachen meiner zeitherigen Weigerung offenbaren darf.« Diese Ursachen soll auch der Leser zu seiner Zeit erfahren, genug, wenn ich jetzt sage, dass die Baroninn eine herzliche Freude über dieses Geständniß hatte, ihre Tochter küßte und ihr befahl, auch mir den ersten Kuß zu geben, den ich mit Entzückung annahm, und nach verliebter Männer Sitte und Brauch mit Wucher zurückgab.

»Nun, fuhr die Baroninn fort: Wie sollich die Folgen beschreiben! — Verstohlene Liebe ist unbedachtsam! Ich war ausser mir, als ich die Folgen meines Umgangs mit dem jungen Ziegelstein spürte, denn meine Ehre und mein guter Namen stand auf dem Spiele.

Doch es mußte ein Entschluß gefaßt  
»werden. Mein Geliebter ging auf ei-  
»nige Zeit von mir, um Verdacht zu  
«vermeiden. Ich gebahr Ihre Braut  
»auf meinem Schlosse, unter dem Bei-  
»stande der alten Kordula, der Frau mei-  
»nes Kutschers, die noch bey mir ist,  
»und kein Mensch wurde etwas ge-  
»wahr, denn es war alles schon zur  
»Bewahrung des Geheimnisses vorberei-  
»tet. In der Nacht darauf als ich nie-  
»dergekommen war, führte der alten  
»Kordel Mann seine Frau mit dem  
»Kinde in ein Dorf auf dem Vogels-  
»berge, dessen Pfarrer es ohne Nach-  
»frage gegen gute Bezahlung tauftet,  
»und darauf wurde es in ein anderes  
»Dorf gebracht, wo schon lange vor-  
»her ein säugendes Bauerweib bedun-  
»gen war, die es in ihre Pflege nahm.  
»Kordula hat meine Tochter aus der  
»Taufe gehoben, und ihr ihren eignen  
»Namen geben lassen. Unter der Zeit  
»ward vorgegeben, daß ich an einer  
»Krankheit betlägerig sey, ich ward  
aber

» aber bald wieder gesund, mein Lieb-  
 » haber kam zurück, und wir machten  
 » einen festen Plan künftiger Vereini-  
 » gung. Er hatte auf Schulen so viel  
 » gelernt, daß er nur ein paar Jahre ei-  
 » ne Universität zu bestehen brauchte,  
 » um wirklich ein Rechtsglehrter zu  
 » werden, für den er sich jetzt nur aus-  
 » gab, und sollte alsdenn bey mir förm-  
 » lich als Amtmann oder Gerichtshalter in  
 » Dienste treten, und auf meinem Schlos-  
 » se wohnen. Wir wollten unsern Lieb-  
 » behandel immer so in Geheim fort-  
 » setzen, unsere Kinder, wenn wir meh-  
 » rere erhielten, so wie dieses, entfernt  
 » erziehen lassen, und über sie, wenn sie  
 » älter würden, fernere Veranstaltung  
 » mit meinem Vermögen für ihr künf-  
 » tiges Schicksal treffen.

» Mein Geliebter ging erst nach Gie-  
 » lsen, von wo er nicht weit zu mir hat-  
 » te und mich alle Wochen besuchte, ver-  
 » säumte aber dadurch nicht wenig in  
 » seinem Studiren, an dem er viel Ge-  
 » schmack gewann. Er legte sich neben

»dem Hauptstudium auch auf Sprachen  
»und allerley andere Wissenschaften, so  
»dass er einige Jahre in Giesen zubrach-  
»te, ohne mit seinen da erlangten Kennt-  
»nissen zufrieden zu seyn, und endlich  
»für nöthig fand nach Leipzig zu gehen,  
»wohin ich ihn zwar sehr ungern rei-  
»sen ließ, aber doch selbst mein Ver-  
»gnügen an der Hoffnung hatte, ihn der-  
»neinst als einen grossen Gelehrten zu se-  
»hen, wozu er, wie ich meinte, Anla-  
»ge hatte. Da die kleine Kordula zwey  
»Jahre alt geworden war, ließ ich sie  
»in eine französische Pension unter dem  
»Namen Ziegelstein bringen und vorge-  
»ben, ihre Mutter, die Wittwe eines  
»Rechtsglehrten, sey mit einer Dame auf  
»Reisen. Ziegelstein, nachdem er zwey  
»Jahre in Leipzig gewesen war, wollte  
»Doktor werden und zurückgehen. Da  
»ward er gefährlich krank. Ich nahm  
»Post, eilte zu ihm so sehr ich konnte  
»und traf ihn noch kaum am Leben.—  
»Er starb in meinen Armen. — — —  
»Lassen Sie mich, so wenig ich mir

„selbst vergebe, doch seinem Anden-  
ken diese Thräne weihen. — Die  
Reue, die er in seinen letzten Stun-  
den über unsren geheimen Umgang  
bezeugte, das Versprechen, das er mir  
abnöthigte, mich nach meinem Stande  
zu verheurathen und ein regelmässiges  
Leben zu führen, vermehrten meine  
Hochachtung gegen den Mann den  
ich liebte, und machten mir seinen  
Todesfall noch bitterer. Die entschie-  
dene Missbilligung unserer Lebensart,  
die mein Mitschuldiger auf dem Tod-  
bette äusserte, beunruhigte mein Ge-  
wissen. Ich verliess Leipzig sobald ich  
nur konnte, und fuhr bis an die erste  
Stadt, die mir auf einige Zeit zum Auf-  
enthalte bequem schien, um die ersten  
Bewegungen meines Kummers an ei-  
nem Orte, wo ich unbekannt war, in  
der Stille vorübergehen zu lassen. Nie-  
mand war bey mir als die alte Kor-  
dula, der alle meine Geheimnisse be-  
kannt sind. Ich blieb also einige Wo-  
chen in Naumburg, wo ich das Glück

»hatte, Ihre verstorbene Freundinn ken-  
»nen zu lernen, und sie von da mit mir  
»hinwegzuführen. Ich bewog sie, den  
»mir werthen Namen Ziegelstein anzu-  
»nehmen. In welchen Stürmen war  
»damals mein Gemüth! Ich entwarf,  
»um mich zu beruhigen, den Plan, den  
»ersten Freyer, gegen den ich nichts er-  
»hebliches einzuwenden hätte, zu heu-  
»rathen, meiner Kordula ein Vermögen  
»auszusetzen, mit dem sie einmal eine  
»gute bürgerliche Partie treffen könnte,  
»und Ihre Freundinn, weil sie sich für  
»die Mutter des kleinen Mädchens aus-  
»geben musste, zu versorgen; aber auch  
»ihr habe ich nie entdeckt, daß ich die-  
»ses Kindes Mutter sey. Mein gegen-  
»wärtiger Gemahl war der erste, der  
»sich um meine Hand meldete und ich  
»gab sie ihm zufolge meines Vorsatzes.  
»Ich konnte damals nichts mehr für  
»Ihre Braut thun, weil es möglich war,  
»daß ich noch Kinder erhielt, ich hat-  
»te sie aber dem ungeachtet in meinem  
»Testamente unter dem Titel der Freund-

»schaft noch mit einem Kapitale bedacht. Nun aber, da ich keine Kinder habe, mein Gemahl auch ohne Erben ist, unser Vermögen an entfernte Verwandte fällt und ich frey über das meinige disponiren kann, wünschte ich es meinem Kinde zuzuwenden, und bin in Verlegenheit, wie ich mich in dieser Angelegenheit mit meinem Gemahle benehme, weil ich befürchte, dass er die Verschweigung meines Fehltritts hoch aufnehmen wird, und weiss, dass er wegen unsers Nachlasses andere Absichten hat. Das ist es, worüber ich mir Ihren Rath erbitte; denn der Arzt mag sagen was er will, ich fühle dass ich bald sterben werde, und wenn ich auch wieder aufkomme, so ist das doch ein Anliegen, das mir schwer auf dem Herzen liegt und über das ich gern beruhigt seyn möchte.»

Ich dankte der Baroninn für ihr Zutrauen und wünschte nun, dass sich Kordula noch nicht für mich erklärt hätte, weil ich jetzt in den Schein kam,

aus Eigennutz zu handeln. Nach reifer Überlegung schien mir der beste Rath, dem Baron alles getreulich zu entdecken. Ich wußte, daß er meine Kordula väterlich liebte, bereitete ihm also mit Behutsamkeit vor und begleitete ihn zu seiner kranken Frau, die nach der Einleitung, die ich getroffen hatte, ihm selbst die ganze Erzählung wiederholte, welche zwar einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen schien, die er aber doch nicht auf der schlimmen Seite nahm. Er ließ seine Stieftochter kommen, küßte sie, nannte sie sein Kind, und da die Rede von dem Testamente der Baroninn war, worinn sie ihre Tochter zur Universalerbinn ihres Vermögens einsetzen wollte, gab er nicht nur seinen völligen Beyfall, sondern beschleunigte auch unsere Verbindung, welche etwa vier Wochen darnach so feyerlich als es die kränklichen Umstände der Baroninn erlaubten, vollzogen wurde.

## DAS FÜNF UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

*Waller reiset nach Sachsen und macht  
Entdeckungen.*

Wäre mein Buch ein Lustspiel, so könnte der Vorhang zufallen, denn mit der Heurath ist's vorbey; aber damit sind wir noch nicht fertig, es kommen noch wichtige Dinge, die ich trotz der Regel, mit der Heurath zu schließen, (wenn irgend eine vorhanden ist,) zugleich aber auch zur völligen Befriedigung des Lesers nicht übergehen darf. Dahin gehört zuerst dasjenige, wozu ich mich anheischig gemacht habe, nemlich die Offenbahrung der Ursachen einer so schleunigen, fast augenblicklichen Veränderung meiner Kordula und ihres schnellen Übergangs von Freundschaft zur Liebe und Heurath. Diese Ursachen entdeckte sie mir gleich den ersten Tag nach dem Geständnisse ihrer Gegenliebe. So klein die liebenswürdige Person damals noch war, als sie mit

ihrer Pflegemutter in Hanau wohnte, so hatte sie doch bey meinen östern Besuchen gemerkt, daß unter uns ein genauer Umgang obwaltete, und wer weifs wie sehr wir uns blos gegeben haben, da wir bey dem Kinde noch keine Aufmerksamkeit auf uns vermu-theten. Kürz, sie wußte mehr als wir glaubten. So lange sie nun in der Überzeugung stand, daß ich mit ihrer eignen Mutter im Liebesverständnisse gelebt hätte, konnte sie nicht ohne Wi-derwillen daran gedenken, den Liebha-ber ihrer Mutter zu heurathen, und gar nicht begreifen, wie diese sonst gutden-kende Frau eine solche Verbindung wünschen konnte? Sie beklagte ihr Schicksal, da sie mich, wie sie sagte, vom Anfange an wirklich geliebt hätte. Sie hatte aber fest beschlossen, mir ihre Hand nicht freywillig zu geben. So-bald sie aber erfuhr, daß die Person, die meine ehemalige Geliebte war, nicht ihre Mutter gewesen sey, so hörte alle Bedenklichkeit auf, und sie wünschte selbst mit mir verbunden zu seyn.

Ferner habe ich nun zu berichten, daß die Frau Baroninn, meine im Leben liebgewesene gnädige Frau Schwiegermutter, sechs Wochen nach meiner Hochzeit verstarb, welches nach des Arztes Meinung gegen alle Regeln der Kunst geschah; und da wir in den letzten Tagen der Krankheit nöthig fanden, noch einen andern berühmten Arzt kommen zu lassen, der sich mit dem unsrigen über die Krankheit berathschlagte; so habe ich, der ich mit zugegen war, nur soviel gemerkt, daß sich die Krankheit meiner Schwiegermutter in dem klassifizirten Seuchenverzeichnisse unsers Doktors nicht befand, weil ihre Natur ihm den Streich gespielt hatte, sich schlechterdings gar nicht an den Gang zu binden, der ihr in seinem Systeme vorgeschrieben war. Der andere Doktor gab der Krankheit einen schönen griechischen Namen, aber was er dagegen verschrieb, kurierte sie nicht. Die Frau starb, und die Aerzte zankten sich über die Ursache. Ich verehrte die

Frau, und hätte ihr gern ein langes Leben gewünscht, ob mich gleich ihr Tod reich machte; aber das System ihres Arztes setzte ihr ein früheres Ziel.

Ich war ernstlich betrübt über ihren Verlust. Was diese Betrübnis noch vermehrte, war der veränderte Zustand des Barons, der sich schon kurz vor dem Tode seiner Gemahlin anfing, und der sich nach demselben immer mehr und mehr verschlimmerte. Er war trübsinnig und leutescheu, schien an einem schleichenden Fieber zu leiden, und weigerte sich, Untersuchung über seine Krankheit anstellen zu lassen und Arzney zu nehmen. Sein Zustand rührte mich ungemein. Ich war dem Manne sehr ergeben, weil in seinem Herzen ein fester Grund von Ehrlichkeit und Menschenliebe lag, ob er gleich mit etlichen Lagen von menschlichen Vorurtheilen und von Folgen schlechter Erziehung überdeckt war. Außerdem war auch mein Herz voll Dank gegen ihn als meinen Wohlthäter, und für das

grosse Zutrauen, womit er mich von allen andern Menschen unterschied, denn er war sonst gegen jedermann misstrauisch und zurückhaltend. Diese Melancholie des Mannes den ich liebte, verbitterte gar sehr die Honigmonate meines Ehestandes; ich durfte ihn nicht viel aus den Augen lassen, weil sich seine Schwermuth vermehrte, wenn er allein war. Ich ließ mir nicht träumen, daß geheimer Gram an seiner Seele nagete, sondern glaubte nur, daß die zwey Todesfälle Hypochondrie in ihm erregt, und ihm das Bild des Todes etwas zu lebhaft in den Sinn gebracht hätten. Die Kur, die ich dagegen gebrauchen wollte, war Zerstreuung; ich suchte ihm zu einer Reise ins Bad zu bereden, erwartete das Frühjahr und wollte bis dahin alles anwenden, um ihn aufzuheitern. Das gelang mir nicht. Nun glaubte ich, die Krankheit sässe im Unterleibe. Ich wendete mich zu physischen Mitteln, und gedachte ihm die schwarze Galle mit D. Kämpfs Vis-

ceralmethode aus dem Leibe zu jagen. Er wollte sich aber nicht dazu verste- hen, und da ich ihm deswegen etwas stark zusetzte, sagte er mir rund her- aus, daß seine Krankheit eine Gemüths- krankheit sey, die weder eine physische noch moralische Arzney heilen könnte; und damit ich's kurz mache, er gestand mir, daß sein Gewissen von etwas ge- quält werde, worüber ich ihm, nicht ohne Mühe und langwieriges Negoci- ren, endlich folgende Beichte heraus- preste:

„Als mir meine selige Frau das Ge- ständniß ihrer Schwachheiten ablegte, ihren Liebeshandel mit dem Ziegel- stein erzählte, und wie der zu Leipzig gestorben ist, so fuhr mir das wie ein Pfeil durch die Seele. Ich gedachte an meine eigene Sünden, an das, was ich in der nämlichen Stadt begangen habe, und wie leicht es seyn kann, daß ich in jener Gegend auch eine Tochter habe, die vielleicht noch im Elende lebt, oder im Elende gestor-

»ben ist. Ich hätte doch wenigstens  
»neben so für sie sorgen sollen, als mei-  
»ne Frau für die ihrige; und was mich  
»noch mehr quält, ist der Gedanke an  
»das Schicksal der Mutter, die ganz ge-  
»wiss durch mich unglücklich geworden,  
»und vielleicht ums Leben gekommen  
»ist. Sie war ein gutes Geschöpf. Ich  
»studirte in Leipzig, hatte einen Hof-  
»meister, der in Sachsen zu Hause war  
»und mir also in und um Leipzig  
»verschiedene Bekanntschaften machte.  
»Mein Vater hatte mich diesem Men-  
»schen auf seine Seele gebunden und  
»ihm eine grosse Belohnung verspro-  
»chen, wenn er mich glücklich von der  
»Universität zurückbringen würde, denn  
»ich war der einzige Sohn. Unter an-  
»dern besuchten wir oft einen Unter-  
»förster oder Heegereuter ohnweit Skeu-  
»ditz, der uns in der Herbstzeit Ver-  
»gnügen mit dem Krammetsvögelfang  
»erlaubte. In dem Dorfe wo er wohn-  
»te war ein Pfarrer, ein aufgeweckter  
»junger Mann, der eine treuherzige gu-

»te Familie hatte, die uns mit vielem  
»Vergnügen aufnahm und sich eine  
»Ehre daraus machte, uns gastfrey zu  
»bewirthen. Bey diesem Pfarrer lebte  
»ein Fräulein von Winterheim, arm und  
»schön, in die ich mich sterblich ver-  
»liebte. Da ich für meinen Hofmeister  
»nichts geheim hielt, so gestand ich ihm  
»meine Liebe und er verschaffte mir Ge-  
»legenheit mit dem Mädchen, welche  
»etwa 16 Jahr alt war, oft allein zu  
»seyn, mochte auch wohl dem Pfarrer  
»versteckte Winke gegeben haben, daß  
»sich sie als ein reicher Kavalier heura-  
»then und glücklich machen würde.  
»Genug, es verhinderte mich niemand  
»mit meiner Geliebten genau umzuge-  
»hen, und wir brachten beynahe zwey  
»Monate in diesem Dorfe zu, in dem  
»mein Hofmeister mit einer Verwand-  
»tinn des Heegemeisters sein Verkehr  
»trieb, und ich mit der gedachten Fräu-  
»lein, die einfältig genug war, mir, in  
»der Hoffnung meine Frau zu werden,  
»mehr zu erlauben als sie sollte, wo-

»von die Folgen bald sichtbar wurden.  
»Ich liebte das Fräulein so aufrichtig,  
»dass ich fest entschlossen war sie zu  
»heurathen. Mein Hofmeister bestritt  
»meinen Vorsatz und meinte, ich müs-  
»se keinen voreiligen Schritt thun, der  
»meinen Vater äusserst beleidigen wür-  
»de. Dabey blieb's — und ich habe  
»das Mädchen in meinem Leben nicht  
»mehr gesehen. Denn da wir uns vor-  
»bereiteten, wieder aufs Land zu gehen,  
»kam ein Brief von Hause, worin mir  
»gemeldet wurde, mein Vater sey todt-  
»krank. Wir reiseten geschwind ab,  
»ich fand meinen Vater gesund, und  
»durfte mich nicht aufhalten, sondern  
»musste gleich die Reise nach Frank-  
»reich antreten, von der ich erst nach  
»drey Jahren zurückkam. Ich versah  
»zwar meinen Hofmeister, der zurück  
»nach Sachsen ging, mit Briefen, Geld  
»und Aufrägen für meine Geliebte,  
»weil ich in ihm kein Misstrauen setz-  
»te, bekam aber in Paris Briefe, worin  
»er mir meldete, die Schöne habe nicht

»für gut gefunden, seine Zurückkunft  
»abzuwarten, sondern einen Offizier ge-  
»heurathet, der nicht so delikat gewe-  
»sen sey, sich an den kleinen Fehltritt  
»zu stossen. Mich schmerzte die Un-  
»treue und der Leichtsinn des Mäd-  
»chens, ich schlug mir sie aber nach  
»und nach aus dem Sinne. Als ich  
»nach einigen Jahren wieder nach Hau-  
»nse kam, verheurathete mich mein Va-  
»ter mit meiner ersten Frau, und da  
»ich durch den weitern Briefwechsel  
»mit meinem Leipziger Hofmeister ganz  
»überzeugt war, dass meine ehemalige  
»sächsische Geliebte kein Andenken  
»verdiene, so dachte ich auch wirklich  
»nicht mehr an sie. Aber als mein Va-  
»ter im dritten Jahre meiner ersten Ehe  
»starb, und ich seine Papiere durchsah,  
»fand ich Briefe meines Hofmeisters,  
»die in der Zeit meines Studirens in  
»Leipzig geschrieben waren, aus denen  
»ich sah, dass er zu jener Zeit meinem  
»Vater von allem was in Leipzig mit  
»uns vorgegangen war, unterrichtet  
»hat

»hatte, unter andern auch von der Be-  
 »gebenheit mit dem Fräulein, und das  
 »mich mein Vater blos wegen dieses  
 »Händels von Leipzig nach Hause beru-  
 »fen und auf Reisen geschickt hatte.  
 »Endlich fiel mir auch eine Rechnung  
 »in die Hände, worin 5000 Gulden zu  
 »Befriedigung der Fräulein Winterheim  
 »in Sachsen notirt waren. Nun sah ich  
 »gar wohl, dass mich mein Hofmeister  
 »betrogen hatte, und fing an, auch an  
 »der Heurath mit dem Offizier zu zwei-  
 »feln; allein da ich selbst schon verheu-  
 »rathet und überzeugt war, dass man  
 »sich mit dem Mädchen abgefunden  
 »habe, so stellte ich weiter keine Unter-  
 »suchung an, und bin seit der Zeit nie  
 »wieder darauf gefallen, mir die Sache  
 »zur Gewissensangelegenheit zu machen.  
 »Aber nun, lieber Waller! da mir das  
 »Beispiel meiner verstorbenen Frau ge-  
 »zeigt hat, was ich wenigstens für das  
 »Kind hätte thun sollen, wenn ich auch  
 »die Mutter meiner unwürdig gefunden  
 »hätte, nun empfinde ich schwere Ge-

*Wallers Leben.*

Y

„wissenbisse, weil ich befürchte, zwey  
menschliche Kreaturen unglücklich ge-  
macht zu haben, weil mich die Unge-  
wissheit quält, ob wir nicht beide hin-  
tergangen worden sind? ob sie nicht  
vielleicht unschuldig war? und ob sie  
und das Kind tot sind oder noch  
leben?“

„Wäre das letztere,“ antwortete ich,  
„so muss man das Versehene wieder gut  
zu machen suchen. Lassen sie mich  
reisen, Herr Baron! ich bin in Leipzig  
bekannt, und wenn Mutter und Kind,  
oder nur eins von beiden noch lebt,  
so mache ich sie ausfindig, wenn sie  
auch in Auerbachs Keller, aus dem  
D. Faust geritten ist, verschlossen wä-  
ren. Auf! trösten Sie sich! Werden  
Sie wieder munter, ich reise morgen  
ab, so ungern ich mich von meiner  
Kordula trenne, und in vier Wochen  
sind Sie über Ihre Geschichte im Kla-  
ren. Vors erste sagen Sie mir nur,  
ob der Hofmeister noch lebt? wie er  
heisst und wo er ist?“ — Auf die-

se Fragen gab er mir folgende Aus-  
 kunft:  
 »Er heifst Feuerbrand, und hat, ehe  
 »mein Vater starb, in einem Dorfe bey  
 »Dresden auf einem Freygute gelebt  
 »und einen Getraidehändler abgegeben;  
 »das ist alles was ich weifs, und was  
 »aus seinen letzten Briefen an meinen  
 »Vater zu ersehen war. Ich selbst habe  
 »mit ihm nicht mehr korrespondirt,  
 »aber das ist wahr, Freund! der grösste  
 »Dienst, den Sie mir bey meiner jetzi-  
 »gen Gemüthsstimmung leisten können,  
 »ist, wenn Sie durch diese Reise mich  
 »aus meinem Kummer ziehen, indem  
 »Sie mir eine zuverlässige Nachricht von  
 »dem Schicksale meiner ehemaligen Ge-  
 »liebten und ihres Kindes verschaf-  
 »fen. — »Das will ich gewiss,« er-  
 wiederte ich, »hier haben Sie meine  
 »Hand!«

Ich konnte diese Nacht kaum schlaf-  
 fen — so lag mir die Zufriedenheit des  
 Barons am Herzen. Ich suchte meine  
 Kordula wegen dieser Reise zu trösten,

aber sie selbst trüb mich an, das sie die Ursache derselben erfuhr, und nachdem mir der Baron Vormittags noch allerhand Lokalunterweisungen verschiedener dahin gehöriger Schriften und seinen Segen gegeben hatte, reisete ich Nachmittags in einer leichten Chaise mit zwey Postpferden, einem Bedienten und meinem Mantelsacke ab.

Ich nahm Uniwege, weil ich auf einem andern etwas entlegenem Gute des Barons Geld zur Reise zu erheben hatte, und kam den dritten Tag gegen Abend zwischen der trierschen Poststation Würges und der mainzischen Bergfestung Königstein in ein Dorf auf der Höhe, die Glashütte genannt, wo ich mich einige Minuten verweilte. Da fand ich einen sehr mühtern, lebhaften, schon etwas ältlichen kleinen Mann in dänischer Uniform, der nach Homburg vor der Höhe ritt, gleich an meinen Wagen kam und sich so vertraut in ein Gespräch mit mir einliess, als wenn wir einander schon viele Jahre gekannt hät-

ten. Er gab sich zu erkennen, daß er der Oberste Rieger sey, der ehedem so widrige Schicksale am Würtembergischen Hofe erlebt hatte, die er mir in der Kürze mit der muntersten Laune erzählte. Als er von mir hörte, daß ich nach Dresden reisen wollte, rief er: »O da müssen Sie heut in Königstein über Nacht bleiben und bey dem Stadtschulzen einkehren, der ein Wirthshaus hat, denn da werden Sie doppelten Nutzen haben: Sie finden da zwey Originale, mit denen Sie sich die Zeit vertreiben können, den Stadtschulzen und seinen Bruder, zwey Hagestolze, die mit einer auch noch unverheiratheten Schwester Wirthschaft treiben. Das sind originale Kerle; sie haben einen Vetter in Dresden, der ist ihr Steckenpferd — allen Gästen die da einkehren, erzählen sie sehr vieles von diesem Vetter, von seinen Reichthümern und den Herrlichkeiten, die er besitzt, auch bieten sie allen Fremden, die da sagen daß sie nach Dresden gelien, Empfeh-

»lungsschreiben an. Der Vetter soll  
»wirklich ein reicher Mann seyn. Viel-  
»leicht könnte es Ihnen doch dienen,  
»weil Sie, wie Sie sagen, dahin reisen  
»und keine Bekanntschaft haben.« —

Ich kehrte also in Königstein bey  
Stadtschulzen ein, und fand dass mir  
der Oberste Rieger eine getreue Beschrei-  
bung desselben geliefert hatte. Ich war  
kaum in das Haus gefahren, so kam  
das kleine Männlein, um mich nach  
der Tabulatur zu bekommplimentiren. Er  
führte mich ins Haus, und rief seiner  
Schwester mit gebieterischer Stimme zu:  
Welches Zimmer soll der Herr haben,  
das blaue, rothe oder gelbe? — und  
doch war im ganzen Hause, nebst dem  
Zimmer des Wirths, nur noch ein ein-  
ziges für Gäste meublirtes Zimmer. —  
Ich will den Leser nicht mit allen übri-  
gen Sonderbarkeiten dieses Originals  
aufhalten, und nur bey der stehen blei-  
ben die zur Geschichte gehört. Von dem  
Augenblicke an als ich in's Haus  
kam, wich mir der Mann nicht von der

Seite, bis ich mich niederlegte, und in der ersten Viertelstunde nach meiner Ankunft unterhielt er mich schon von der Gröfse und Herrlichkeit seines Vettters in Dresden. Meiner Aufmerksamkeit und Neugierde über diesen Vetter Genüge zu leisten, holte er ein galonirtes Kleid vom Jahre 1748, nebst mehren Geschenken die er ihm geschickt hatte, und die Sache endigte sich, das er mir ein sehr bündiges Empfehlungsschreiben mitgab, worauf ich mir zwar nicht viel zu gute that, aber ich dachte; »Du hast doch wenigstens Anlass zu einer Bekanntschaft, und wirst sie schon für eigne Rechnung in Gang bringen, wenn man auch keine Achtung für die Empfehlung haben sollte.»

Ich kam nach Leipzig, und konnte mich nun in meinen männlichen Jahren, da die Vernunft meine Empfindungen regierte, der Thränen nicht enthalten, wenn ich die Stelle betrachtete, wo mich Meister Stäps von der Gasse auflas. Einige meiner Leser mögen wohl der-

gleichen Thränen kennen. Sie sind eigentlich nichts als ein stiller Dank zu Gott, wenn er uns mehr Glück beschert, als wir zu verdienen glauben; sie sind mehr werth, als eine begehrte und bezahlte öffentliche Danksagung, die der christlichen Gemeinde vorgelesen wird.

Ob ich nun gleich Dresden zu dem Standorte meiner Untersuchungen aussersehen hatte, weil dort herum Herr Feuerbrand wohnen sollte, der ohne Zweifel den besten Aufschluß geben konnte; so fing ich doch auch schon in Leipzig an, Erkundigungen einzuziehen, denen zufolge ich erfuhr, daß der Pfarrer, bey dem sich die Geliebte meines Barons aufgehalten hatte, lebte, und noch im Amte war. Aber es gab Schwierigkeiten an den Mann zu gelangen, denn es ging keine Landstrafse durch das Dorf, und ich wußte keinen scheinbaren Anlaß, mit dem ich mich bey ihm ohne Verdacht einführen konnte. Endlich fiel ich auf das Mittel, etwas in dem Kirchenregister nachschlagen zu

lassen, um den Vorwand eines Besuchs zu gewinnen. Ich mietete mir in Leipzig ein Pferd, ließ meinen Bedienten zurück, und ritt nach dem Dorfe, so daß ich um eilf Uhr des Vormittags da ankam. Welt kein Wirthshaus im Orte war, so ritt ich geradezu an des Pfarrers Wohnung, aus der mir der ehrwürdige Greis mit offnem, munterm und freundlichem Gesichte entgegenkam. Ich entschuldigte mich wegen meines Besuchs, und brachte meine Nothläge vor. Er bot mir treuherzig die Hand, versprach mir mit allem was mir aus seinen Kirchenbüchern Auskunft geben könnte, zu dienen, bat aber vorher mit seiner mässigen Mittagsmahlzeit die eben fertig sey, vorlieb zu nehmen. Wir setzten uns nebst seiner Tochter, einer Wittwe die der Haushaltung vorstand, zu Tische. Der gute treuherzige Ton des alten Mannes machte mich munter und schwatzhaft; ich gab mich für einen Advokaten aus Kassel aus, nannte mich *Gautier* und schützte Erbschafts-

angelegenheiten vor, die mich nach Sachsen führten. Nach dem Essen holte der gute Alte sein Kirchenbuch das 1662 ainging, und fragte um den Namen dessen, den er aufschlagen sollte, und in welchem Jahre der Mensch gebohren sey? Ich, der ich nichts weiter suchte als nur diesen Gegenstand bald abzuthun, um mit guter Manier auf die Materie zu kommen die mein Hauptwerk war, und jeden Namen für gleichgültig hielt, weil er ihn doch nicht finden würde, sagte, der Mensch wäre etwa im Jahre 1740 oder 1741 gebohren, und hieße Georg Waller. — Kaum hatte ich diesen Namen ausgesprochen, so fiel dem alten Manne die Brille von der Nase, er sah mich einige Minuten starr an, und sagte endlich: »Ja! ein Kind dieses Na-  
»mens habe ich in den Jahren die Sie  
»angeben, getauft, aber, wen kann das  
»interessiren? Es ist nach etlichen Ta-  
»gen gestorben.» Ich erstaunte, daß  
der Zufall, hier einige Umstände so  
seltsam zusammentreffen ließ. Indessen

da der Pastor entschieden sprach, dass das Kind gestorben sey, so antwortete ich:

»Also kann es das nicht seyn, das ich suche, denn derselbe Georg Waller lebt noch.« —

Pf. »Wie? Er lebt noch, und sagt, dass er hier getauft sey?«

Ich. »Nein, das sagt er nicht, aber ich habe es vermutet.«

Ich vermerkte von dem Augenblicke an, da ich dem Manne ganz unschuldig, um nur etwas zu sagen, meinen Namen genannt hatte, eine besondere Veränderung an ihm, und auch ich selbst kam in Bewegung. Ich hatte nie viel über meine Geburt nachgedacht, weil man mir in dem Waisenhouse zu Halle gesagt hatte, ich sey ein Findelkind, und da ich noch überdies gehört zu haben glaubte, dass man mir den Namen Georg Waller erst im Waisenhouse gegeben, und mich da getauft habe; so war ich nie darauf verfallen, über meine Geburt Nachsuchungen anzustellen. Jetzt aber

kamen mir auf einmal tausend Möglichkeiten in den Sinn, an die ich vorher nie gedacht hatte. Ich fragte also nach einer langen Pause, die wir beide machten:

»Ist denn das Kind hier gestorben?  
»und wer waren seine Eltern?«

Der Pfarrer schwieg noch etwas, sah mir ernsthaft unter die Augen, und redete mir mit männlichem Tone also an:

»Herr! ich handle nie versteckt, we-  
»der mit Worten noch Werken, und ich  
»verlange auch, daß andere Leute so  
»mit mir umgehen. Reden Sie frey  
»und als ein ehrlicher Mann mit mir.  
»Wollen Sie mich ausforschen? Es wird  
»Ihnen nicht gelingen, wenn Sie Um-  
»wege dazu wählen. Sind Sie von je-  
»mand abgeschickt? oder was bewegt  
»Sie, gewisse Dinge zu berühren, die  
»Sie nicht von sich selbst wissen kön-  
»nen, weil sie zu alt für Ihre Jahre  
»sind. Reden Sie mit mir aufrichtig,  
»so werde ich ein Gleiches thun und  
»Ihnen nichts verheelen, als was mir hö-  
»here Pflichten zu sagen verbieten.«

Gegen solche Waffen als dieser brave Mann gebrauchte, habe ich nie etwas ausrichten können. Ich erzählte ihm also haarklein die ganze Veranlassung die mich zu ihm brachte, und beschrieb ihm den Zustand meines Gönners und seine Sehnsucht nach Nachrichten von seiner ehemaligen Geliebten, und ihrem Kinde. Der Mann hörte mich mit Erstaunen zu, und nachdem ich geendigt hatte, umarmte er mich: »Mein Herr! »sagte er, ich finde Wahrheit in ihren »Worten, aber um so mehr Lügen von »einer andern Seite, und danke Gott, »dass er mich noch diesen Zeitpunkt »erleben lässt, der manches Verborgene »offenbart machen kann, und vielleicht »manchem die Gerechtigkeit wiederfah- »ren lässt, die er verdient. Ich war ein »junger Mann, als die Geschichte in »meinem Hause vorging, die Sie eben »erzählt haben, meine Frau war noch »jünger, und wir gaben freylich auf »unser Kostfräulein nicht so genau »Achtung als es unsere Pflicht erforder-

»te. Es war eine Waise mit geringem  
»Vermögen; ihr Vater hatte ehemals  
»eine Hofbedienung am Merseburgischen  
»Hofe bekleidet, und seine Tochter da-  
»er noch lebte, meinem Vater zur Er-  
»ziehung gegeben. Da er starb, blieb  
»sie uns; und ihr wenig Vermögen  
»das in unsern Händen war, reichte  
»nur eben zu ihren Bedürfnissen zu,  
»wenn sie bey uns auf dem Dorfe leb-  
»te. Wir sahen wohl, dass ein Liebes-  
»verständniß zwischen ihr und dem Ba-  
»ron obwaltete und ich sah es gern,  
»denn der Hofmeister Feuerbrand der  
»unser Vertrauen gewonnen hatte, ver-  
»sicherte mich oft, der junge Baron  
»würde das Fräulein heurathen, und  
»köönne es thun, weil sein Vater ihm  
»freyen Willen liefse, wenn nur die  
»Person von gutem Hause sey. Bald  
»darauf wurden wir die Schwanger-  
»schaft mit Schrecken gewahr. Ich  
»ging nach Leipzig, um die Kopulation  
»zu betreiben, und fand zu meiner grös-  
»ten Bestürzung den Baron und seinen

» Hofmeister verreiset. Indessen, da  
» ich erfuhr daß eine Krankheit des al-  
» ten Freyherrn die Ursache sey, gab  
» ich mich zufrieden, und in einiger  
» Zeit darauf kam der Hofmeister zu  
» mir aufs Land, mit der erschreckli-  
» chen Nachricht, daß der alte Baron  
» seinen Sohn gezwungen habe, eine an-  
» dere Fräulein im Reiche zu heurathen,  
» und daß das Geständniß von den Um-  
» ständen unserer Fräulein jene Heurath  
» noch beschleunigt habe, weil der Va-  
» ter weder durch Thränen noch ande-  
» re Beweggründe zu erweichen gewe-  
» sen sey. — Was war nun zu thun?  
» Die Geschwächte liebte den Baron un-  
» endlich, und wir getrauten uns nicht,  
» ihr die Feuerbrandische Nachricht in  
» den Umständen worinn sie war, mit-  
» zutheilen. Wir trösteten sie vielmehr,  
» suchten ihr begreiflich zu machen, daß  
» gewisse Umstände die Abwesenheit des  
» Barons noch einige Zeit erforderten,  
» und trafen mit Herrn Feuerbrand Vor-  
» kehrungen zu der Niederkunst. Ihre

„Schwangerschaft blieb ausser meinem  
 „Hause aller Welt ein Geheimniß, und  
 „zufolge unserer Abrede nahm Feuer-  
 „brands Schwester, so wie die Fräulein  
 „niedergekommen war, das Kind, wel-  
 „ches ich vorher taufte und einstwei-  
 „len unter dem Namen Georg Waller  
 „in's Kirchenbuch schrieb, wie Sie es  
 „hier noch sehen können, nebst dem  
 „leeren Platze den ich zu dem Namen  
 „der Eltern offen ließ. Ich nannte  
 „das Kind Georg, weil sein Taufpathe  
 „Feuerbrand so hieß, und Waller, weil  
 „das ein Familienvorname der Frey-  
 „herren von Wallberg ist, den der Va-  
 „ter des Kindes selbst führt. —  
 „Ich stutzte. — Ich hatte diesen Familiennamen gekannt, nie aber daran gedacht. —

Der Pastor fuhr fort: Feuerbrands  
 „Schwester fuhr mit dem Kinde nach Weis-  
 „senfels, und da ist es etliche Wochen nach  
 „der Geburt gestorben. Von einer Toch-  
 „ter weiß ich nichts. Als das Fräulein  
 „von Winterheim wieder gesund war,  
 brach-

» brachten wir ihr die schreckliche Nach-  
 » richt mit Manier bey, und soviel wir  
 » uns Mühe gaben sie zu beruhigen, so  
 » wenig glückte es uns im Anfange.  
 » Endlich ergab sie sich in ihr Schick-  
 » sal, aber nie wollte sie von einer Heu-  
 » rath hören, ob sich gleich manche gu-  
 » te Parthie für sie fand. Jetzt lebt sie  
 » als Gesellschaftsfräulein bey einer Da-  
 » me in der Oberlausiz. Von dieser  
 » Begebenheit weiss ausser mir und Feu-  
 » erbrand keine menschliche Seele, und  
 » er allein kann nur den Namen Georg  
 » Waller entdeckt haben. »

Bey dieser Erzählung fuhren mir tausend Gedanken durch den Kopf. Mein Blut kam mehr als einmal in Bewegung, obgleich die Dinge noch sehr in einander verwickelt und widersprechend waren, und das Wesentliche was mich dabey interessiren konnte, auf sehr unwahrscheinlichen Vermuthungen beruhete. Ich offenbarte mich dem Pastor ganz. Ich sagte ihm das Wenige was ich von meiner Herkunft wusste, und entdeckte

*Wallers Leben.*

Z

ihm zugleich den gegründeten Verdacht, den man in die Ehrlichkeit Feuerbrands setzen müfste, da nach Erzählung des Pfarrers von den verrechneten 5000 Thalern niemals Rede gewesen war, und er mich vielmehr versicherte, daß Feuerbrand außer einigen kleinen Ausgaben die er bisweilen bestritten hätte, wenn im Pfarrhause kein baares Geld vorhanden war, nichts an das Fräulein bezahlt habe.

Meine Meinung war also, zuerst die Schwester des Feuerbrands aufzusuchen, um von ihr zu vernehmen, ob das Kind wirklich gestorben sey? Denn nun erhob sich in meiner Seele eine Möglichkeit, daß ich das Kind seyn könnte, weil der Namen mit dem Kirchenbuche und die Zeit mit meinem Alter übereintraf. Da wider stritt aber, daß der Baron glaubte eine Tochter zu haben. Aber Feuerbrands Schwester war todt, sie war an einen Kursächsischen Wachtmeister verheirathet gewesen, das Regiment stand damals nicht mehr in der Gegend, und

man konnte nicht einmal wissen, ob auch ihr Mann noch lebte, weil er bey Pirna in die preussische Kriegsgefangenschaft gerathen war. Der alte Pastor nahm den lebhaftesten und herzlichsten Antheil an der Sache, zumal da ich ihm mein Wort gab, den Baron zu bewegen, dass er dem Fräulein alle mögliche Genugthuung wiederfahren liesse. Wir berathschlagten uns und beschlossen zu allererst mit einander nach Halle zu fahren, um vielleicht wegen meiner Geburt etwas Licht zu bekommen. Aber hier sahen wir nur meinen Namen in dem Register der Waisenkinder mit der Anmerkung: dass man den Knaben vor der Treppe des Waisenhauses gefunden habe, und dabey einen Zettel mit dem Namen Georg Waller; da man nun daraus nicht zuverlässig ersehen können, ob das Kind getauft sey? so habe man es getauft, dessen Taupathie wäre gewesen Herr Kandidat Meyer u. s. w. Indessen war doch dieser Umstand der wichtigste, dass ein Georg Waller den

22 April i um 2 Uhr Nachmittags von  
dein Pastor getauft und den 23 April  
des nemlichen Jahres auch ein Kind  
Georg Waller früh um 5 Uhr vor der  
Thüre des Hallischen Waisenhauses ge-  
funden worden war. Nun war also  
nichts zu thun als den gewesenen Hoff-  
meister aufzusuchen, der ohne Zweifel die  
sicherste Auskunft geben konnte. Vor-  
her aber ging ich zurück nach Leipzig,  
schrieb memem Baron einen Trostbrief  
und gab ihm Hoffnung, vielleicht bald  
mit Mutter und Kind zurückzukommen,  
ohne dass ich mich in ein Detail dar-  
über einliess. Da der geneigte Leser  
schon bemerkt haben wird, dass ich  
frohe Hoffnungen bald fassen konnte,  
so war ich nun auch in meinem Herzen  
fast schon ganz überzeugt, ich sey der  
Sohn des Barons, und es sey von ihm  
nur ein Irrthum, wenn er glaubte ei-  
ne Tochter zu haben. Ich erzähle  
freylich alle diese Sachen jetzt so kalt-  
blütig, dass sich der Leser einbilden  
wird, die Personalien irgend einer Lei-

chenpredigt zu lesen. Es würde gewiss mehr Empfindung bey den Stellen, wo ich wirklich viel empfand, hervorstechen, wenn ich damals gleich geschrieben hätte, aber nun ist seitdem schon viele Zeit verstrichen, und ich bin überhaupt des Mahlens der Empfindungen unkundig, wiewohl ich empfinden kann. — Aber doch wird es zarte Seelen unter meinen Lesern geben, die sich in meine damalige Lage versetzen, und das fühlen was ich nicht ausdrücken kann.

## DAS SECHS UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

*Waller wird Adept und treibt verbotene Künste.*

Ich reisete also nach Dresden, und da ich von da in die Lausitz gehen wollte; so nahm ich provisorie von meinem ehrlichen Pastor zwey Briefe an Fräulein Karoline von Winterheim mit, deren Inhalt wir verabredet hatten. Der eine war darauf eingerichtet, wenn es sich entdeckte, dass ich wirklich ihr Sohn sey, und der zweyte auf den andern Fall.

In Dresden wies man mich in einen Gasthof der Post gerade über, wo mir recht ist, in die Krone. Ich kannte keinen Menschen in der ganzen Stadt, und hatte keine Empfehlung an irgend jemand, ausser an den Vetter des Gerichtsschulzen in Königstein, und darauf glaubte ich eben nicht viel bauen zu dürfen; folglich wendete ich die erste Zeit bloß dazu an, um den Patron Feuerbrand

auszuforschen, und wollte dieses gern auf eine Art thun welche keine besondere Absicht vermuthen ließ. Ich hatte mich schon drey Tage in Dresden aufgehalten, ohne ungezwungen eine Gelegenheit zu Erreichung meines Endzwecks zu finden. Da ich meine Zeit bey Tage meistens mit Briefschreiben an den Baron und meine Kordula zubrachte, und nur gegen Abend ausging, um etwa in einem Kaffe- oder Weinhouse auf jemand zu stossen, von dem ich mit guter Manier Nachrichten einzehlen könnte; so hatte dieses Benehmen die Neugierde des Wirths und der Tischgäste in der Krone auf das höchste gespannt, die damals zu den neugierigsten in ganz Dresden gehörten. Ich war ein Gast, aus dem sie sich nicht finden konnten. Ich hatte mich als den Hofrath *Gautier* aus Kassel angegeben, und hatte keinen Bedienten, aus dem sie etwas locken konnten das meine Person betraf. Alle passten also nur darauf, mit wem ich Umgang haben wür-

de, um weitere Vermuthungen daraus zu ziehen. Nun fand ich am dritten Tage beym Abendessen Gelegenheit mich zu erkundigen, ob nicht in der Gegend um Dresden ein gewisser Feuerbrand irgendwo wohne? und wirklich war er in dem Hause bekannt, und pflegte da bisweilen einzukehren. Tages darauf ließ ich mich früh bey dem Vetter des Gerichtsschulzen melden, und aus diesen zwey Umständen setzten die Herren etwas zusammen, das sie über meine Person vollkommen befriedigte. Feuerbrand war in Dresden und im ganzen Lande als ein großer Laborant bekannt, der Gold machen wollte. Von dem Vetter *quaestionis* wußte man, daß er auch in Geheim Alchemie trieb, folglich mußte ich ein reisender Goldmacher seyn; und da man sah, daß ich gut lebte, Geld hatte und richtig bezahlte, so kreirte man mich zu einem glücklichen Goldmacher und nannte mich einen Adepten. Dieses gab zu Auftritten Anlaß, die ich in der Folge erfuhr.

Als ich dem Vetter meinen Besuch abgestattet, und den Brief von seinem Vetter aus Königstein im Mainzischen übergeben hatte, konnte er weder aus diesem Briefe, in dem ich nicht einmal unter meinem Namen, sondern nur als ein guter Freund, der hier durchpassirte, empfohlen wurde, noch aus meinen Reden entdecken, was eigentlich mein Thun in Dresden sey? Er bat mich zwar auf den künftigen Tag zum Mittagsessen, allein er sendete doch vorher auf Kundschaft aus, um sich in dem Gasthöfe nach meinem Wesen zu erkundigen. Da ließ ihn denn der Wirth ganz im Vertrauen versichern, dass ich ein großer Goldmacher sey. Das war nicht gentig. Man hatte mir Tags zuvor bey dem Abendessen gesagt, dass der Feuerbrand den ich suchte, einen Handel auf der Elbe mit Holze oder Getraide triebe, und dass ich bey einem gewissen Manne, Namens Friedemann in der Vorstadt an der Elbe, Nachricht von ihm haben könnte. Ich ging also noch denselben

Tag, da ich bey dem Vetter gewesen war, Nachmittags zu diesem Manne, der ein guter ehrlicher Deutscher war, und mir alle benötigte Auskunft gab. Ich erfuhr von ihm, dass sich Feuerbrand zu Schandau, einem sächsischen Städtchen an der Elbe aufhalte, dass er vielleicht in etlichen Tagen nach Dresden kommen werde, dass sie zwar dermaßen nicht gute Freunde wären, dass ich aber, wenn ich die Bekanntschaft des Herrn \*\*\* machen wollte, — das war der Vetter des Stadtschulzen in Königstein — ihn sehen könnte, denn zu dem käme er oft. Der Namen des Herrn \*\*\* machte mich aufmerksam, und ich fing an zu merken, dass mir dessen Bekanntschaft vielleicht mehr nützen könnte, als ich erst geglaubt hatte. Da ich den guten Friedemann durch ein langes Gespräch genugsam geprüft zu haben glaubte, und aus seinem eignen Geständnisse wusste, dass er eben nicht Feuerbrands Freund war, so ließ ich mir etwas davon merken, dass ich von dem Men-

schen nähere Nachrichten brauchte, und er beschrieb mir ihn folgendergestalt:

» Herr! sagte er, ich habe viele Jahre mit diesem Feuerbrand zu thun gehabt, und kann Sie versichern, dass er sehr heimtückisch ist. Betrug ist sein Handwerk, und Eigennutz seine lieblingsneigung. Schwerlich wird es Ihnen gelingen, etwas aus ihm zu lokken, wenn sein Interesse nicht dabey gewinnt; aber auf der andern Seite ist der alte Kerl so leichtgläubig wie ein Kind, wenn die Rede vom Goldmachen, Geisterbannen, Schatzgraben oder andern übernatürlichen Künsten ist; denn sein Eigennutz glaubt durch den Beystand geheimer Künste noch reich zu werden. Dem Herrn \*\*\* streicht er den Fuchsschwanz, weil der Mann groses Vermögen und keine Kinder hat, folglich etwas auf alchemische Versuche verwenden kann, die, wenn sie misslingen, Feuerbranden nichts kosten, und weil er bey ihm bisweilen fremde Künstler dieser geheimen Praktiken

»sehen, und mit ihnen Umgang haben  
»kann, ohne dass er sie wie jener mit  
»Kost und Quartier, Kohlen und Queck-  
»silber zu versehen braucht; sonst ist  
»er aber keines Menschen· Freund.»  
Ich erkundigte mich auch nach dem  
Charakter des Vetters, und erfuhr so-  
viel als mir nöthig war, um auf diesen  
Charakter einen Plan zu bauen, der mich  
meiner Absicht näher führen könnte.

Ich hüllte mich nun in geheimniß-  
volle Minen und betrug mich bey der  
reichbesetzten Tafel des Herrn \*\*\*, an  
der viele Gäste, wie ich nachher erfuhr,  
auf mich gebeten waren, so behutsam,  
dass mir auch nicht ein Wort von ge-  
heimer Kunst entslüpfte, obgleich alle  
Gäste darauf zu spannen schienen. Da  
endlich Herr \*\*\* selbst die Rede da-  
hin lenkte, nannte ich mich zwar kei-  
nen Fremdling in der Kunst, ließ mich  
aber auch nicht über meine Kenntnisse  
heraus, und das sehr weislich, denn ich  
hätte nicht viel davon zu sagen gewusst.  
Ich merkte gar wohl, dass ich durch

meine vermeinte Zurückhaltung in der Achtung des Mannes gewann und eben deswegen eine grössere Meinung von mir erweckte. Von dem Tage an war ich der Gast im Hause, und wurde mit grofser Distinktion behandelt. Es kamen da oft verschiedene Liebhaber der edlen Künste Alchemie und Magie zusammen, und man versuchte auf alle Art etwas aus mir zu locken. Der Herr vom Hause ward nun vertraut und drang mit deutlichen Worten darauf, mich nicht länger für ihn zu verbergen, weil er gewis wisse, dass ich einer von den Eingeweihten der höheren Kenntnisse sey; aber ich protestirte und gab endlich nur von weitem zu verstehen: »Es sey noch nicht Zeit.« — Da er nun also glauben mochte, die Zeit der Prüfung nicht überstanden zu haben; so zeigte er sich mir immer nur auf der besten Seite, und bemühte sich auf alle mögliche Art meine Gunst zu erhalten.

Ich sah bey dieser Gelegenheit wie leicht es ist, sich den Ruf eines ausser-

ordentlichen Mannes dieser Art zu erwerben, und wundere mich seitdem nicht mehr, wie *Gualdo*, *Hultazob*, *St. Germain* und *Cagliostro*, so schnelle Fortschritte in ihren Betrügereyen machen konnten. Die Erwartung der Leute, die auf diese Künste ausgelihen, ist so gespannt, dass sie nur dem günstigen Augenblicke entgegensehen, einen Wundermann zu erblicken. Giebt sich einer dafür aus, so bewundern sie ihn, und untersuchen gar nichts. Was mich insbesondere zum Goldmacher oder Hexenmeister in den Augen dieser Leute qualifizirte, war eigentlich nichts anders als 1) dass niemand wusste wer ich war, indem ich mich geheimnissvoll anstellte, und den Fragen, die man über meine Civilverhältnisse machte, geschickt auszuweichen wusste. 2) dass bey mir keine Dürftigkeit zu sehen war, sondern dass ich im Gegentheile Überfluss merken, und ohne scheinbare Prahlerey, zu rechter Zeit Gold blicken ließ, und 3) dass ich von den Künsten, die man bey

mir vermutete, gar nicht redete, und gefragt, meine Antwort unbestimmt so einrichtete, daß etwas Geheimnissvolles angedeutet ward. Dazu kam noch das abentheuerliche Empfehlungsschreiben, worin nicht einmal mein Namen stand, und endlich die scheinbare Gewissheit, in Dresden keine andere Geschäfte zu haben, die man sonst entdeckt hätte, da die Neugierde alle meine Tritte und Schritte genau beobachtete.

Ich kam also sehr wohlfeil zum Ruhme eines wichtigen Mannes. Zuletzt könnte wohl gar die Polizey Notiz von mir genommen, und mir ein Laboratorium auf dem Königstein angewiesen haben, wenn das Wesen lange gedauert hätte. Aber zum Glücke kam der erwartete Freund Feuerbrand bald an, und suchte mich selbst auf. Er ließ deutlich merken, daß ihm seine Mitbrüder schon Nachricht von dem Wundermanne gegeben hatten, der jetzt des ganzen Häufleins Aufmerksamkeit auf sich zog. Aber ich blieb ganz kalt.

Es war eine Spazierfahrt auf den Weinberg des Herrn \*\*\* einige Stunden von Dresden angestellt. Wir speiseten da sehr zahlreich zu Mittage. Man sprach viel, und Einige suchten mir näher zu kommen, aber ich kam nicht aus meiner Grandezza. Herr Feuerbrand war unter den Gästen, und wagte es nicht sich mir zu nähern, sondern blieb ehrfurchtvoll in Entfernung. Aber beym Nachhausefahren traf es der Zufall, oder eine absichtliche Veranstaltung, daß ich mit ihm allein in den Wagen zu sitzen kam. Da lenkte der feine Herr die Unterredung gar bald auf geheime Künste, und mochte sich etwas darauf einbilden, daß ich mich gegen alle Beschreibung die man ihm von mir gemacht hatte, ziemlich offenherzig heraus ließ, und gegen ihn gar nicht läugnete, der Universalbesitzer aller Geheimnisse zu seyn. Ich machte ihm nach mancherley Umschweifen folgende Eröffnung:

»Ich sehe, mein Herr! daß es Ihnen  
ein

» wahrer Ernst ist, in die Tiefe der Ge-  
» heimnisse zu dringen, die nur einigen  
» wenigen Würdigen dieses Erdbodens  
» aufbewahrt sind; ich kenne sie aber  
» noch nicht genug, um bestimmen zu  
» können, ob sie einer von denen sind,  
» denen dieses Glück werden kann? nur  
» das will ich Ihnen nicht vorenthalten,  
» dass alle verborgene Künste als da  
» sind, Alchemie, Theosophie, Magie,  
» Theurgie u. s. w. in einer geheimen  
» Verbindung stehen, dergestalt, dass der  
» Besitzer der einen Kunst zugleich alle  
» besitzt, und dass der, der die eine  
» lernen will, zugleich alle lernen muss.  
» Dies ist ein Geheimniß welches we-  
» nige Menschen wissen. Würsten es die  
» Liebhaber der Kunst, so würden die  
» Chemisten nicht Zeit, Kohlen, Geld  
» und Mühe umsonst verwenden, um die  
» Tinktur zu finden; und die den Um-  
» gang mit Geistern suchen, würden  
» nicht Lunge, Rauchwerk und Wachs-  
» kerzen verschwenden, um den Ariel  
» oder Behazeel zu citiren, die nie kom-  
*Wallers Leben.*

A a

» men werden, wenn der Beschwörer  
» nicht ganz reinen Herzens in allen  
» Geheimnissen eingeweiht ist. Diese  
» Reinigung, diese Einweihung ist kein  
» unmittelbares Geschenk, das vom Him-  
» mel herabfällt, sondern Folge des Un-  
» terrichts eines der Geister, die blos  
» darum existiren, um die Menschen die  
» es verdienen, zu überirdischen Ge-  
» heimnissen empfänglich zu machen.  
» Sagen Sie mir einmal, Sie, die Sie, wie  
» es scheint, schon vielleicht viele Jahre  
» darnach getrachtet haben, um irgend  
» ein Geheimniß dieser Künste zu ent-  
» decken, haben Sie schon etwas gefun-  
» den?

» Nein! » — versetzte er mit zittern-  
» der Stimme — » aber ich stand schon  
» verschiedenemale auf dem Punkte, den  
» Stein der Weisen zu finden. » —

» Wohl gesagt! Sie geben ihm den  
» rechten Namen; der Stein der Wei-  
» sen ist es, aber das ist ein grosses  
» Wort. Unter der Bezeichnung des Steins  
» der Weisen ist gar viel begriffen; Sie

„werden ihn aber im Schmelziegel  
„nicht finden. Hätten Sie einen Freund  
„unter der Legion Geister, die bloß  
„dazu bestimmt sind den Menschen zu  
„dienen, so würde er Ihnen mit zwey  
„Worten entdecken können, wie der  
„Stein der Weisen zu erlangen ist? Die-  
„ser Stein ist nichts anders als ein völ-  
„liger Aufschluß aller überirdischen Ge-  
„heimnisse, der sich Ihnen von selbst  
„in Ihre Seele prägt, wenn Sie einer  
„von den gedachten Geistern würdig  
„findet, ihr Freund und Diener zu wer-  
„den. Menschenwitz und Arbeit ver-  
„mag nichts; eine übernatürliche Sache  
„wie diese, kann nur durch übernatür-  
„liche Mittel erlangt werden. Wie kann  
„sich der Mensch, die arme Kreatur, ein-  
„bilden, durch seinen Fleiß etwas zu  
„erringen, was ganz ausser den Grän-  
„zen des menschlichen Wissens liegt,  
„was den Zirkel aller irdischen Ver-  
„nunft überschreitet? Aber das ist wahr,  
„daß dem, der sich des Umgangs eines  
„Geistes zu erfreuen hat, alle himm-

» lische Weisheit auf einmal aufgedeckt  
 » werden kann, denn er hebt sich so-  
 » dann gleichsam einen Grad über die  
 » Menschheit, wenn er der Freund ei-  
 » nes Geistes wird. »

*Feuerbr.* » Da müßte man also ei-  
 » nen *Spiritum familiarem* haben? »

*Ich:* » Nennen Sie ihn wie Sie wol-  
 » len, Sie können ihn auch Schutzgeist  
 » heissen, denn er leistet die nemlichen  
 » Dienste. »

*Feuerbr.* » Wenn ich mich unterste-  
 » hen dürfte zu fragen, haben Sie denn  
 » einen dergleichen Geist? »

*Ich:* » Ja. Schon seit langer Zeit,  
 » und da ich Sie für einen würdigen  
 » Mann ansehe, so können Sie noch  
 » heute, wenn wir nach Dresden kom-  
 » men, sich selbst davon überzeugen. »

*Feuerbr.* » O wie glücklich würden  
 » Sie mich machen, wenn Sie mir ihn  
 » zeigen wollten. »

*Ich:* » Glauben Sie denn, daß man  
 » die Geister sehen kann? — aber das  
 » will ich Ihnen versprechen, daß er

»die Fragen beantworten soll, die Sie  
»etwa an ihn ergehen lassen, und dar-  
»aus können Sie schliessen, ob er das  
»ist wofür ich ihn ausgebe?»

Feuerbr. »Aber kann ich denn auch  
»zum Besitze eines solchen Geistes ge-  
»langen? und wie muss ich's machen,  
»dafs ich seine Freundschaft gewinne?»

Ich: »Vielleicht wird Ihnen das  
»mein Geist sagen, wenn Sie ihn dar-  
»um fragen. Er kennt Sie besser als  
»ich Sie kenne.»

Unter solchen Gesprächen kamen  
wir in Dresden an, und Feuerbrand  
stieg bey mir in der Krone ab. Da  
nahm ich mein englisches Perspektiv,  
welches ein Futteral von Fischhaut hat-  
te, gab es für die Wohnung meines  
*Gablidone* aus, öffnete es mit etwas  
Gaukeley, und stellte es zwischen zwey  
Wachskerzen. Alsdann befaßl ich dem  
alten Kerl, sich in seinem Sinne ein  
paar Fragen zu denken, die ihm der  
Geist beantworten sollte. Als er fertig  
war, nahm ich das Perspektiv, ging hin-

ter einen Vorhang, liess einige tiefe Seufzer hören, und kam nach einer Viertelstunde mit finsterer Miene zurück. —

Nun wollte Feuerbrand wissen, ob der Geist geantwortet habe? »Ja, sagte ich, mit einer veränderten ganz kalten Miene, aber die Antwort werde ich Ihnen nicht sagen, denn ich sehe daraus, dass ich mich in ihrer Person geirrt habe.»

*Feuerbr.* »Wie so? hat er was böses von mir gesagt? Sagen Sie mir es nur.» —

*Ich:* »Ich will niemand beleidigen, und also ist es am besten, dass wir ganz abbrechen; lieber glauben Sie dass ich Sie hintergangen, und keinen Geist zum Freunde und Begleiter habe.»

*Feuerbr.* »Aber um des Himmels willen der Geist muss doch sagen, was er gegen mich hat? Ich —»

*Ich:* »Das hat er mir schon gesagt, aber ich will es Ihnen nicht wieder-

»sagen, weil ich sehe, daß es nur da-  
»zu dienen würde, Sie aufzubringen?»

*Feuerbr.* »Nein gewifs nicht — sa-  
»gen Sie mir alles, ich nehme es gewifs  
»nicht übel — »

*Ich:* »Wenn Sie es ausdrücklich wis-  
»sen wollen. — Er sagte: Sie wären  
»nicht reines Herzens, welches zur Ein-  
»weihung nothwendig ist. Der Geist geht  
»noch weiter. Er sagt: Sie wären ein  
»böser Mensch, und warnt mich vor al-  
»lem Umgange mit Ihnen.»

*Feuerbr.* »Nein, das bin ich gewifs  
»nicht.»

*Ich:* »Nun so müßte der Geist ge-  
»logen haben. Ich bitte um Verzei-  
»hung, ihm dazu Anlaß gegeben zu ha-  
»ben, und es bleibt beym Alter. Ich  
»bin ihr gehorsamer Diener. — Woll-  
»ten Sie nicht so gut seyn und mich  
»allein lassen? Ich will mich nieder-  
»legen.»

*Feuerbr.* »Erlauben Sie! Aber wenn  
»mich auch der Geist für einen bösen  
»Menschen hält, wiewohl mir nichts

» unrechtes bewusst ist, könnte ich mich  
» denn nicht bessern? »

*Ich:* » Schwerlich — Denn da Ihnen  
» nichts unrechtes bewusst ist; so  
» werden Sie wohl auch nichts an sich  
» finden, das zu verbessern wäre. »

*Feuerbr.:* » Aber doch menschliche  
» Schwachheiten — »

*Ich:* » Von denen ist keine Rede;  
» die nimmt mein Geist weder mir noch  
» einem andern übel. Verlassen sie mich.  
» Ich kann Ihnen sonst nicht für die  
» Folgen stehen. Ich merke der Geist  
» regt sich. — Ich spüre die Meldung! —  
» Verlassen Sie mich. »

Nun fing der Mensch an zu bitten,  
und nach mancherley Krümmungen und  
Wendungen sagte er endlich: » Er  
» könnte vielleicht doch wohl ein böser  
» Mensch seyn, aber da der grösste  
» Sünder Vergebung hoffen dürfte, so  
» sollte ich doch den Geist noch um  
» zwey Sachen fragen; nemlich: Ob es  
» denn ganz unmöglich sey, dass er  
» auch zu dem Glücke gelangen kön-

„ne, einen eignen *Spiritum familiarem*  
 „zu besitzen? Wie er es anfangen müs-  
 „se ihn zu erlangen? Und ob ihm der  
 „Geist nicht etwas sagen wollte, wor-  
 „aus er erkennen könnte, daß er  
 „wirklich verborgene Dinge wisse?“

Ich ließ mich lange bitten, stellte mich aber endlich an, als ob ich nachgäbe und ging hinter den Vorhang. Nach meiner Zurückkunft brachte ich ihm den Bescheid: »Umgang mit Gei-  
 »stern könnte er nicht eher haben,  
 »bis er seinen bösen heimtückischen  
 »Charakter ablege, und vollkommen  
 »aufrichtig würde, und was das zwey-  
 »te anbelange, so hätte mir der Geist  
 »nichts anders gesagt, als: ich möch-  
 »te ihm aus jener Welt einen Gruss  
 »von seiner verstorbenen Schwester und  
 »von dem verstorbenen Knaben *Georg*  
 »*Waller* ausrichten. —“

Diese Worte hatten die stärkste Wirkung. Feuerbrand sank vom Stuhle, wurde todtenblas, zitterte am ganzen Leibe, und fing nach einiger Zeit an große Tropfen zu schwitzen.



»Aber was ist Ihnen, Herr?« fragte  
ich. — »Was brauchen Sie sich vor ei-  
ner solchen Kleinigkeit zu entsetzen?  
»Haben Sie eine Schwester gehabt, die  
»gestorben ist, was können Sie dafür?  
»und was geht Ihnen der Knabe Georg  
»Waller an?«

»Ach lieber Herr!« — antwortete  
er. — »ach! ich bin nun gar zu gut  
»überzeugt, daß Ihr Geist alles weiß und  
»kann, und ich zweifle nicht, er wird Ih-  
»nen alles erzählen; aber ich kann wahr-  
»haftig nichts für den Tod des Kindes,  
»wenn es gestorben ist, denn ich habe  
»ihm ja doch nichts zu leide gethan,  
»es an einen guten Ort zur Versor-  
»gung gebracht, und kann nicht Schuld  
»an seinem Tode seyn, weil ich's nicht  
»mehr gesehen habe. Ist vielleicht sei-  
»ne Seele jetzt ihr Geist?« setzte er  
hinzu, und sah schüchtern umher. —  
»Das weiß ich nicht — versetzte  
ich — »und Sie brauchen's auch nicht  
»zu wissen. Aber da ich nun einmal  
»so weit gegangen bin, so werde ich

» mich doch heute Nacht mit dem Geiste unterreden, und Ihnen morgen wiedersagen, ob Sie fähig gemacht werden können, mit Geistern umzugehen?  
» durch welche Mittel? und ob sich in dem ganzen weitläufigen Reiche der Geister vielleicht einer findet, der sich Ihrer erbarmen will, und nicht soviel Bedenken dabey hat, wie der meinige? »

Kurz — als Feuerbrand den andern Morgen noch mit bleichem Angesichte und großer Unruhe zu mir kam, machte ich ihm eine lange Erzählung, welche Mühe ich hätte anwenden müssen um ihm die Geister geneigt zu machen, und was für Umstände nöthig wären, ihn zu dem Glücke zu verhelfen, das er suchte. Ich sagte ihm, daß mehrere Geister bey mir zusammenkommen würden, um ihn über seine Aufrichtigkeit zu prüfen; daß er Rede und Antwort geben müsse, und daß er nur in dem Falle, wenn er aufrichtig befunden würde, einen Schutzgeist haben

sollte, der an seiner Besserung arbeiten würde. Ich will mich nicht aufhalten, die Klag- und Bußlieder abzusingen, die mir der Mann vorwinkelte, und die trocknen Antworten zu erzählen, die ich ihm gab. Ich stellte ihm frey zu thun was er wollte, aber er bat, und versprach sich allem zu unterwerfen. Ich schien endlich nachzugeben, und die Prüfung welche die Geister mit ihm vornehmen sollten, ward auf die Nacht eben des Tages in der Mitternachtsstunde festgesetzt.

Nun ging ich zu meinem Freunde Friedemann, den ich als einen ehrlichen Mann kannte, offenbarte ihm den ganzen Handel, zog ihn mit in meinen Plan, und was wir verabredeten führten wir aus, so gut als nur immer eine Komödie in der Welt ausgeführt werden kann.

Friedemann ließ einen Notar und seinen Schwiegersohn, einen Rechtsgelehrten aus dem Voigtlande, Abends in der Stille in seine Wohnung kommen.

Alle drey setzten sich an einen Tisch hinter dem Vorhange eines Alkoven und blieben da im Finstern versteckt, bis der arme Sünder kam. Er kam zu mir gegen eilf Uhr. Er hatte den ganzen Tag, zufolge meiner Vorschrift fasten und sich leiblich bereiten müssen. Nun da er zu mir eintrat, und wie ein Espendaub zitterte, gab ich ihm erst ein Glas Wein zur Stärkung. Ich sagte ihm, die Versammlung der Geister müsse nahe an einer Kirche vorgehen. Ich müßte ihn also in ein anderes Haus bringen, das mir mein Geist angegeben hätte. Ich verband ihm die Augen, weil, wie ich sagte, sonst Gefahr seyn könnte. Ich vermahnte ihn ernstlich, sich durch nichts was er etwa hörte, irre machen zu lassen, auf das was die Geister fragen würden, mit lauter Stimme Antwort zu geben, und die Wahrheit zu reden, weil sie doch alles ohnehin schon wüssten, und ihn vielleicht gar nicht viel fragen würden, wenn sie Aufrichtigkeit in seinen Worten

spürten. Sie würden aber, im Falle daß sie Unwahrheit merkten, sehr übel mit ihm umgehen. Ich hatte meinen bloßen Degen, den ich ihm auf die Brust setzte, ehe ich ihm die Augen zuband. Da sagte er mit einem tiefen Seufzer:

„Ach schon vor zwanzig Jahren habe ich  
„die nemlichen Ceremonien ausgestan-  
„den und mir nicht eingebildet, daß  
„jenes nur Symbolen waren, die nun zur  
„Wirklichkeit kommen. Ich hoffe, ich  
„werde nun wenigstens in den Vorhoff  
„des Lichtes eingehen.“ Ich sagte mit  
starker Stimme, indem ich ihm die  
Serviette um den Kopf zuschnürte:

„Das wirst Du hoffentlich, Zacharias,  
„wofern Du reines Herzens seyn willst,  
„und aufrichtig bist!“ So hüllte ich ihn  
in einen Mantel, und brachte ihn im Dunkeln  
in einem schon bereitstehenden  
Miethswagen, nach Friedemanns Hause.

Nun mußte er schweigend auf den Knieen liegen, bis die Glocke zwölfe schlug. Ich ging nun hinter den Vorhang, den Herren die Lichter anzuzün-

den. Ich kehrte zurück, machte Gau-  
keleyen mit Kreuzhieben in die Luft,  
Beschwörungsformeln und dergleichen.  
Nun ward ihm ein Räucherfaß unter die  
Nase geschwungen. Vermittelst eines Bla-  
sebalgs, der langsam in ein halboffenes  
blechernes Gefäß blies, ward das Pfei-  
fen des Windes nachgemacht. Vermitt-  
telst des Knallgoldes geschah ein Knall,  
worauf eine Stille von etwa sechs Mi-  
nuten erfolgte. Darauf wiederholte ich  
meine Beschwörungen, und der Wind  
liess sich abermals hören. Es erfolgten  
drey starke Schläge. Hierauf liess der  
Herr Examinator Friedemann, einen Geist  
vorstellend, mit seiner ohnehin etwas  
schüüfelnden Stimme durch einen hoh-  
len Topf, die von mir entworfenen Fra-  
gen hören. Ich stand neben dem In-  
quisiten und flüsterte ihm bisweilen ein  
paar Trostworte zu, damit er sah, dass  
ich es nicht war der ihn befragte; auch  
hielt ich mein Pfeifenrohr in Bereit-  
schaft, um ihn auf die Finger zu klo-  
pfen, wenn er etwa Lust bekommen soll-

te an der Serviette zu schieben. Aber die Angst seines Herzens war so gross, dafs er nicht einmal wagte, seine gefalteten Hände zu öffnen. Das Protokoll lautete mit Weglassung aller Nebendinge also:

» Wie heisst Du, böser Mensch? »  
 » Georg Zacharias Feuerbrand. »  
 » Woher bist Du? »  
 » Von Pegau. »  
 » Wie alt bist Du? »  
 » Vier und sechzig Jahr. »  
 » Kennst Du den Pfarrer in M. \*\* »  
 » Ja. »  
 » Warst Du nicht den 22 April 1740  
 » dabey als er ein Kind taufte? »  
 » Ja! ich war Pathe. »  
 » Wer waren die Eltern des Kindes? »  
 » Der Baron Wallberg und die Fräulein Winterheim. »  
 » Wo ist das Kind hingekommen? »  
 » Ich wollte es erst meiner Schweste  
 » ster zu erziehen geben, aber wir be-  
 » sonnen uns anders, brachten es nach  
 » Halle und legten es vors Waisenhaus. »

Und

Und nun gestand er Frage vor Frage ganz in der Ordnung, dass er das Kind Georg Waller, gleich nach der Taufe, seiner Schwester so geheim in den Wagen gegeben habe, dass der Kutscher selbst nicht gewusst hätte, dass ein Kind darin wäre. Seine Schwester habe das Kind an die Brust gelegt, sie wären so in der Nacht bis nach Halle gefahren, und noch vor Tagesanbruch dort angekommen. Er, der dort das Lokale kenne, habe das Kind vor das Waisenhaus gelegt, und einen im Finstern mit Bleistift geschriebenen Zettel mit dem Namen Georg Waller darauf gesteckt. Auf die Frage: Was aus dem Kinde geworden sey? sagte er, er habe sich zwar niemals mehr daran erkundigt, aber er glaube, dass es zufolge der vorherigen Ausserung des Geistes gestorben sey, und seine ebenfalls vor fuufzehn Jahren verstorbene Schwester werde in der Ewigkeit noch bezeugen, dass er die Wahrheit rede. Überhaupt scheine ihm aber diese Sache

*Wallers Leben.*

B b

von gar keiner Erheblichkeit, und er glaube dabey eben nicht viel strafbares begangen zu haben. Als wir ihm aber über die 5000 Thaler, die er für das Fräulein Winterheim empfangen hatte, quästionirten, da ließ er große Verlegenheit merken, und ob er gleich glaubte, mit Geistern zu reden, die besser unterrichtet wären, machte er doch viele Winkelzüge, um nicht gerade heraus zu bekennen, dass er sie untergeschlagen habe. Wir wußten ihn aber zu bewegen, dass er auch dies gestand, und nachdem wir alles erfahren hatten, was wir wissen wollten, winkte ich den Geistern die Thür zu öffnen, ließ meinen Herrn Pathen aufstehen, und drehte ihn vier oder fünffmal im Kreise herum zur Stubenthür hinaus. Ich brachte ihn in den Wagen mit der Zusicherung, dass er morgen das weitere erfahren sollte, und öffnete ihm, als wir gegen sein Quartier kamen, wieder die Augen. Unter der Zeit ward auf meinem Zimmer ein förmliches Notariatsinstrument über dessen

Aussage aufgesetzt, wovon ich aber niemals vor Gerichte Gebrauch gemacht habe. Ich ertheilte Tags darauf dem feinen Herrn den Bescheid, auf sein Dorf zu wandern, sich dort mäfsig und nüchtern zu verhalten, niemand zu betrügen, und fleissig zu beten; so werde der Schutzgeist, wenn er sich also verhielte, in vier Wochen bey ihm erscheinen, weil er jetzt noch in andern Diensten sey. Das nahm er in aller Demuth an, reisete ab, und ich that desgleichen.

Es könnte wohl Leser geben, welche es unwahrscheinlich finden möchten, dass ein Mann wie Feuerbrand, eine solche vorgegebene Geistererscheinung für wirklich habe halten, und sich dadurch ein Bekenntniß habe ablocken lassen können, dass ihn sonst kein lebendiger Mensch würde abgelockt haben. Aber diese Leser kennen denn nicht die Stärke der menschlichen Vorurtheile, und wie leichtgläubig und furchtsam diejenigen sind, die sich erst einmal einbilden, es wären Geisterer-

scheinungen möglich, und die sich überreden, ihnen erscheine nun ein Geist. Wie viele Geschichten könnte ich erzählen, und Personen nennen die besser als Feuerbränd sind, Leute von ausgezeichneten Talenten, welche sich noch sehr viel mehr haben einbilden lassen, und vielleicht noch täglich ihren gesunden Verstand der Liebe zu übernatürlichen Künsten aufopfern!

### DAS SIEBEN UND ZWANZIGSTE KAPITEL,

*Walters Geschichte beschließt sich auf eine unerwartete Art.*

Jetzt habe ich nur noch ein paar Auftritte zu erzählen. Ich reisete in die Oberlausitz und passirte durch Herrnhut. Da ließ ich mir nun zwar meine Flasche Alikantenwein, ohne alle Furcht vor der Gemeindezucht, ganz wohl schmecken. Es überfiel mich aber doch ein gewisser Lokalschauer auf dem Platze, wo ich ehedem das Angst-

wort hörte: Du sollst ein Schneider werden! Es haben mich oft Abtrünnige von der Gemeinde versichert, dass sie bisweilen grosse Reue über ihre Trennung fühlten; bey mir ist das nicht, ob ich gleich nicht feindlich gegen die Herrnhuter gesinnt bin.

Der Wohnsitz der Dame bey welcher meine Mutter Gesellschafterinn war, lag nur eine Meile von Zittau. Ich quartirte mich in das beste Wirthshaus dieser Stadt ein, und schickte einen Brief an das Fräulein von Winterheim, in dem ich den Brief des Pfarrers einschloß, worinn er ihr meldete, der Überbringer sey ihr Sohn. Man kann sich vorstellen, was ein Mensch, der das Glück Blutsfreunde zu haben nie genossen hat, in dem Zeitpunkte fühlen muss, da er im Begriffe steht Eltern zu finden.

Meine Mutter empfing die Briefe mit aller Gemüthsbewegung, die eine so unerwartete ausserordentliche Nachricht erregen musste; es ward ihr aber schwer, sich sogleich in die Lage einer

Mutter zu versetzen, ihr, die soviele Jahre kein Kind zu haben geglaubt hatte, und die nun auf einmal einen fremden baumstarken Mann vor sich stehen sah, der ihr Sohn seyn soll. So war es bey unserer Zusammenkunft, welche den Tag nach dem sie die Briefe erhalten hatte, in Zittau erfolgte; denn sie hatte eine Reise zu mir, meiner Aufwartung bey ihr vorgezogen.

Wenn ich der Empfindung einen Namen geben soll, die sich beym ersten Anblicke in ihren Gesichtszügen bildete, so war es mehr Scham als jede andere. Es war hiezu schon genug dass sie einen Menschen sah, der von ihren Schwachheiten unterrichtet war, er mochte ihr Sohn seyn oder nicht. — Wir blieben beide eine Zeitlang stumm. Nachdem ich ihr die Hand geküßt hatte, machte sie auch nicht die geringste Bewegung mir um den Hals zu fallen, und es wurde uns beiden schwer, nur eine Art von Vertraulichkeit zu erzwingen. Sie war fast ganz betäubt. Ich trat nun als der Bevollmächtigte ih-

res Geliebten auf. Das brachte die Unterhaltung in Gang, und da sich die Rede in der natürlichen Folge auf mich wendete, war sie so offenherzig zu gestehen, daß ihr die seltsame Entwicklung ihres vergangenen und bevorstehenden Schicksals noch zu neu und auffallend wäre, um sich sogleich völlig zu überzeugen, daß ich wirklich ihr Sohn und nicht selbst im Irrthum sey. Da sie das mit Gründen unterstützte, die sie mir von der Seite ihres Verstandes schätzbar machten, so konnte ich auch weder etwas dagegen einwenden, noch mich über ihren Unglauben beschweren. Sie durchlas den Dresdner Notariatsaufsatz und gab zu, daß Feuerbrand ihr Kind nach Halle gebracht habe, aber ob ich das nemliche Individuum sey, das der Zufall nach tausend Abentheuern zu seinem unbekannten Vater geschleudert hätte, das konnte sie weder aus meinen Gesichtszügen, noch aus ihrem innern Gefühle lesen. Die weitere Entwicklung dieses Punktes wurde bis zur Zusammenkunft

mit dem Pfarrer verschoben, bey dem wir uns nach vierzehn Tagen wieder sehen wollten.

Meine Mutter war eine angenehme alte Frau, die noch sehr hervorstechende Reste der Schönheit zeigte. Treuherzige Ehrlichkeit war der Hauptzug in ihrem Gesichte, aber Tiefsinn und stille Kummer hatten ein paar Furchen in ihre Stirn gezogen, die ihr Alter kenntlich machten. Ausserdem war die Farbe ihrer Haut noch frisch, und ihr Mund hatte viel Holdseligkeit. Den Antrag des Barons, ihr altes Band durch priesterliche Kopulation zu bestätigen, wozu ich durch spätere Briefe bevollmächtigt war, nahm sie ohne Zurückhaltung an, da es ihre Ehre ganz wiederherstellte. Ich hatte noch das Vergnügen vor meiner Abreise zu sehen, daß meine Munterkeit ihre schlafende Laune erweckt, und daß ich, wo nicht als Sohn, doch als Freund, Fortschritte in ihrer Gunst gewonnen hatte.

Nach ein paar Tagen erreichte ich Leipzig, wo ich wieder zu meinem Be-

dienten kam. Hier blieb ich eine Woche, machte mir die Freude, meine alten Freunde die noch lebten aufzusuchen und zu beschenken. Die übrige Zeit wendete ich an, Briefe an meine Frau, und Berichte an meinen Vater zu schreiben, in die ich aber von den Entdeckungen die meine Person betrafen, nichts einfließen ließ. Ich bediente mich des zweydeutigen Ausdrucks Mutter und Kind. — Mutter und Kind befinden sich wohl, — sie werden bald Mutter und Kind umarmen — u. s. w.; so daß der alte Herr bey seiner vorgesetzten Idee, er habe eine Tochter, bleiben konnte.

Als ich wieder zu meinem ehrlichen Pastor kam, war mein erstes, ihm das Anliegen über einen Beweis für meine Individualität in den Busen zu schieben, aber dafür hatte der brave Mann schon gesorgt. »Ihre wundervollen Begebenheiten« sagte er »erfüllten nach ihrer Abreise mein Gedächtniß und meine ganze Seele. Da ich darüber nachsann, fiel mir der Kandi-

»dat Meyer ein, der bey Ihrer zweyten  
»Taufe Gevatter gewesen ist. Ich ken-  
»ne einen Konfrater dieses Namens  
»ohnweit Halle, von dem ich weiss,  
»dass er viele Jahre im Waisenhouse  
»kollaborirt hat, und fuhr vor acht  
»Tagen zu ihm. Der Mann erinnert  
»sich Ihrer noch ganz gut, er hat mir  
»nicht nur verschiedene Anekdoten aus  
»Ihren Kinderjahren erzählt, sondern  
»er gedenkt auch noch, dass ein Stu-  
»dentenbothe den Tag nach Ihrer Flucht  
«in das Waisenhaus gekommen ist, und  
»nachgefragt hat, ob nicht ein Knabe  
»entlaufen sey? Das übrige können Sie  
»selbst mit ihm auseinandersetzen, denn  
»er hat mir versprochen hieher zu  
»kommen, sobald wir ihm verlangen.»  
Das geschah, als meine liebe Mutter an-  
gekommen war. Pastor Meyer, dessen  
auch ich mich wieder erinnerte, erschien  
und stellte in Beiseyn meiner gnädigen  
Mama und unsers Hauswirths ein Exa-  
men über meine Waisenzeit an, wobey  
ich ganz wohl bestand. Die Begeben-  
heit der ersten Nacht meiner Auswan-

derung, die der Bothe im Waisenhause erzählte hatte, wusste Pastor Meyer noch recht gut, und hatte sie dem Pastor in M.\*\*\* schon vorher, dieser aber meiner Mutter mitgetheilt. Viele andre Anekdoten und die Lokalbeschaffenheit im Waisenhause, der ich mich noch genau erinnerte, ließen keinen Zweifel übrig, dass ich der rechte Waller sey. Meine Mutter fing daher von dem Tage an, mich mehr als ihr Kind zu behandeln, welches ich durch ächtes kindliches Betragen so erwiederte, dass ich schon hier, und noch mehr in der Folge auf der Reise, ihre ganze Gunst und Vertraulichkeit gewann.

Ich bekam Briefe von meinem Vater, worin er mir meldete, dass er und meine Frau uns bis Frankfurt am Main entgegen kommen würden; und so fuhren wir denn ab, nachdem ich den besten aller möglichen Landpfarrer nicht ohne sein Widerstreben reichlich beschenkt, und er uns seinen Segen, nicht wie der Papst mit der Hand, sondern im und von Herzen gegeben hatte.

Wir kamen nach einer angenehmen Reise glücklich in Frankfurt an und trafen unsere Leute im rothen Hause. Da wäre nun freilich wieder so ein ganz schöner Stoff zu einer empfindsamen Mahlerey; aber ich bin nun schon, einmahl ein trockner Mensch, — *ein kalter Hund*, — wie es zur Zeit des Wertherfiebers und respektive Siegwartfiebers *anno Domini 1776* hieß — der nur empfindet, nicht empfindelt, nur schreibt, nicht mahlt, nur erzählt, nicht dichtet; also kann ich, zumahl da ich zum Ende eile, nichts anders als nur geradezu erzählen, daß ich meinem Vater seine zukünftige Frau vorstellte, und sie ihm seinen Sohn. Dies konnte er anfänglich nicht wohl begreifen. Aber nachdem es zu weiterer Explikation kam, bequemte sich mein Vater viel geschwinder als meine Mutter, mich für seinen Sohn anzuerkennen. Er fiel mir mit Zeichen der herzlichsten Liebe und Zärtlichkeit um den Hals, und meinte längst schon gemerkt zu haben, daß wir näher verwandt seyn müßten. Nachdem

wir einander alles erzählt und auseinander gesetzt hatten, ward das liebe Elternpaar zu Offenbach feyerlichst zusammengetrauet. —

»Da haben wir's!« — Ich höre daß Leser und Leserinnen aufschreyen: »Hat man wohl jemals einen so närrischen Roman gesehen, der sich mit der Hochzeit von Vater und Mutter endigt?« Was kann ich aber dafür, daß meine Eltern mich eher heurathen ließen, als sie selbst verheurathet waren? Indessen wurde ich *per subsequens matrimonium* — ein lateinischer Ausdruck, der mir seiner für mich heilsamen Folgen wegen noch jetzt gefällt — der rechtmäßige Erbe des Freyherrn von und zu Wallberg und nahm diesen Namen an, den ich nun noch mit mehrerem Rechte führe, da meine Eltern schon vor einigen Jahren verstorben sind, und ich mit meiner Kordula einen ganz hübschen Vorrath Stammhalter dieses alten freyherrlichen Geschlechts aufweisen kann.

Wir leben zufrieden und erziehen unsere Kinder, die uns Freude machen.

Weil aber dieses Buch überhaupt ein plan- und zweckloses Ding ist, ohne Sentiment, Moral und Empfindsamkeit, so muss ich am Ende noch bekennen, dass ich nun als ein halber Greis immer noch um nichts besser bin als ich in meiner Jugend war. Ich bin mit etwas Temperamentstigend demüthig zufrieden, und denke es ist schon genug, wenn ein armer schwacher Mensch Tugend hat, komme sie her woher sie wolle. Dass ich eben nichts böses thue, kommt nur daher, weil ich keine Neigung dazu habe, und wenn ich Gutes thue, geschieht es nur, weil ich Vergnügen dabey empfinde. Mein Nachbar, der nirgends gewesen ist, als auf der Universität und auf seinem Gute, predigt mir oft, ich könne nicht ruhig seyn, wenn ich nicht wisse, ob auch alle meine löblichen Eigenschaften aus einem *kathegorischen Imperativ* entstanden, wie sie das Teufelsding nennen. Denn, setzt er mit sehr weiser Mine hinzu, nur wenn sie aus dem kathegorischen Imperativ entstehen, sind sie gut, aber wo nicht böse, doch sehr verdächtig, wenn

sie aus dem Triebe entstehen, sich damit Vergnügen zu machen. Das kümmert mich aber, — sey es mit Respekt gegen alle gelehrte Sprüche gesagt, — nicht eines Pfifferlings werth. Ich thue Gutes, weil sich es nicht wohl ändern lässt. Ich prelle keinen Postmeister mehr, weil es mir nicht an Gelde fehlt, und laufe nicht nach den Komödiantinnen, weil ich eine schöne Frau habe. Sonst bin ich aber noch immer der alte Waller, dem es eben nicht an Thätigkeit fehlt, wenn ihm nur etwas aufstößt das sie in Gang bringt, und da ich weder Freund von der Jagd, noch vom Spiele bin, da ich nicht geheime Gesellschaften suche, keine verborgene Künste entdecken will, weder Physiognomik, noch Magnetismus treibe, in allen politischen Neuigkeiten Fremdling bin, und, man mag es glauben oder nicht, nicht einmal von der französischen Revolution rede, da ich keinen Hang mehr zur Andächtley habe, da ich mich nicht darum bekümmere, ob der Löwenzahn die letzte Oehlung ersetzt? oder ob eine Reise nach Bremen die Bleichsucht heilt? ob

ein Doktor in Paris war, die Tonsur zu holen, oder ein schwaches Kraftgenie um seine Frau zu vergessen? oder ob ein schöner Geist in den Zeitungen darüber winselt, dass man ihn für den Autor eines Buchs hält, das er nicht läugnet geschrieben zu haben? da ich bey dem allen in einem Winkel wohne, in dem mich wenig Fremde besuchen; so ist mein ganzer Zeitvertreib Romanen lesen. — Wer nun viel liest, bekommt endlich Lust zu schreiben, und wer nichts bessers weiß und kann, der schreibt den Roman seines Lebens. Dieses habe auch ich Georg Waller, Freyherr von und zu Wallberg, Herr der Herrschaften Berghof, Draweck und Dickdorf u. s. w. gethan. Ich, der grosse Egoist, von dem in diesem Buche das liebe ICH, *salvo errore calculi*, 1872 mahl vorkommt — also doch in allem wenigstens viermahl weniger, als in dem ersten Theile von meines halben Namensvetters *Karl Pilgers* Leben — Ich habe diess gethan und werde es noch ferner thun bis an mein Ende. Amen.



